I
28816
Studienbibliothek Klagenfurt

KÄRNTEN

EIN HEIMATBUCH

HERAUSGEGEBEN
VON
JOSEF FRIEDRICH PERKONIG

A Raunecker's
Buchhandlung
Klagenfurt

Kärnten

Ein Heimatbuch von

Josef Friedrich Perkonig

Einband und Textbilder von Joseph Prokop

Leipzig
Friedrich Brandstetter
1925

UB Klagenfurt
+L10254502

I 28816

1932/312

Druck von Ferd. Kleinmayr in Klagenfurt.

Der Inhalt

Die mit ° bezeichneten Stücke sind Originalbeiträge, die mit * bezeichneten Gedichte.

Seite

°Kärnten: Land und Mensch. Von Josef Friedrich Perkonig . . . 1

Das Land

Das Kärntnerland. Von Dr. Viktor Paschinger 17
°Die Hohen Tauern. Von Dr. Gustav Renker 26
*Unser Landle. Von Primus Lessiak 28
°Der Aufbau Kärntens. Von Dr. Viktor Paschinger 29
Durch Kärnten im Jahre 1802. Von Julius Golker 35
Millstatt. Von Hermann Bahr 40
Das Dorf meiner Kindheit. Von Nora Purtscher-Wydenbruck . . 42
Federzeichnungen aus dem Gailtale. Von Julius Golker . . . 45
°Die kärntnerische Wulfenia. Von Hugo Moro 50
Die Straße des steirischen Weinfuhrmannes. Von Rudolf Hans Bartsch 54
°Die Stadt der Alleen. Von Josef Friedrich Perkonig 56
°Das Fenster gegen Süden. Von J. Friedel 59
Österreichs Südmeer. Von Bernhard Scheichelbauer 62
*Eine Erinnerung an Maria-Wörth. Von Ottokar Kernstock . . . 65

Die Menschen

Die Ursprünge des Kärntner Volkstums. Von Dr. Georg Graber . 66
Die Sternsinger 71
Ein Schneesturm auf der Jauken. Von Franz Franziszi 73
°*In der Bergöde. Von Johannes Lindner 77
Das Kärntner Volkslied. Von Dr. Georg Graber 79
Sprachmischung im kärntischen Volkslied. Von Dr. Primus Lessiak 86
°Das Bauernhaus in Kärnten. Von Ing. Arch. Franz Pichler . . 88
°*'s karntnerische Gwandl. Von Hugo Moro 90

Seite

Der Sterz. Von Anton Ohrfandl 92
Wallfahrten. Von Hugo Josef Ranner 94
Christ ist erstanden. Von Dr. Georg Graber 97
°Das Osterspiel. Von Johannes Lindner 102
°Huchenjagd. Von Johann Tschauko 105
Der heilige Antonius auf dem Tauern. Von Elisabeth Kraus . . 107
°Der Reiftanz in Hüttenberg. Von Felix Baumgartner 110
°Das Kufenstechen. Von Jakob Themeßl 113
Karntnerisch. Von Hugo Josef Ranner 116
°„Verlassen". Von Dr. Ferdinand Reich 120

Die Zeit

°Virunum. Von Hermann Braumüller 124
°Was Kärntner Ruinen erzählen. Von Hermann Braumüller . . 131
°Von frommer Männer Werken. Von Michelangelo (Baron) Zois . 137
Weltgericht und Totentanz. Von Paul Grueber 146
Fürstenstein und Herzogsstuhl. Von Dr. Georg Graber 148
°Das Stift Millstatt. Von Maria Viktoria Attems 156
Bauernaufstand im Drautale (1737). Von Dr. H. Hermann . . 165
Der Fahneneid des k. u. k. Infanterie-Regiments Graf v. Khevenhüller Nr. 7 aus dem 17. Jahrhundert 166
Begebenheit aus dem Jahre 1809. Von Johann Baptist Türk . . 167
Vernichtetes Volksgut. Von Ludwig Jahne 168
Krieg im Winter. Von Dr. Franz Josef Krug 172
°Bildende Kunst in Kärnten bis 1800. Von Dr. Karl Ginhart . . 175
Kärnten als deutsches Kulturland. Von Dr. Martin Wutte . . . 185

Die Dichtung

°Kärntnerische Dichtung. Von Dr. Max Pirker 197
Die Volksdichtung in Kärnten. Von Dr. Oswin Moro 201
*Mei Diandle is a Bildle. Ein Kärntnerlied 207
*Hirtenlied 208
Die zwei buckligen Musikanten. Ein Kärntner Märchen 208
Der Schmied am Rumpelbache. Eine Kärntner Sage 210
*In der Wirtsstube 212
°*Dö Lizetierer. Von Hugo Moro 217
Der Raufer. Von Thomas Koschat 218

Seite

°Der helliachte Werchtag. Von Leopoldine Sternweiß 220
Beim Glori. Von Anton Gitschthaler 222
*Stromlied. Von Friedrich Marx 228
*An den Wildbach. Von Ernst Rauscher 229
Die Pest. Von Karl Krobath 229
*Leichenstück. Von Adolf Ritter von Tschabuschnigg 231
*Lerche. Von Fercher von Steinwand 232
Die Franzosen ziehen ein. Von Hans Sittenberger 232
*Primel. Von Nora Purtscher-Wydenbruck 236
Ein knorriges Trio. Von Julius Golker 236
°Der heilige Abend. Von Josef Friedrich Perkonig 239
°*Der Trommler. Von Johannes Lindner 247
°*Der Sommer. Von Alexander Lernet-Holenia 252

Das Leid

*Kärntner Herbst 1920. Von Friedl Schreyvogel 254
Die Volksabstimmung in Kärnten. Von Hans Steinacher . . . 254
°2. Mai 1919 zu Völkermarkt. Von Friedrich König 261
In memoriam. — Meinem toten Vater. Von Josef Friedrich Perkonig 264
°Im K. H. D. Von Theodor Wagner 268
°Redendes Papier. Von Dr. Robert Pock 271
°Der Abstimmungstag. Ein Bilderbogen von Josef Hoff 275
10. Oktober 1920. Von Josef Brunngereuth 277
°Kleine Begebenheit. Von L. Georg 279
°Die Irredenta. Von A. Maier-Kaibitsch 279
Die Verluste Kärntens im Frieden von Saint-Germain. Von Doktor Martin Wutte 281
°Die Einverleibungsfeier in Tarvis. Von Friedrich Winkler . . . 285
*Das Kärntner Heimatlied. Von J. Ritter von Gallenstein . . . 288

Kärnten: Land und Mensch

Das innere Gesicht, die Seele und letzte Bestimmung eines Landes, einer großen Gemeinschaft sind nicht zu gestalten durch Anhäufung von Ereignissen ihrer Geschichte, durch Maß und Schilderung ihrer Parzellen, durch Zahl und Gewicht der Schaffenden und deren Schöpfung, nein, aus diesen rein wissenschaftlichen Ergebnissen erst klingt als Ableitung der Dreitonakkord von Mensch, Tier und Landschaft in dem gegebenen Rahmen der irdischen Begrenzung.

Kärnten war seit jeher ein stilles Eiland im Meere der Welt. Wenige Tore nur brach sich der unbändige Strom des gewalttätigen Lebens in die Mauern der Randgebirge um das beinahe regelmäßige Geviert des Landes. Gelehrte haben Kärnten eine „Wetterinsel" geheißen, nicht beunruhigt von Wetterstürzen und ihren oft entsetzlichen Folgen, wenig durchbraust von den wilden, reißenden Stürmen, ja, beinahe windarmes Land. Ein unbewußtes Sinnbild liegt in dieser Deutung für das äußere Ereignis der Vergangenheit. Wohl fielen die Türken in das Land, rotteten sich auch hier die Bauern wider die Herren und glänzte der Stern Napoleons über Bestürzung, Schmach und innerer Empörung, aber stets war es nur ein leiser Hauch der großen Weltgeschichte, der die kärntnerische Versunkenheit streifte, daß sie auch ein weniges teilhabe an dem bedeutsamen Wandel der Welt. Der Orgelpunkt des Landes,

über dem sein Leben ruhig, schön und natürlich zog, war das Rauschen seiner unermeßlichen Wälder, reinste Anwartschaft auf den Titel Paradies, bis das ungeheure Morden des entsetzlichsten aller Kriege auch hier Stille und Gotteskindschaft erwürgte.

Zu dieser Zeit aber waren Seele der Menschen, Richtung des Lebens, Form der Siedelung längst bestimmt, hunderte Teilerscheinungen bereits erstarrt zu der Gesamtheit des Wesens. So weit das strenge, geschichtliche Ermittlungsverfahren zurückreicht, wirkt die Vielfalt des Blutes in der Mischung der Eigenarten. Pfahlbautenreste und Gräberfunde berichten von einem halb unbekannten Urbeginn, Namen wie Tauern, Karawanken, Gail, Glan, Möll, Gurk, Drau reichen zu keltischem Ursprung zurück und spiegeln in ihrem seltsamen, herben Klang eine Zeitstimmung, die die Heimat von Sage und Märchen war. In das düstere, unwirtliche Land der Karner, deren Sprachdenkmal das Wort Kärnten geworden ist, brechen die Römer, siedeln sich vielvermögend in reichen Städten, roden die dunklen Wälder, schaffen das Leben der noch heute auffindbaren Straßen und gehen stolz unter in den Stürmen der Völkerwanderung. Und die Berg- und Baumstille des Landes bleibt, als Europa zum erstenmal zersprengt wird, bevölkert von germanischen Stämmen; neueste Forschung wies Einflüsse der nordischen Kultur nach. Blutströme von bajuvarischen, fränkischen, norditalienischen Zuwanderern mengen sich in Jahrhunderten und schließlich gibt ihnen das in ihre Mischung einmündende Slawentum eine eigenartige, nachwirkende Wendung. So wurden Land und Mensch zu Kärnten gebildet durch Zeit, Zufall und Begebnis und überall wirkt irgendwo nach der späte Ausklang der fernen und allerfernsten Ahnenschaft. Auf halbversunkenen und übermooften Römerstraßen spielen die Kinder, weidet das Vieh, träumt der Hirt und gehen die müden Holzsammlerinnen, da und dort vermutet die Überlieferung ein Keltengrab, in manchen Dörfern steht ein fränkischer Bauernhof, durch die Mundart geistert vernehmlich die bajuvarische Urväterſprache, die Landschaft ist ein Gefäß tausendfacher Erinnerungen von Menschenherkunft, und die köstliche Art des leichten Sinnes und Leichtsinnes, die entbundene Form des Lebens und Lebenlassens, raschere, innige Hingabe an Musik und Liebe, der viele Vorschuß auf die Wonnen der ewigen Seligkeit, die dauernde Betonung des irdischen Anspruches, alles das ist heiteres, lockeres, gefährliches, aber doch auch so schönes Erbgut jenes weitreichenden Herkommens. Denn die verallgemeinerte Fabel von der Schwerfälligkeit des Kärntners ist der übelwollende Witz oder die Lüge eines erfolglosen und blinden Landfahrers, der Gewalt genug hatte, seiner boshaften Meinung allgemeine Giltigkeit zu verleihen. Jene seelische

Gewichtigkeit, jenes herbe Beharren sind die Verschlossenheit, das Mißtrauen, Mißtrauen oft genug auch gegen sich selbst, die seelische Keuschheit des natürlichen und naiven Menschen. Bricht aber einmal ihre Rinde, dann schleudert der Vulkan ihrer Unverbrauchtheit eine ungeheure Fülle an Kraft, Temperament und Leidenschaft aus...

Alle Adern des Landes führen gegen sein Herz: Klagenfurt. Um 1200 herum schon zeigt ein Stadtsiegel den Lindwurm auf dem Jagdturm. Sie ist eine Stadt der Stände und kleinen Bürger, kein großes Herrengeschlecht leiht ihr Reichtum und Verklärung, sie wird nicht von hinreißenden Lobpreisungen ausgerufen wie das baumrauschende Graz, die beglückte Stadt der Gärten, das bewegte, helle Linz, das alte, vom Geräusch des Bischofshofes widerklingende Salzburg; hier war kein Hof, keine hohe Schule und begann keine leuchtende Geschlechtsnachfolge; aber hier war seit jeher die stille, verträumte Art der nervenruhigen Menschen, hier bogen sich brüderlich die Baumwipfel der einsamen, etwas verschlafenen Alleen zu Wölbungen kleiner grüner Dome zusammen; hier war zünftige, kleinstädtische und doch so köstliche Biedermeierei der Bauweise und des Lebensausdruckes, hier war — ach, daß dieses „war" mit einem schmerzlichen Seufzer hervorgehoben sein muß — eine kindlich stille und beruhigte Form jeder öffentlichen, ja beinahe jeder politischen Gepflogenheit. Aber eines nahm die Wandlung der Welt und der Menschen dieser Stadt doch nicht; vor einem mußten Raub und Unseligkeit innehalten: daß diese Stadt ein nur wenig unterbrochenes Grün ist, daß sie einige Straßen und einige Plätze hat, die es dem Namen nach sind, und daß dann die kleinen Haus- und Vorgärten beginnen, immer größer, gedehnter werden und schließlich, ehe man es noch glaubt, bereits Land geworden sind, Acker, Wiesen, einfach beglückendes Land, das über Wiesen hinausschwingt, in dem Sommers über die Grillen betäubend lärmen, bis zu den Hügeln der Sattnitzwälder, immer mehr Einsamkeit und Entrücktheit werdend, die ihr letztes, erhobenstes Königreich in dem geisterhaft blassen Zuge der Karawanken liegen haben. So sieht man diese trunkene Ausgebreitetheit, diese scheinbare Endlosigkeit an Schönheit von dem Gipfel des Ulrichsberges, den man, immer anders geformt, fast aus allen Windrichtungen Kärntens mit dem Auge erreichen kann. Und gewandelt sieht man das vielgestaltige Gesicht der Gegend, wenn man sich dort auf der Höhe, die heidnische Opferstätte war, bald dem Norden, bald dem Süden schenkt, dem Blicke die Richtung gegen Sonnenaufgang oder -untergang wechselt. Überallhin ist ein Tor in leises und doch starkes Bauernland aufgetan. Gegen Mittag strebt der zerfranste, silberne Kalk gegen den Himmel, im Nordwesten aber, gütiger wie

die abweisenden Karawanken, runden sich die freundlichen Kuppen der Nocke, Linie schwesterlich an Linie geschlossen, ohne die zähe und schaurige Überraschung wilder, zerrissener Abstürze. Überall im fernen Kreise sind die Berge unter den niederbrechenden Himmel gestützt, nahe aber an die grünen Flanken der Wälder und die violetten der Kahlschläge rinnt die Ebene und wird hier unten an dem Ulrichsbergfuße Tal der ältesten, ja hauptsächlichsten Geschichte. Über das Zollfeld dehnte sich Virunum, ein römisches Pensionopolis, zu Karnburg war die Pfalz der alten Herzoge, dort diente ein römisches Säulenkapitäl als Fürstenstein, um den sich die vielumstrittene und neuerdings als deutscher Brauch erkannte und erwiesene Feierlichkeit der Herzogseinsetzung abspielte. Und vielleicht über den tief unter den Humus versunkenen Trümmern einer Römervilla steht die umfriedete Reliquie des Herzogstuhles, Zeuge fürstlicher Belehnungen, erwünschter, aber nicht stichhältiger Zeuge auch für slowenische Ansprüche auf Kärnten als angeblich slawisches Land. In dunkler Nacht wird von einer fanatischen Frevlerhand die römische Inschrift in eine altslawische umgemeißelt. Recht und Vorsicht aber erkennen und brandmarken die Fälschung. Und es dröhnt der Zollfelder Boden von den Schritten der Legionen, die in die Schlacht von Noreia ziehen, er hört den friedsamen, scheuen Tritt der heiligen Sendlinge des Salzburger Bischofs. Modestus baut die älteste Kirche des Landes, Pflanzstätte christlicher Kultur: Maria-Saal, in deren Stufen der erboste Teufel seine Fußspur drückt, und Modestus rodet die heidnischen Herzen der Menschen. Und später füllt das Tal auf und ab mit einer wogenden Flut der erhabene Klang der größten Glocke des Landes, die die beiden Kirchentürme im Innersten erzittern läßt und mit wohllautvollem Schrecken in die Menschen stößt ...

Den seltsamen, beredten Edelrost der Geschichte hat in Kärnten gewiß jedes dritte Dorf und es wird ehrwürdig durch die weitgeleitete Jahresreihe seiner Entstehung und Entwicklung. Menschen hausen nahe von uralt Toten und ihre Tage und Wohnungen umwittert etwas von den schaurigen letzten Dingen. Nicht an wenigen Orten Kärntens findet sich diese merkwürdige Verquickung von Diesseits und Jenseits, wie sie auch nicht selten ist zwischen Gewesenem und Gegenwart. Der Denkzeichen, die der Erinnerung irgendwelcher Begebenheiten gesetzt sind, gibt es nicht wenige. Vor ihnen macht die fromme Dankbarkeit der Landleute zu andächtigem Verweilen oft halt, Prozessionen wallen an ihnen vorüber, und sie sind wohl auch die Stelle einer heiligen Übung. Um so mehr, wenn sie in die Nähe von Gnadenorten gepflanzt wurden, wie die Pestkapelle bei Maria-Saal. Dem grausamsten Würger der Menschheit, der Pest, bleibt in Kärnten, wo sie einstens Schwärme von Opfern

fraß, ein seltsam zähes Erinnern geweiht, wie jedem Geschehnis, das sich über dem Schmerze und der Not Tausender wölbte. So wie Napoleon als Denkzeichen an ihn eine Unzahl Pappeln gepflanzt haben soll, und sie allesamt doch vielleicht als älter oder jünger angenommen werden dürfen, so sind Landschaftsbezeichnungen, Säulen, Altäre, Bräuche, Messen, Prozessionen, Glockengeläute und Andachten zu bestimmten Stunden auf den grimmigen Pesttod mit Recht oder Unrecht zurückgeführt worden. Die steinernen Gedächtnismale, die Kapellen und Feldkreuze waren dem gläubigen und gern erinnerten Volke stets eine Verbindung mit der seinerzeitigen Begebenheit und dem Himmel. Umgeben gewöhnlich von einer großen, göttlich schweigsamen Natur, wie durch eine erleuchtete Eingebung hingestellt, sind die Bildstöcke in den verlassenen, weiten Feldern, mit der rührenden Unbeholfenheit ihrer grellen Fresken und dem kärglichen Bauerngeschenk an Blumen, Kruzifix und Heiligenbildern, beinahe etwas wie gottesdienstliche Stellen in den Ackerbreiten, aus denen sich als wohlgefällig empfangenes Rauchopfer Korndust und Schweißdunst der Arbeit zum lieben Herrgott heben ... Aber neben Gott erhöht in seinem wandelbaren Herzen der Kärntner manchmal voll weltlicher Stimmung auch Liebe und Weib; in ihm reichen sich Himmel und Erde brüderlich die Hände, wenn er in manchen Liedern das Bekenntnis von einer besonderen, irdischen Anbetung formt.

Diese freudige Hingabe an herzliche Diesseitigkeit, die sich aus gesunder, natürlicher Kraft bildete, ist nicht anders in den belebteren Tälern als in den äußerlich stummen Entlegenheiten; selbst wo das laute, zur Mode entwürdigte Leben hinsengte, in den wenigen mondänen Orten an den Ufern der Seen, wo die unholde Großstadtart und -unart sich auf jungfräuliche Landschaft und Menschen abzufärben bemühte, zuckt unter der losen Oberschicht des pflichtgemäß sich zurechtfrisierenden Tages die alte, starke, nicht umzubringende Seele. Zwei Monate, wenn es hoch geht, drei, dauert in Velden, Pörtschach, Millstatt das schwätzende Gedränge der tadellosen Bügelfalten, Lackschuhe, Seidenwäsche, der schicken Trägerinnen letzter Moden, zwei Monate herrschen Flirt, Genuß, Tanzwut, und während dieser Zeit verhüllt die umliegende Landschaft ihr treues Bauerngesicht. Aber selbst während dieser Wochen, in denen Land, Wasser, Luft, Licht, Wärme von den Banknoten der Reichen restlos gepachtet scheinen, sind die Ufer des Wörthersees, an dem sich die meiste Entartung breit und heimisch machen möchte, nicht gottverlassen; denn was ist schließlich das lächerliche Gebaren einiger Tausender gegen die Milliardenfalt, die einem einzigen offenen Menschenauge dargeboten wird, wenn es nur empfänglich ist für die erste und letzte Sprache auf Gottes viel-

zungiger und verworrener Erde. Jeder hungrige Blickstrahl in die Ferne umreißt und durchstößt tausend Welten, jede einzelne vogelbelebte Laubkrone wiegt eine reichbevölkerte Sommeransammlung naturentfremdeter Menschen auf.

Daß die Ufer des Wörthersees unruhig gegliedert sind, lobt der Wanderer ins Grüne; so wird ihm die Wesenheit von See und Umrahmung beinahe von hundert zu hundert Schritten anders, der beständige Wechsel macht ihn zum glücklichen Entdecker. Nein, diesem See, wie auch jedem anderen in Kärnten, vermögen die betriebsamen Menschen nichts anzuhaben, an unzähligen Uferstellen spottet er ihrem Bemühen, sich seiner Einsamkeit und Ruhe zu bemächtigen. Eine einzige Fabrik raucht an den reichlich fünfzig Kilometern seiner Uferrundung und auch die ist eine unsäglich stille, beinahe verschlafene Fabrik; auf der südlichen Seite aber liegen die Träume einiger Ansiedlungen, wahrhaftig: Träume; zum großen Teile nur versteckte Sommerlandhäuser, dann eine zuzeiten todverlassene Straße und Wald, Wald, Wald; kilometerweit kein Haus, kein Mensch, nur der Friede der ersten Schöpfungstage, in dem Kuckucke, Häher und Elstern rufen.

Wie still wird erst der Winter in diesen stillen Winkeln nach den freundlichen Zeiten der Aberntung, wenn in den Höfen tiefer in das Land die goldgelben Türkenkolben an dem Hausgang unter dem Dache zu einer weithin leuchtenden Fläche gereiht sind, wenn die ackersprenkelnden Kürbisse gehäuft und der reifverbrannte, rote Buchweizen gesichelt wurden, der um den Septemberfrauentag herum eine selige, gastliche Bienenweide war.

Rührung und Schwermut lauern im Schilf, aus dem sich Gott Pan seine Pfeifen schneidet, ehe er sie zur Syrinx bindet. Neben dem prahlend triumphierenden Leben sind hier noch Abende möglich von einer unsäglich süßen Erfülltheit; die Tümpelfrösche und Wiesengrillen machen Dämmerungsgesang, verwehte Takte von Kurmusik der ewig erheitert sein Wollenden streuen sich in die abendliche Unbeweglichkeit und irgendwo fallen quarrend die Wildenten ein. Wen es da nicht am Herzen reißt, der ist innerlich in alle Ewigkeit verloren. Ihm redet nicht mehr verständlich das Spiel der Wellen und der Wolken, ihm sind tot die Nacht und die Sage, die ihre großen Kinderaugen nur auf die Erwählten richtet. Und er erkennt, entgöttert, nicht mehr den Sinn in dem Berichte von der übermütigen, versunkenen Stadt auf dem Seegrunde, die von den Wässern verschüttet wurde, weil ihre frevelhaften Bürger bei ausgelassenem Gelage, bei Völlerei und Tanz die heilige Christmette versäumten. Und er versteht nicht das Sinnbild von dem leisen Glockengeläute, das aus den Tiefen der gestraften Stadt am heiligen Abend emportönen soll ...

Nebensächlich für den Menschen, dem sich der Genuß an einer Landschaft zu Stimmung umwertet, sind die vielen kleinen Züge, die das Bild des größten Kärntner Sees, dem seine geringeren Brüder: Ossiacher-, Millstätter-, Weißen-, Klopeinersee, in nicht wenigem gleichen, äußerlich abrunden: daß seine Sommerwässer wundervoll lau bleiben, weil die Badeschicht nur einmal im Jahre abwandert, wie die Segel seinen Spiegel furchen, als wären es durstige, trinkende Schmetterlinge, daß der entsetzlich notwendige Schienenstrang auch in diese Anmut reißt, daß Luft und Sicht von den Telegraphendrähten zerschnitten werden; aber dennoch bricht ihren Eindruck die tiefatmende Weite der Landschaft, aus der sich nach ausgestürmten Gewittern wie ein letztes Aufschluchzen aus dem Drautale die keuschen Erscheinungen der Silbernebel heben. An anderen Tagen aber brütet der sinnliche Sommerdunst über den Bergen, und die fernen Tauern scheinen, aus der Herzmitte des Landes gesehen, wie kaum erreichbare Unwirklichkeiten, Trugbilder unter der schwer lastenden Kuppel des erhitzten Himmels. So nahe und fast überschwenglich ist die Schönheit und stimmungsreiche Bedeutsamkeit der Ferne, erreichbar von jedem der vielen Hügel aus, und keiner ist an Ausblick stiefmütterlich bedacht. So überschwenglich aber auch die Schönheit der Enge, gemessen an dem Augenblick der Jahreszeit und an dem Grade der Einsamkeit. Ist es dem märchenhaften Eingang unter der Prälatur des ehemaligen Klosters Viktring zu glauben, daß es in eine Tuchfabrik führt, daß dort alte Mönchsrefektorien voll edelsten Stucks nun biedere Wollmagazine geworden sind und in den Zellen bedachtsamer Klausur die Schreibmaschinen klappern? Diese Entweihung heiligen historischen Gutes ist, ach, wie überall, auch in Kärnten nicht selten; hier zu Viktring aber lächelt von einem Brunnen ältester Herkunft, dessen Reiz die eigentümliche Anordnung sonderbarer Säulen und bewunderungswürdige Schmiedearbeit der Gitter bilden, die Liebe Frau begütigend auf die Menschen nieder. Ganz in Grün, in Wäldern, uralten Dammalleen, Parkstillen, Gärten, Wiesen ist dieses Viktring versunken, nahe an einer großen Anhäufung von Menschen und trotzdem unsagbar verlassen, das entzückendste Idyll der Kärntner Ebene, noch nicht von der großen Menge entdeckt. Die Sonne wärmt eine vielfenstrige Front; vor Wohligkeit könnte man dort im Vorfrühling, wenn die Bienen zum erstenmal losgelassen sind und ihr leises Brummen über den Park schwimmt, direkt in die Ewigkeit hineinschlafen. Wein könnte hier gedeihen und wurde von den Mönchen gepflanzt, denen der große Klösterreiniger eine Stätte der Beseeltheit und Besinnlichkeit verdarb. In den hallenden Klosterhöfen zu Viktring, überschwungen von den kühnen Bögen schöner Arkaden, tummelte sich die Jugend

des ärmlichen Färbersohnes Thomas Koschat, saugten Gemüt und Ohr jenen Volksklang in sich, den später seine vielgesungenen Lieder mit einer gewissen Kunst und Verkünstelung wiedergaben. Er war ein Spiegel und warf das Licht schon gebrochen zurück; er war wie eine Biene, die den köstlichen Natursaft der Blume zu einem anderen Wohlgeschmack wandelt. Aber in seinen Schöpfungen, die etwas wie ein Gegenpol sind dem ursprünglich und rein sprudelnden Kärntnerliede, lebt im Text ein gutes Stück alten Kärntens auf und die nicht selten durch Tränen lächelnde Weisheit eines Vielerfahrenen.

Eine neue Schule von Wandelphilosophen könnte in Kärnten ihre erforderlichen Wege entdecken, die durch Stimmung, Stille und Anregung gehen, an den stundenlang flachen Ufern der Glan, Gurk und Glanfurt, wo im Frühling Krokus, Pechnelke und die Orakelblume nacheinander blühen, im Sommer die Heukugeln betörend riechen und der Herbst an den treuen Uferbäumen eine Bemalung von unerhörter Kühnheit beginnt, ehe er sie ihres Laubwirbels beraubt. Oder wo sich, schon etwas über irgendeiner Ebene erhoben, Fernsicht, sanfte Hügellinien, Waldecken und Wieseneinschnitte zusammenfinden und ein zaghafter Baum das ganze Geheimnis der Jahreszeit ahnen läßt. Und noch höher, wo sich im schon entlegenen Bauernland Spätwinter und Vorfrühling gegenseitig die dampfende Erde streitig machen und der Futterbestand des Landmannes so kärglich ist, daß er seine Herde in die Pflanzenarmut des März und April senden muß. Oder jene Nachdenklichen, deren es in jeder warmen, mittägigen Breite eine Unmenge gibt, könnten die gedankenwälzenden Stunden über die hohen, einsamen Almen lenken und das glockenläutende, weidende Vieh wäre ihrem allesumfassenden Gefühl nicht gottferner wie Bruder in einer Idee, wie Pflanze, Stein und Bergwind. Aber dieser Wandelphilosophen gibt es hier nur ganz vereinzelte. Die platonische Uneigennützigkeit widerstrebt im allgemeinen dem praktischen Sinn, der unverfälschtes Bauernerbe und ein Abkömmling der Selbstsucht ist, und das schönste, buschumstandene Wasser, die vielen Tümpel, Teiche, Flußnebenarme, über deren Lehm- und Sandgrund sich jede Welle wohlig wärmt, werden nicht geprüft und beurteilt von Auge und Gefühl, sondern von Fischschnur, Angel, Netz und Ottereisen, wie der Wald auf Wild und Holz. Das ist es, was einem unablässig die Angst ins Herz jagt: daß am Ende wirklich die entsetzliche, unersättliche Erwerbssucht, der verfluchte Drang zu rein unnötigem und übermäßigem Besitz auch die letzten, ach, so schonungsbedürftigen Reste des Paradieses auf dieser ohnehin nur mehr der Zahl, der Maschine, dem Gelde dienstbaren Erde tilgen könnten ...

Auch die kärntnerische Landschaft, redet man einmal von ihren äußer-

lichsten Eigenarten, zeigt immer wiederkehrende Erscheinungen, die die Zusammengehörigkeit der einzelnen Teile vervollständigen. Nicht zu reden von der Buchweizenblüte, die das Land zum beginnenden Herbst mit Tausenden von duftenden Rosavierecken übersät, nicht zu reden von den Türkenkolbenfronten der Höfe, den Harpfen, wie die offenen Feldscheunen heißen, von den eintönigen Dreschflegel-Dreiklängen, den Reihen der zylinderrunden Hüfler, ästigen Stangen, um die trockenes Heu, Klee, Bohnen gewunden werden, nicht von den weiß Gott wie alten Linden, unter deren ausladenden Kronen Geschlechter kamen und wieder hinstarben. Die behenden Grabenbäche treiben kleine, geschäftige Hausmühlen, wie sie einstens die schwerfälligen Räder einiger hundert Hämmerwerke drehten, die längst bis auf das letzte verstummten, verödeten, ja zerfielen. Aber nun schnarren an ihrer Statt zehnmal einige hundert und mehr Sägen im Lande, mit den Holzbetten der Wasserzuführung, dem rauschenden Gischt der Ableitung; in ihrem weitesten Umkreise duftet das herbe Harz, die frischen Bretter leuchten, und nur wenigen Menschen schneidet die nimmermüde Säge in das Herz, die da bedenken, wie jede solche Sägemühle dem lieben, bereits grausig geplünderten kärntnerischen Wald einen Sarg bedeutet. In den Tälern, besonders jenem der Drau, begegnet man dann den Miniaturkirchen mit den bescheidenen, niederen Holztürmen, gleichsam Werke frommer Unzulänglichkeit oder baufroher Gemeindearmut, nicht selten auch die billigere Erfüllung eines großen Gelöbnisses. Das Verhältnis zum Himmel will der Kärntner Bauer ordentlich geregelt haben, darum stehen selbst in minderen, güterlosen Gemeinden Prachtkirchen. Die Menschen aber, jenseits von besonderer Hablosigkeit und protzenhaftem Reichtum, leben in traulichen Häusern mit dem traulichen Hausgang, an dem die Türkenkolben wintersüber luftig hängen, schindelbedacht, in die warme Erde hineingeduckt. Zu den Fenstern hinein lächelt der Segen eines freundlichen kleinen Hausgärtchens und Linde, Pappel, Kastanie sind die grünen, vor dem Blitze schützenden Hauspatrone. Die Fenster sind nieder, ein Bursch lehnt sich, fest auf dem Boden stehend, ohne die Umständlichkeit einer noch dazu unverläßlichen Leiter, bequem hinein. In den Mondnächten und auch in den dunklen, geheimnisreicheren wandert die Sehnsucht und macht vor den Kammerfenstern der Mädchen halt. Ihr Schlaf bricht auf, wie sich eine Blume dem Tau öffnet, endlose Zwiegespräche, neckische und mit der Tugend nicht immer meßbare Begebenheiten füllen den engen und doch so weiten Rahmen des Fensters, füllen die Stube ...

Auch zu Kärnten band die Erde den Menschen an sich. Wo er ihrer wechselvollen Sprache, in seiner Abgeschlossenheit von wenigen Zeitströmungen

andauernder abgelenkt, durch Jahrhunderte herauf lauschen mußte, vernahm er in dem Rollen der Lawinen, dem Wandern der Gewässer, dem Wechsel der Jahreszeiten immer denselben erhabenen Grundton. Er schmolz in seine Landschaft hinein, er ward ihr im Leben und Sterben untrennbar vermählt; wollte er sie fliehen, beschwerte sie seine flüchtigen Füße mit dem Bleigewichte des Heimwehs. In uneingestandener, oft unbewußter Liebe blieb er der auch in ihrer Armut noch reichen Heimat hingegeben und aus ihm brach erst dann der Strom der Liebesüberfülle, als diese Heimat bedroht war. Jene Erdhaftigkeit nun, jene wurzelstarke Gründigkeit nährten, niemals unterbunden, den festen, beschwerten Sinn, aus dessen innerster Sicherheit allmählich die heitere Auffassung des Lebens und der Welt wuchs. So und nicht anders geschah die Geburt des etwas schwerflüssigen, herben Kärntner Humors. Abseits von beißender Ironie und undeutschem, geistreichelndem Witz wahrt er auch noch in seinen gewagtesten Bocksprüngen das Zeugnis seiner gemütvollen Herkunft, oft derb, unzweideutig, frisch zupackend und die Dinge mit dem richtigen Namen nennend, wie es nicht anders das Leben tut, bleibt er ein vollkommener Ausdruck der gesunden, unbekümmerten Volkskraft. Es trug und trägt ihn der kräftige Pfeiler einer Mundart, die jeder seiner feinsten Regungen nachgibt, die ihn mehr als ergänzt, die ihn überhaupt erst möglich macht; sie erfüllt ihn so völlig, wie flüssiges Wachs eine verwinkelte Gußform.

Von Land und Liebe handeln die Hauptstücke in dem Lebensbuche des Kärntners und über ihnen thront allein nur der Tod; aber auch über ihn hinaus reicht noch der Posaunenstoß des siegreichen Diesseits, wenn sich die Bauern mancherorten nach dem wehmütigen Begräbnis zu einer ausgiebigen Tafelei versammeln ...

Im tieferen Lande, in der Richtung gegen Norden, wird das Antlitz der Landschaft mild, die Hügellinien sanft, und etwas gleichsam Alterndes, Geklärtes beginnt vorzudrängen und zu herrschen. Über der Beruhigung der Ackerweite, in der keine Schlote mehr rauchen, ja nicht einmal eine Säge kreischt, wölbt sich der Himmel in Bögen, die gegen die Menschentiefe zu von keiner Bergkammlinie abgeschnitten werden. Das ist und bleibt dort in dem mittleren Kärnten ein Geschenk: der große, helle Himmel, den beinahe auch die Wolken, kommen sie nicht in zu geballten und zu drohenden Massen, kaum überdüstern können. Hier im Herzen der Landschaft, zu Moosburg, stand die bis auf wenige wetterbraune Mauern in das Hügelmoos hinein zerbröselte Pfalz des Kaisers Arnulf, des einzigen Kärntners, dessen Stirn der goldene deutsche Krönungsreif drückte. Das kastenförmige jüngere Schloß über den

Teichen, in deren verfilztem Schilf sich Wildenten, Taucher, Bläshühner und kleine Dommeln ihr kühles Bett suchen, ist angehörig einer Burgen- und Schlösserversammlung, die sich, abgesehen von Ausläufern, in der Landschaftsschale von Sankt Veit zusammendrängt und die dem Lande neben seinen Wäldern, Seen, Liedern ein wesentlich mitbestimmendes Merkmal leiht. Dort ragen auf Hügeln in einem Kreise, dessen Durchmesser vielleicht zwanzig Kilometer beträgt, an die fünfzig oder mehr Burgen und ihre wehmütigen, zerscharteten Überbleibsel. Von einer überschauenden Höhe, wie vom Lorenziberge, zu dessen Füßen die alte Herzogstadt Sankt Veit sich wie die Zusammenwürfelung zierlicher Gegenstände einer Spielzeugschachtel ausnimmt, die Stadt, die das glänzende Geschlecht der Sponheimer hinwelken sah, die den süßen Gesang Herrn Walters von der Vogelweide hörte und Unterschlupf manchigesmal auch dem einzigen Kärntner ritterlichen Sänger, Zachäus von Himmelberg, gewährte, deren mittelalterliche Bürger nach dem Volksmunde die Räuber des unheimlichen Wolschartwaldes gewesen sein sollen, von einer solchen überschauenden Höhe lassen sich die herrlichen alten Rittersitze entdecken, vor allen anderen sie, die ragende, trotzige, krönende Burg: Hochosterwitz. Der Sage nach niemals bezwungen, auch nicht von dem Verbündeten der tirolischen Margareta Maultasch: dem Hunger. In den vierzehn Torbögen gähnt die Totenstille ländlicher Starrheit und in dem fünfzig Klafter tiefen Brunnen schlafen die Burggeister regungslos. Rund um das Khevenhüllerische Hochosterwitz aber lebt die uralte Kärntner Vergangenheit auf den Burghöhen von Taggenbrunn, Mannsberg, Kraig, Sörg, Hardegg, Liebenfels, Karlsberg, Frauenstein. Alles nicht fern dem Gurktale, dem sich vielwindenden, das sich aus den Beengtheiten einer förmlichen kühlen Klamm zu den breitesten Böden dehnt. Äcker- und Bauernreichtum sind hier daheim, das Wesen kärntnerischen Bauerntums scheint von hier abgeleitet. Fast dürfte man dieses Gurktal die Schlagader des Landesherzens nennen. Der kirchliche Sprengel hat zu Gurk seine Keimzelle. Es ist die letzte Heimat der Klostergründerin, Hemma der Heiligen; der schönste, reichste Dom Kärntens, dessen Anfang in das elfte Jahrhundert zurückreicht, erfüllt hier jeden kundigen Beschauer mit entzücktem Staunen. Der mystische Säulenhain der Krypta wird noch einmal Weltberühmtheit erlangen. Besäße ihn ein anderes Land, hätte er die Gemeinde, in deren Bereich er sich befände, längst zu der begütertsten gemacht. Diese Mitte Kärntens ist eine Gegend, die keine ausgesprochene bitterste Armut kennt. Die Erde nährt mütterlich alle ihre Kinder, die ihr getreulich dienen ...

Die Landmenschen opfern nicht allein dem lockenden, unheiligen Leben, sie haben auf die Berglein, die die einstigen Burgenbauer übrigließen, Wall-

fahrtskirchen gestellt, Gebrauch und mancherlei wunderhafte Wirkung haben sie dann zu Gnadenorten gemacht. Und auf den Wallfahrten, die dem Herzen und den Beinen ganz grausige Anforderungen zumuten, waschen sie ihre befleckte Seele rein und hocken auch auf den Heimwegen noch müde zu den Füßen des lieben, grundgütigen und den Kärntnern manches verzeihenden Herrgotts. Ein gewisser, in manchen Tälerteilen neben aller Lebenslust noch sehr wahrnehmbar erhaltener religiöser Einschlag hat zu Zeiten seiner lebhaftesten Auswirkung auch dieses Land mit den herrlichsten Kirchen und Klöstern beschenkt und auf diese Weise Anhäufungen wertvollster Kulturnachweise, wie zu Friesach, geschaffen. Von dort ist es einen Nachmittagsspaziergang weit zur steirischen Grenze, über die herab der leise Almenatem von Grebenzen und Zirbitz weht, und von dort auch nicht weiter in die Metnitztalstille, wo man wirklich an dem Herzen einer noch nicht durch Lärm geschändeten Natur träumen kann, denn einige wohltätige Hügel und dunkle, dichte Waldvorsprünge fangen selbst das Rollen der Züge und den schneidenden Pfiff der Lokomotiven auf. Dort herum, weit, weit nach Osten und Westen, sind der Jägerei hochherrlichste Reviere, vom Niederwild, Hasen, Reb- und Haselhuhn, angefangen bis zum stolzen, geweihprunkenden Hirschen. Aber — mit Andacht sei es gesagt — nicht allein für eine unselige, unsinnige Schießerei und zum reinsten Mordhandwerk, sondern auch zur traulichen, verständnisreichen Hege, die Mensch und Tier als brüderliche Geschöpfe zusammenführt. Dort, von den speikduftenden Hochrevieren der Saualpe, sieht das Auge in die obstübervollen Niederungen des Lavanttales, das Paradies Kärntens und infolge seiner Abgeschlossenheit, schweren, umständlichen Erreichbarkeit auch so etwas wie ein kleiner, nach eigenem Sinne gerichteter Freistaat. Im Frühling ist es von einem Obstblütenüberschwang ohnegleichen verschüttet, im Herbst knarren die eiligen Obstpressen, türmen sich die Waggonladungen der schmackhaftesten Äpfel; immer aber ist dort die leise lächelnde Laune der ausdauernden Obstweintrinker.

Wollte man unbedingt wählen, unterscheiden, dann dürfte man getrost sagen: zwei Seelen hat die Landschaft Kärntens. Die lächelnde Anmut der zärtlichen Formen und den geschlossenen, feierlichen Ernst der Berge. Innerhalb dieser Pole bewegt sich natürlich die vielfache Zwischengradigkeit der Abwandlung.

Überall ist der Mensch der Erde verfallen, ob er die Wunder der steinernen Starre und Stille kennt und die Rätselhaftigkeit der dunklen, unergründlichen Meeraugen, blaugrünen, grünvioletten, schwarzblauen Bergseen, die weit über die Höhe von zweitausend Meter hinaus liegen, ahnt

oder nicht. Hier ist vielleicht die Heimat der Saligen Frauen, schöner, schweigsamer Geschöpfe, die sich liebereich den guten Menschen verdingen und deren eine vor grauer Zeit einem Maltataler Burschen das erste Kärntner Volkslied gelehrt haben soll, als sie von ihm mußte, da er die Überirdische liebte ... In dem Bereiche dieser Tauern, hoch über den Menschen und dem Bedarfe des Mölltales, über wunderbar gespannte Brückenbögen, durch Bergrippen und Galerien, reißt die Bahn ein Tor auf in das brüderliche Deutsche Reich. Es ist der lauteste Strang in den stillen Tauern. Sonst sind Talferne, violette, blaue Einsamkeit, Schnee, glasgrüne Luft und Wolken die Seele dieser Berge.

Ein eigenstes, nicht zu erschöpfendes Kapitel müßte man den Wolken in den Bergen widmen. Sie hängen wie an unsichtbaren Schnüren in der Luft, schwellen zu kugeligen Geschöpfen auf, sind an den Rändern schneeweiß, im Innern fein blaugrau und haben Gestalten, als ob man warmes Wachs in Wasser hätte tröpfeln lassen. Immer sind sie anders, bei Windstille, nach Gewittern, Landregen, an besonnten Tagen, im Abendschein, besonders aber, wenn der laue Jauk, der betörende Südwind, bläst. Sie sammeln sich über den Bergkämmen zu Prozessionen, gleichen geschnitzten Heiligenköpfen aus Elfenbein, sind Schiffe, Kanzeln, alles andere, nur nicht Wolken. Aber sie scheinen anders über den Tauern als über dem grauen Kalk der Karnischen Berge und der Karawanken, denn auch die Erde, die Höhen, über denen sie wandern, ändern sich zu einer gesonderten Art. Kalk ist Kärglichkeit, er bildet Boden nur einem schütteren, gesprenkelten Walde, seine Almen zeigen sich anders als jene auf gnädigerem Urgestein ...

Die träge Drau drängt sich an dem vielförmigen Nagelfluh der Sattnitz hin und durch dessen romantische Einkerbungen, die das Wasser ausnagte, öffnet sich das Tal zu überraschenden Ausschnitten. Hinter Ferlach, dem Orte der alten Gewehrerzeugung, runden sich im Bogen die Karawankenabschlüsse; auf ihren Kämmen liegen die Grenzen gegen das vereinte Königreich der Serben, Kroaten, Slowenen. Und es reißt sich für den, der auf den Lehnen der Sattnitz steht, die die seltsamsten deutschen und slowenischen, lautlich wohlklingendsten Bezeichnungen für einzelne ihrer Abschnitte trägt, wie: Turia, Tanzboden, Amerika, Petelinz, Skarbin, an manchen Stellen der Höhe das Land unerhört weit auf, wirklich in einer unglaublichen Ausdehnung von den Tauern bis zur Koralpe und darüber hinab schon zu Marburger Bergen, vom obersteirischen Eisenhut bis zum italienischen Mangart, krainerischen Triglav und dem Ursulaberg in verlorenem Kärntischen. Dem Norden zu, über den Keutschacher- und Wörthersee hin, eben von jener seltsam benannten Tanzbodenhöhe aus, ist dem Beschauer eine solche Ferne

untertan, daß Berggipfel und Wolken in gegenseitiger Täuschung verschwimmen. Vom Süden her, dem Obir gegenüber, offenbart sich die Reichhaltigkeit der Sattnitzlandschaft, voll an Kirschbäumen, Nußpflanzungen, Heidekraut und des bunten, törichten und doch so schönen Volksaberglaubens. Er wird wach in der einsamen Landschaft, die er mit Gestalten belebt, es entlassen ihn die dichten Wälder und eine geheimnisvolle, mit Worten und Farben nicht mehr faßbare Schönheit bringt dort jeder zufälligste Blick heim. Es ist die Zone abwechselndster Gliederung im südlichen Kärnten, die Uebenadern seitlicher Täler zweigen von dem Draubecken und schneiden die reizvollen Tiefen in die Karawanken. Dort färbt sich in den tieferen Lehnen im Herbst das Gemisch von Laub- und Nadelwald zu einer berückenden Harmonie, dort regiert mancherorts im Mai das verschwenderische Gedränge der hellen, wachslaubenen Buchen. Und es ist hier das Gebiet der Lärchen, die ihre lichte Freudigkeit mit den dunklen, ernsten Fichten zu einer seltsamen Paarung vereinigen. Der Wechsel der Jahreszeiten raubt nichts von allem Reichtum, er wandelt ihn nur. Niemals bleibt den empfänglichen Menschen das Tor in den Bereich der stillen Königreiche abgeriegelt, selbst der Winter, der schneereich und grimmig werden kann, sieht die immer Getreuen oft in seinem Kristallpalast als entzückte Wanderer im Rauhreif. Die wenigen Bauern, die sich von Entlegenheit und Unwirtlichkeit noch nicht entwurzeln und vertreiben ließen, die zähe ihren Vätern nachwohnen, sind schweigsame, rauhe, oft machtvoll geschnitzte Gestalten. Ihr Brot ist süß und heilig von entsetzlicher Mühe, denn sie ernten, ganz wie ihre Brüder in den Tauern, die an den abschüssigen Ackerlehnen sich gegenseitig den Pflug ziehen und beim Heuen sich anseilen müssen, von unglaublich schiefen, steilen Feldern und Wiesen. Nahe dem Bergtod und der Lawinenverderbnis, stets umdröhnt von den niederbrechenden Gefahren, sind sie einer wunderbaren Frömmigkeit hingegeben, die sich Kreuze in die Einsamkeit und Kapellen vor die urewige Majestät der Berge baute. Die Bergblütezeit sammelt, hier wie auf allen übrigen kärntnerischen Talentrücktheiten, einen großen Chor von Blumen: blauen Fingerhut, Almrausch, Primeln, Trollkräuter, Schlüsselblumen, Almwermut oder Frauenspeik, die Bergarnika oder das Wohlverleih, Brunellen und das königliche Edelweiß. Aber auf den südlichen Grenzkamm Kärntens sind noch zwei gebenedeite Pflanzen gesät: rätselhafte, abgesehen von ähnlichen Abarten auf der ganzen Welt sonst nirgends mehr auffindbare und in Uralter der Erdentwicklung zurückweisende blaue Wulfenia auf den Bergwiesen einiger karnischer Alpenhöhen und die weißen Narzissen am Kahlkogel in den Karawanken. Über ihren leuchtenden Ansammlungen zittert

in der Sommerwärme der schwüle Duft, hüllt ganze Bergteile damit wie in einen Mantel ein; schallt dort kein Tierschrei und knarrt kein Menschentritt, dann fahren über das Narzissenreich die Chöre der Seligen in den weißen Schiffen der Wolken ...

Und es bleibt aus dieser Gegend noch zu berichten von dem seltsam schönen, geisterhaften Bergzug der Koschutta, die ihresgleichen in Kärnten nicht mehr hat. Sie, deren übersetzter Name eigentümlicherweise „Hirschkuh" heißt, bestimmt aus mannigfachen Richtungen das Gesicht des Rosentales. Sie ist ein Spiegel der wunderlichsten Tagbeleuchtungen und wechselt aus dem stumpfen Grau in zärtliche Dolomitenröte oder in ein seliges Silber. Gleich einem Tabernakel der Berge ragt sie aus den schwermütigen Kulissen der Vorwälder, unnahbar in der Tödlichkeit ihrer grauenhaften Felsstürze, an denen auch der klebrigste Schnee kaum noch haftet. Von den Schneefeldern der Koschutta, wo die kümmerlichen Legföhren, immer wieder vom Flockenwirbel überschüttet, ärmlich leben und der Juli allein sich als völlig schneefreier, sommerlicher Monat gebärden darf, wo die Jäger im Frühlingswinter mitten in Schnee und Tauungsgerinnsel dem seltsamen Schildhahn nachspüren, sieht man in leisem Verhauchen Höhen verlorenen Landes ...

Seele des Menschen und Seele des Liedes verwuchsen zu Kärnten. Eins wurden sie zum Lobe der Heimat, in deren Boden sie ihre Wurzeln schlagen. Wie jede echte Kunst sind die schlichten Gesänge naiv und unbewußt; der ganze Kreis des Lebens, von der Geburt über die Liebe zum Tod, glänzt in treuem Widerschein darin, Lächeln und Tränen speisen sie, Andacht, Spott, Jubel geben ihnen die Richtung und, von dem alten deutschen Volkslied abstammend, wandelt sich in ihm die Vielfalt der Natur zur Vielfalt des musikalischen Gefühls. Es hat sich noch jeden guten, empfänglichen Menschen erobert, der sich nicht vorbedacht seiner verschloß, es wird sich auch noch das große deutsche Vaterland erobern, denn es ist etwas wie ein köstlicher Nachklang aus dem verlorenen Paradiese der Menschheit, aus ihrer noch reinen, ursprünglichen Jugend. So jung und geschmeidig hat es sich innerlich erhalten, daß, wie in der Mutterlauge der Kristall neue Bildungen ansetzt, auch sein verhärtetes Fruchtholz noch neue Sprossen zu treiben beginnt ...

Von jeher wurde zu Kärnten aus zwei Quellen ein brüderlich vereinter Strom. Zwei Sprachen gebrauchten auf einer Erde verträglich ihre Zungen. Mußte die Schlange kommen und sie von einem Baume giftiger Erkenntnis nähren? ...

Betrachtet man den Zusammenhang zwischen Landschaft und Mensch aus dem Sehwinkel irgendeiner großen Idee, dann muß man bei der Ge-

meinschaft Kärnten den hohen Grad einer wirksamen Beseeltheit ermessen, die wiederum der Ursprung ist von Tugenden und Mängeln. Mögen sie dauern, als die Ausdrücke von Seele. Denn dieses ist der heißeste Wunsch aller Sehenden: daß an möglichst vielen Stellen in Europa die Herrschaft dieser Seele noch aufgerichtet bleibt und sie nicht erstickt wird von dem Rauchqualm der Fabriken, daß den Menschen nicht mordet die entsetzliche Zahl und daß die aus Urkraft lebenden Geschöpfe nicht entwürdigt werden zu stumpfen Maschinen. Auch in einem neuen Europa muß der Mensch erhalten bleiben.

Josef Friedrich Perkonig

Das Land

Das Kärntnerland

Von Dr. V. Paschinger

Wo die Kämme der Alpen gegen ihr östliches Ende hin weiter auseinandertreten und zwischen sich geräumigen Tälern und Beckenlandschaften Raum geben, die von der Drau und ihren zahlreichen Nebenflüssen durchmessen werden, breitet sich das Drauland Kärnten aus. Es erstreckt sich von West nach Ost mit nahezu 200 Kilometer ansehnlich in die Länge, der Quere nach aber läßt es sich von aussichtsreichen Gipfeln leicht überschauen. Daher erreicht sein Flächeninhalt nicht einmal 10.000 Quadratkilometer und reiht unter den Bundesländern Österreichs erst an fünfter Stelle. Wenn Kärnten trotzdem seit jeher eine Landschaft für sich war, so liegt das an der schön gefügten Umrahmung, die es gegen die Nachbarländer deutlich abgrenzt und dem Innern einen Zug von Sicherheit und Ruhe aufprägt. Denn im Nordwesten führt die Grenze über gletscherumsäumte Hochgebirgsgrate, deren Scharten, die Tauern, heute nur mehr Bergsteiger und Jäger auf beschwerlichen Steigen erklimmen, wenngleich vor Zeiten manches Saumroß, mit Schätzen des Südens belastet, auf besseren Wegen emporstieg. Schon seit fünfzehn Jahren ist der Gebirgswall in einem 8500 Meter langen

Tunnel von der Bahnlinie durchbrochen, die aus dem salzburgischen Gastein ins kärntnerische Mallnitz führt. Eine fahrbare Straße treffen wir aber erst am Katschberge, der heute nur noch einen bescheidenen Verkehr aus dem Liesertal in den benachbarten Lungau hinüberleitet. Östlich dieses nur 1640 Meter hohen Passes zieht die Grenze über breite, felsgekrönte Almrücken, denen beiderseits herrliche Nadelwälder vorgelagert sind, die im Gebiete der Metnitz auch die Kämme und Gipfel bekleiden. Dann öffnet sich die wichtigste Pforte an Kärntens Nordgrenze, der schluchtartige, im Mittelalter burgbewehrte Zugang zum Neumarkter Sattel, der nach Norden ins tief eingeschnittene steirische Murtal blicken läßt, nach Süden gemächlich ins Herz von Kärnten führt. Waldige Mittelgebirgsrücken trennen weiterhin die Nachbarn, noch zweimal durch bequeme Senken im Görtschitz- und Lavanttal unterbrochen. Ein Waldgürtel, so breit, wie er in den Alpen selten wieder zu finden ist, trägt die Ostgrenze, die nur an einer Stelle, bei Unterdrauburg, vom Hauptflusse durchschnitten wird. Während dann die frühere natürliche Landesgrenze über scharfe Kämme zur Vellach zog, folgt die neue einem zur Trennung weniger geeigneten Hügellande nördlich der Mieß ebenfalls zur Vellach, wo der Seeberg einen alten Verkehr nach Krain lenkte. Die ganze folgende Südgrenze ist von den mauergleichen Karawanken getragen, deren First nur zweimal, am Loibl- und Wurzenpaß, von Straßen und im acht Kilometer langen Karawankentunnel von der Eisenbahn gequert wird. Jenseits des Weißenfelser Passes trennen unzugängliche Felsenwände, die das Raibl- und Kanaltal umrahmen, Kärnten von Friaul, wohin über den Predil und durch die Pontebbaner Schlucht Wege führen. Die Staatsgrenze zieht heute von der Gailitz auf abwechslungsreichen Höhen der Karnischen Alpen bis nahe an den Ursprung der Gail. Nur wenige Lücken gibt es in dieser Felsmauer, zum Beispiel den uralten Verkehrsweg über die Plöcken, den schon die römischen Legionen überschritten haben. Auch die Westgrenze ist geschlossen, denn Gail und Drau finden nur in Talengen Zutritt ins Land, während die Grenzkämme zu den unzugänglichsten Bergen gehören, die schließlich im Großglockner (3798 Meter) die eisgepanzerte Hochburg Kärntens bilden.

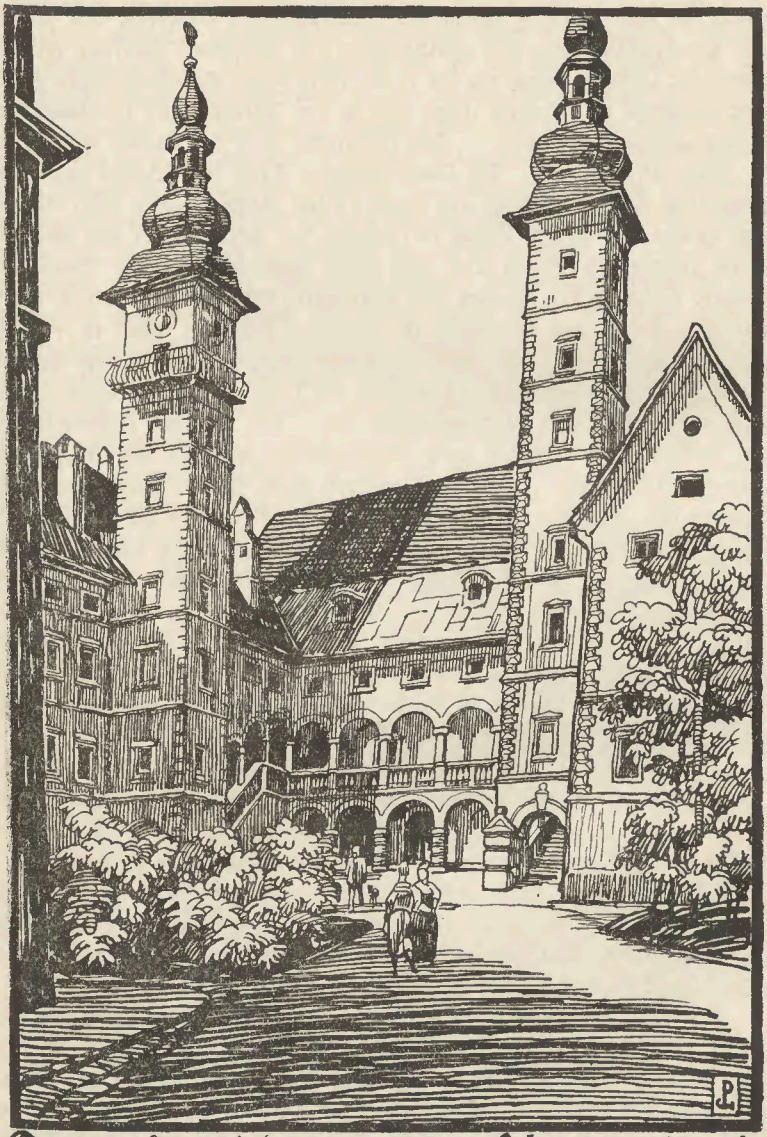
So hat sich das Ländchen mit hohen Mauern umgeben, als hätte es nicht nötig, darüber hinauszuschauen. Und wahrlich, innerhalb seiner engen Grenzen tut Kärnten eine solche Fülle von Rundblicken auf, wie sie oft weite Länderräume nicht bieten können. Staunend nimmt diesen Reichtum an landschaftlichen Schönheiten wahr, wer auf einem der zahlreichen Aussichtsberge des Landes steht, etwa auf dem seenumkränzten Dobratsch, dem Rigi Kärntens,

oder auf dem Obir, der sein Felsenhaupt weit ins Hügelland vorstreckt, oder selbst auf dem kleinen, landmitten gelegenen Ulrichsberg, den schon die Römer den Kärntner Berg nannten. Da öffnen sich weite Täler voll gesegneter Fluren, hier dunkle Waldschluchten, aus denen dumpfes Rauschen der Wässer dringt; dort glänzt der azurne Spiegel eines Sees oder blitzt das Silberband eines Flüßchens aus grünem Gürtel hervor. Weit blickt das Auge über Hügel, die Wallerkirchlein, Ruinen und Burgen tragen, unter denen besonders Hochosterwitz seine alte Gestalt bewahrte. Zahllose Dörfer leuchten aus Obstgärten hervor und aus manchem Orte dringt der Lärm der betriebsamen Gegenwart. Und überall Berge! Auf einigen schweben, ewig unbewegt, gleißende Wolken, die Firne der Tauern, andere dräuen mit düster starrenden Schroffen, wieder andere heben sich, hellen Mauern gleich, jäh empor; ausgedehnte, wie mit mattem Samt bekleidete, flache Höhen, die Nocke, begrenzen im Norden, eine Reihe riesiger Nadeln auf sattgrünen Kissen begrenzt im Süden den Blick.

Die Mannigfaltigkeit der Landschaftsbilder Kärntens ist zunächst eine Folge der Verschiedenartigkeit der Gesteine, die sich an seinem Aufbau beteiligen. Nördlich der Drau herrschen Granit, Gneis und Schiefer, südlich klüftige Kalke und Dolomite, im Becken Schotterterrassen vor. Das Kärntner Becken ist ja ein kesselförmiger Einbruch der ursprünglich höheren Oberfläche, wodurch alle Flüsse der Nachbarschaft angezogen wurden und ihre Schotter in der entstandenen Mulde ablagerten. Heute erweitern und vertiefen alle Kärntner Flüsse ihr Bett, namentlich die Drau im Jaunfelde. Um den Hauptfluß zu erreichen, müssen viele Bäche, besonders die den Karawanken entströmenden, in emsiger Arbeit tiefe Schluchten graben, die immer im Schatten drohender Felsen und im Dunkel düsterer Wälder liegen. In manch einer lassen sich die entfesselten Naturgewalten in ihrer zerstörenden Wut beobachten. Stein um Stein fällt da von unterwaschenen Steilhängen in die Tiefe, mächtige Schutthalden quellen aus jeder Felsnische hervor und verlegen dem Bache den Weg, der nimmermüde donnernd sich Bahn bricht. Stetig und geduldig, für menschliche Zeitspannen kaum zu erkennen, ist die Arbeit des Wassers in den großen Tälern, in denen eine andere Kraft schon breite Wege geebnet hat. Vor Hunderttausenden von Jahren, in der Eiszeit, drangen die Gletscher der Tauern, die gegenwärtig nur im Schutze gewaltiger Grate lauern, weit in die Täler und ins Becken bis in die Gegend von Bleiburg vor, in einer Mächtigkeit, die noch über dem Boden von Klagenfurt an 500 Meter betrug. Gigantische Arbeit leisteten diese Gletscher in ihrem Jahrtausende währenden Strömen: sie hobelten ihre Betten zu breiten Sohlentälern aus und nahmen den unteren Gehängen ihre ursprünglich sanfte Neigung; sie ebneten Hügel

ein und gruben in wiederholtem Vor- und Rückschreiten tiefe Furchen aus. Als sie sich dann unter dem Einfluß eines besseren Klimas in die Hochgebirge zurückgezogen hatten, breiteten sie vor ihrem Saume Schotter, Sand und Lehmmassen aus; ihre Abwässer erfüllten die zahlreichen Wannen und schenkten damit dem Lande seinen schönsten Schmuck, die vielgestaltigen Seen. Unter den größeren ist der Wörther(Insel)see mit 16·5 Kilometer Länge der bedeutendste, der Millstättersee der tiefste (140 Meter), der Weißensee der höchstgelegene (1100 Meter über dem Meeresspiegel) und der Faakersee der lieblichste.

Eigenartig sind die Witterungsverhältnisse Kärntens. Denn das Land gleicht einer großen Wanne, deren Boden die niedrig gelegenen Haupttäler und die Beckenlandschaften sind. Windgeschützt durch die allseitige Hochgebirgsumrahmung haben sie heiße Sommer, so daß wärmeliebende Pflanzen, wie Mais, Nußbaum, Edelkastanie, gegendweise gezogen werden können. Hohe Wärme erreicht dann das Oberflächenwasser der großen Seen (bis 23° C). Daher entwickelt sich an manchen Orten, wie in Pörtschach, Velden und Millstatt, ein reges Badeleben. Dagegen sind die Winter in diesen Tälern außerordentlich streng, weil die schwere kalte Luft von den Rändern ins Innere abfließt und sich dort anstaut. Dann erstarren die Seen und wochenlang lagert dicker Nebel über dem Boden, während die Höhen darüber in ungetrübtem Sonnenglanze sich baden. Die Sonnseiten der Gurktaler Berge, der Sau- und Koralpe sind dann gegenüber dem Becken durch klare und milde Luft besonders begünstigt, so daß ein heimisches Sprichwort recht hat, wenn es sagt: „Steigt man im Winter um einen Stock (Stockwerk), so wird es wärmer um einen Rock." Aber auch im eisigen Becken hat der Winter seine Freuden, wenn eine spiegelglatte, stundenweite Eisfläche zum Schlittschuhlauf einladet. Im Sommer ziehen die hohe Wärme und der mit ihr verbundene niedrige Luftdruck die Wolken von allen Seiten an, die oft allzulang, oft allzuplötzlich ihre Regenmassen entladen. So leidet das Gailtal häufig genug unter Wolkenbrüchen und verheerenden Hochwässern. Und am Nordrande des Beckens, vor allem im Glantal und im Krappfelde, wiederholen sich Jahr für Jahr die gefürchteten Hagelschläge im Gefolge häufiger Gewitter. Nicht so gegensatzreich sind die Berglandschaften und in großen Höhen ändern sich die Wärmeverhältnisse nur wenig. Über 2600 Meter bleibt der größte Teil des im Laufe des Jahres fallenden Schnees auch im Sommer liegen. Da beginnt das Reich des ewigen Schnees, der, wenn er günstigen Platz und genügend Nahrung durch Schneefälle und Lawinen findet, die herrlichen Gletscher entsendet. Kärnten beherbergt in seiner nordwestlichen Ecke, geschützt



Das Landhaus zu Klagenfurt

durch den majestätischen Kamm des doppelgipfligen Glockners, den größten (32 Quadratkilometer) und zweitlängsten (10 Kilometer) Gletscher der Ostalpen, die Pasterze. Auch um den 3105 Meter hohen Sonnblick, dessen Gipfel eine berühmte Wetterwarte trägt, und in der Ankogel- und Hochalmgruppe lagern ausgedehnte Firne. — Das klimatische Bild des Landes spiegelt sich in seiner Pflanzenwelt. Die sommerwarmen Täler und Becken und deren sonnseitige Ränder gestatten auf ausgedehnten Flächen, soweit nicht Sümpfe und Heiden oder steilere Hänge es hindern, den Ackerbau, der alle Getreidearten umfaßt, im Süden aber den Mais bevorzugt. Magere Böden und rauhere Höhen liefern Roggen und Kartoffeln; Obst fehlt bei keinem Hause und im „Garten von Kärnten", im unteren Lavanttal, wird es ergiebig gezogen. Umsäumt ist das Land von reichen Wäldern, die 48 vom Hundert der Gesamtfläche einnehmen und nördlich der Drau aus Nadelhölzern, südlich auch aus Laubhölzern zusammengesetzt sind. Auf trockenen Schotterflächen der Niederungen breiten sich weite Föhrenbestände aus und den Überschwemmungsstreifen mancher Flüsse begleiten dichte Auen. In den Waldgürtel hinein drängen sich, besonders in den Tauern, den Gurktaler und Gailtaler Alpen, saftige Bergwiesen, die Grundlage reicher Viehzucht. Ober dem Walde, der auf den Kärntner Bergen zwischen 1700 und 2000 Meter Höhe endet, erstrecken sich ausgedehnte Almwiesen, die an vielen Stellen durch künstliches Zurückdrängen des Waldes vergrößert werden. Wo die zusammenhängende Grasnarbe aufhört, erfreuen noch üppige Pölster von farbenprächtigen Alpenblumen das Auge. Überall im Lande herrschen großer Formenreichtum und ein rascher Wechsel des Pflanzenkleides auf engbegrenztem Gebiete.

Im Tierbestande weist Kärnten nicht viel Besonderes auf, denn der einst reiche Wildstand ist geschwunden. Noch aber horstet in öden Tauerntälern der Adler und zahllose Gemsen setzen über die Felsen, auf einsamen Almen pfeifen die wachsamen Murmeltiere, wenn die Steinhühner aufflattern. — Reich sind Kärntens Flüsse und Seen an seltenen Fischen, manche Gebiete ein Paradies für den Käfer- und Schmetterlingssammler. Kärnten besitzt auch zwei Arten Giftschlangen, die Kreuzotter und die bereits dem Süden angehörige Sandviper, die träge auf Karawankenhalden lauert.

Der breite Gebirgsgürtel, der wie ein Grenzwall die inneren Täler und Becken umgibt und durch das Zurücktreten des bebauten Landes eine Grenzwildnis ist, hat auch die Bedeutung einer Grenzeinöde, die die Besiedlung des Landes von jener der Nachbargebiete völlig trennt. Nur der östliche, von Hügel- und Mittelgebirgsland erfüllte Teil des Landes, Unterkärnten, ist besser besiedelt. Da reihen sich die Dörfer enger, suchen dabei den kalten und

nebelreichen Niederungen auszuweichen und sich an sonnseitige Höhen anzuschmiegen. Spärlich sind größere Siedlungen, meist an günstigen Verkehrs- und Handelsplätzen. So entwickelten sich an den Knotenpunkten der drei wichtigsten Bahnlinien Kärntens die Landeshauptstadt Klagenfurt in ausgedehnter, nicht gar fruchtbarer Schotterebene, eine gewerbefleißige, ruhige Stadt, Sitz der Landesbehörden und vieler Unterrichts- und anderer Anstalten; dann Villach in vorzüglicher Lage an der Vereinigung großer Täler, rasch aufstrebend durch Handel und Verkehr mit dem nahen Italien und in industriereicher Umgebung, ferner am Glanknie die alte Herzogsstadt St. Veit, inmitten ergiebiger Landwirtschaft. Diese dehnt sich auch weiter nach Norden ins reiche Krappfeld aus, wo Althofen auf steilem Hügel thront und schon nahe der Landesgrenze das Städtchen Friesach inmitten seiner Burgen und Mauern von Zeiten glanzvoller Geschichte träumt. Friedlich in das grüne, feld- und wiesenreiche Gurktal eingebettet liegt der Ort Gurk mit seinem alten, weit über die Landesgrenzen hinaus bekannten romanischen Dom. Junges tätiges Leben wächst im Görtschitztale heran, wo mannigfache Industrie betrieben und bei Hüttenberg edles Eisenerz abgebaut wird. Jenseits der sanft geschwungenen Saualpe ist die Besiedlung am dichtesten, geknüpft an gesegnete Fluren, stolze Herrensitze und betriebsame Klöster, von denen Wolfsberg, St. Andrä und St. Paul zu landwirtschaftlichen Mittelpunkten geworden sind. Im weiten, von der unteren Drau durchmessenen Jauntale wechseln Feld und Wald, von zahlreichen Straßen durchzogen, die in Völkermarkt und Bleiburg Knotenpunkte besitzen. Stille und einsame Winkel gibt es in den Karawankentälern, wo die höchsten Gehöfte infolge der Steilheit der Hänge, der Wasserarmut und der Dürftigkeit des Bodens nicht über 800 Meter hinaufgehen. Aber die Berge enthalten Erz und Blei, die vor Zeiten auf felsigen Höhen und aus tiefen Schächten gehoben wurden und manchen Ort, zum Beispiel Eisenkappel, zum Blühen brachten. Heute sammeln sich Besiedlung, Verkehr und Arbeit am Ausgange der Täler, namentlich in Ferlach, dem Hauptorte des durch seine landschaftliche Schönheit bekannten Rosentales.

Im gebirgigen Westen des Landes, in Oberkärnten, folgen die Siedlungen, oft noch dicht gedrängt, dem Laufe der Täler, meiden dabei die Nähe des gefährlichen Flusses und bevorzugen Schuttkegel und Terrassen. Wo die Gletscherwässer der Möll und Lieser das Drautal erreichen, weitet es sich zum fruchtbaren Lurnfelde, das schon zur Kelten- und Römerzeit eine Stadt sah. Heute blüht dort als Ausgangspunkt der Tauernbahn der freundliche Ort Spittal auf, der im Schlosse Porzia ein berühmtes Muster italienischer Renaissancebaukunst birgt. Nahe liegt der Millstättersee, dessen sonnseitige

Uferorte vielbesuchte Sommerfrischen sind. Im oberen Drautale liegen im Schutze waldiger Hänge Sachsenburg, Greifenburg und Oberdrauburg. Von den linksseitigen Nebentälern ist nur die sogenannte „Gegend" gut bevölkert, deren Talböden fruchtbar, deren Hänge weit hinauf stattliche, viehreiche Bauerngüter tragen und deren Höhen manche Schätze bergen, die vor allem in Radenthein einen modernen Abbau erfahren (Magnesit). Sonst entstanden namhafte Orte nur an Fluß- und Straßengabelungen, wie das städtisch gebaute Gmünd und das altersgraue Obervellach. Wo die Talsohle schmäler wird, siedeln sich die Gehöfte einige hundert Meter über ihr an, wo sonnige Lage, guter Boden und Schutz vor Hochwasser Vorteile bieten. So gehen die Ortschaften oft bis in die Wurzel des Tales, unter anderem Heiligenblut, das mit seinem gotischen Kirchlein den stilvollen Vordergrund für die Steilpyramiden der Glocknergruppe bildet, und ganze Dörfer von sommerbewohnten Sennhütten reichen bis in die Nähe der Schroffen empor. Ein gefürchteter Feind der menschlichen Behausungen ist die Gail, die allenthalben die Gehänge unterwäscht, so daß nach Gewittern häufig verderbenbringende Muren abgehen. Im 14. Jahrhundert löste sich eine ganze Flanke der Dobratschwände und begrub das Tal unter ihren Massen, die noch heute ein riesiges Trümmerfeld, die Schütt, bilden. In achtungsvoller Entfernung vom Flusse halten sich daher die Siedlungen, von denen Arnoldstein und Hermagor wichtige Märkte, Kötschach-Mauthen beliebte Sommerfrischen sind. Dicht besiedelt sind der erzgesegnete Graben von Bleiberg und das Becken von Tarvis an der Kreuzung wichtiger Verkehrslinien und Pässe.

Kärnten hatte im Jahre 1921 innerhalb seiner heutigen Grenzen 366.000 Einwohner. In den Karawankentälern und nördlich der Drau bis zum Wörthersee und zu den Südhängen der Saualpe siedeln auch Slowenen, doch sind die größeren Orte innerhalb ihres Sprachgebietes vorwiegend von Deutschen bewohnt. Die beiden Völker haben, durch Jahrhunderte friedlich beisammen wohnend und durch wirksame Grenzen von den Nachbarn getrennt, viel Gemeinsames in Lebensart, Arbeit und Sitte. Die Kärntner sind ein hochgewachsener, kerniger Menschenschlag, gemütvoll und aufgeweckt, zähe am Hergebrachten festhaltend. Ein Schatz von Liedern und Sagen, von Gebräuchen und kleidsamen Trachten hat sich in abgelegenen Tälern erhalten und wird von allen sorgsam gepflegt. Der Bürger und der Bauer, der Holzknecht und der Bergmann, der mit schwieliger Hand arbeitet und der mit dem Kopfe pflügt, sie alle nennen sich gern und stolz Kärntner, Söhne eines Landes, das, wie selten eines, wahre und tiefe, in frohen und in opfervollen Tagen erprobte Heimatliebe weckt. Aus „Jugendrotkreuz", Kärntnerheft, Sommer 1924.

A.Ra
Buc
Kla

Burg Hochosterwitz bei St. Veit

Die Hohen Tauern

Von Dr. Gustav Renker

Der Glockner strahlt weithin über das Land, über all die demütig geneigten Gipfel, denen er König ist. Und daß dem Herrscher der Berge die vielholde Fraue nicht fehle, prangt die Hochalmspitze im Silberschein ihres Hermelinmantels, behütet von ihren drei grotesken Rittern, den Steinernen Mandln des Südostgrates. Zwischen König und Königin erheben noch etliche wohlgeratene Gletscherkinder ihr Haupt, berühmt über die Landesgrenzen hinaus, weil des Sonnblicks breiter Stiernacken geduldig das Menschenwerk des Zittelhauses trägt, der höchsten alpin-meteorologischen Warte, und weil der Ankogel es ruhig erduldete, daß man durch seinen Leib einen acht Kilometer langen Eisenbahntunnel bohrte. Glockner- und Hochalmspitze, Sonnblick und Ankogel, dazwischen noch etliche bekannte Paßübergänge: das sind die Hohen Tauern.

Aber nur wenige wissen von der tiefen Verträumtheit walddunkler Gräben und Täler, durch die nur karge Holzfäller- und Hirtensteige ziehen, durch die Wildwässer niedertollen, sich an Felsabbrüchen zu gischtenden Regenbogenschleiern auflösen, wieder irgendwo in jahrtausendelanger Arbeit Erosionskessel ausgemeißelt haben, in welchen das beruhigtere Wasser märchenhafte Farbenwunder hervorzaubert, als öffne sich ein Tor in Bergkönigs kristallfunkelnde Halle. Bergsteiger gehen hie und da mit geschulterter Eisaxt und weitausgreifenden, federnden Schritten diese Wege empor, aus der grünen Wiesenseligkeit des unteren Mölltales, von Kolbnitz oder Mühldorf in die schwermütig ernste Felsenwelt des Reißeckgebirges, der südlich vorgelagerten Bastion der Hochalmspitzgruppe, in das Reich der tiefschwarzen Wände und Grate, der abgründig dunklen Seen und der in die Felsen eingebetteten smaragdenen Almen. Der Schöpfer hat wenig Rücksicht auf die Wünsche der Dreitausenderjäger genommen, daß er die dem Drautale nächste Tauerngruppe, das Hohe Reißeck, unbarmherzig um 41 Meter unter die ersehnte Höhenlinie drückte. Der Gipfel mag sich recken und strecken, wie er will, mit seinem riesigen Nordwandschild die ziehenden Wolken auffangen, ja sogar mit einem kleinen Gletscherlein aufwarten — er bleibt doch nur 2959 Meter hoch.

Die Tauern sind aller Geheimnisse reich; in den feierlich niedersinkenden Schatten seiner Abende klingt der Ton unsichtbarer Saiten. Mensch und Berg nähern sich wie sonst in keiner Gruppe der Alpen auf eine höchst abenteuerliche, sonderbare Weise, bei der man nicht unterscheiden kann, ob es sich hier um eine unbegreiflich große Huldigung der Berge an den Menschen handelt oder ob die anscheinend starren, toten Felsen wilde, rauhe Spötter werden,

die den Menschen nachäffen. Gesichter und Gestalten wachsen aus diesen Gipfeln und Graten, wenn der Abend die Berge schemenhaft macht oder wenn der Nebel in geisterhaftem Schweigen sich durch die Felstore und Scharten preßt, in die Hochkare niederfällt und an den steinernen Türmen als flatternde Fahne weht.

In diesen Bergen ist die Sage lebendig und ihre letzten Schönheiten sind noch lange nicht erweckt. In einem Tauerntale, durch das die Lieser rauscht, wurde das Lied der Alpen geboren. So viele Hunderte von Kilometern ist der Alpenwall lang, von den steirischen Grenzbergen bis zur Dauphiné. Und doch war es die Phantasie des Volkes in den Hohen Tauern, die allein zu erzählen wußte, wie der Alplergesang entstand. Freudlos und verdrossen lebte das Bergvolk unter dem Drohen von Lawinen, Wildwassern und Felsstürzen hin, rang dem kargen Boden in zäher Arbeit kümmerliche Ernte ab und besaß nichts, dessen es sich so recht von Herzen hätte freuen können. Hoch oben in den Bergen aber wohnten die Saligen Frauen, die im Mondlicht über die Gletscher gehen und deren Güte die mühseligen Menschen vor der Tücke der Bergkobolde behütete. In einer von ihnen wurde das Mitleid mit den Beladenen der Taltiefe besonders stark; sie löste sich von der Schar ihrer Schwestern, stieg hinab, wo die junge Lieser jauchzend über Stein und Sand der großen Mutter Drau entgegenspringt, und trat als Magd in die Dienste eines Talbauers. Doch es überrang sie die größte Macht der Irdischen: die Liebe. Der Sohn des Bauers war es, dem ihre Zuneigung galt. Aber das durfte nicht sein, heilige Gesetze trennten die Ewige von dem Sterblichen. Sie mußte scheiden und schwebte wieder in ihr Reich zu den Ihrigen.

Aber auch um den Teufel bemüht sich die Sage. Und auch er hatte wohl Ursache, sich um diese Gegend zu kümmern; denn einmal zeigte sich der klägliche Herr der Erde gerade hier in seiner unbändigen Gier nach dem flüchtigen Gute der Welt. In den Tälern der Hohen Tauern grub man nach Gold, jenseits der Möll, wo eine ganze Bergfamilie heute noch Goldbergruppe heißt, wo der Eisstrom des Wurtenkeeses alte Knappenhäuser überfloß, und im Reißeck, wo man aus dem Radlgraben Gold scharrte.

Man wird sie nicht mehr von den Toten auferwecken, die Goldbergwerke in den Tauern. Noch ziehen sich Stollen und Schächte hin und die Hirtenbuben benützen sie zeitweise zu abenteuerlichen Forschungsfahrten. Noch stehen die steinernen Säulen der Rutschen, auf welchen das goldhaltige Gestein zur Grabensohle hinunterglitt, um dort zerstampft zu werden. Aber Büsche und Bäume recken sich um diese Säulen auf; der Schutt, den einst die Stollen ausspien, ist längst von freundlichem Grün überwuchert. Still

ist es auf der Liesertalstraße geworden, welche über Gmünd und Eisentratten dem Katschberg und dem Salzburgischen zuführt. Das Rollen der schweren Handelswagen ist längst verstummt, die Tauernbahn trat ihr Erbe an. Der Teufel verlor seine Macht über die Menschen dieser Berge, sie leben ruhig und ohne Gier nach raschem Gewinn ihrem bescheidenen Handel, ihrem Ackerbau, ihrer Wald- und Viehwirtschaft. Als der letzte Brocken Golderz über die Rutsche in die Tiefe des Radlgrabens polterte, hatte der Böse dort seine Herrschaft verscherzt. Und die Menschen, die in die Tauern kommen, wandern reinen Herzens auf den ernsten, feierlichen Höhen. Sie suchen nicht nach dem Golde der Erde, sie baden den Leib im Golde der Bergsonne; sie hören nicht das Klingeln von Münzen, sondern lauschen dem Liede des Sturmes in den Gratzacken und dem Läuten der Herdenglocken.

Unser Landle

Von Primus Lessiak

D'r Herrgott hât glâcht,
wie er 's Landle hât gmâcht,
hât si selber recht gwundert
über gâr so viel Prâcht.

Dâ seint Wiesn und Felder
und Wâld — weite Strich,
brave Leut, liabe Ortlan,
guate Albm, schöns Viech.

Und mittn im Gârtn
zwa See, a feins Pâar,
wia vom Herrgott die Augn,
so blau und so klâr.

Und ringsum drei Hauptstödt,
dö seint wia drei Stern,
an neue, an âlte
und ane kunnt's wern.

Dö neue is Klâgnfurt,
dö âlte Sânkt Veit,
dö dritte is Villach,
wia dâs wächst, is a Freud.

Dö ane is grèßer,
dö ândern mehr klan,
dö sege hât in Lindwurm,
dö ândern hâmt kan.

Kennst wohl unser Wâppn?
Drei Löwn seint drin,
mit schröckliche Tâtzn
gehnt se dahin.

Weiß-rot unsre Fârbn,
wia gfreut sie mei Herz,
weiß-rot blüaht d'r Had'n,
i riach schon in Sterz.

Und dâs karntnerische Liad
is bekännt die Welt aus,
und der is ka Karntner,
der nit singt und nit jauzt.

Wir hâltn föst zsâmm,
unsre Klâmmern seint Stâhl,
d'r karntnerischn Hamat
bleimer treu âllemâl.

Aus „Reim- und Plepperliadlan".

Der Aufbau Kärntens

Von Dr. Viktor Paschinger

Von Ewigkeit zu Ewigkeit scheinen unsere Berge zu stehen! Seit Aonen gehen ihre Flüsse denselben Weg, seit Jahrtausenden sind Ebenen und Täler die Wohnstätte der Menschen. Die hören die Stürme und Wildwässer brausen, empfinden in stetem Wechsel Sommerglut und Winterfrost und sehen auf Höhen und in Tiefen die Werke zerstörender Naturgewalten. Bedeutungslos scheint deren Arbeit den kurzlebenden Geschlechtern, doch im Zeitmaße der Erdgeschichte, in dem Jahrhunderte nur Augenblicke sind, werden sie zu Vernichtung. Um so weniger vermögen wir Zeiten und Kräfte zu erfassen, welche das Erdfeste über das Urmeer erhoben, die Gebirge auftürmten und ihnen die heutigen Züge verliehen. Denn von ihrer einstigen Größe blieben nur Schutt und Ruinen, in denen der Geologe aus Lage und Stoff den Bauplan und das frühere Aussehen zu erkennen sucht. Wenn es in seltenen Fällen gelang, ein klares Bild über die Baugeschichte eines Gebirges zu erhalten, die Alpen widerstanden bisher wegen ihrer verwickelten Anlage und ihrer verschiedenartigen Baustoffe diesem Versuche, so daß zahlreiche Lücken unserer Kenntnis nur Phantasie und Schweigen ausfüllen. Und in dem großen Rätselbuche, welches „Die Entstehungsgeschichte der Alpen" heißt, ist gerade Kärnten auf vielen Seiten verzeichnet ...

Längst waren in der Urzeit der Erde große Flächen im Osten, im Norden und Süden Europas über das Meer emporgetaucht, als in dem Raume, den heute die Alpen, die Karpathen und der Karst einnehmen, noch ein weites Meer flutete. In ihm lagerten sich in ungeheuren Zeiträumen jene Gesteinsschichten ab, die, durch Druck- und Schmelzwirkung feuriger Innenherde vollständig verändert, als kristalline Schiefer über den ganzen Norden unseres Landes verbreitet sind. Weder der Zufall noch das Mikroskop haben in ihnen eine Spur von Versteinerungen entdeckt, leblos waren noch Land und Meer. Es vergingen Jahrmillionen, in welchen das Meer tonige Ablagerungen bildete, seichter wurde und (in der Tauerngegend) einzelne Schieferrücken freigab, bis die ersten Pflanzen und Wassertiere auftraten. Sie kamen zu lebhafter Entfaltung während der Steinkohlenzeit, in der den flachen Ufern und Sümpfen ausgedehnte Wälder von baumgroßen Farnen und Schachtelhalmen entwuchsen, in deren Schwüle eine Menge von Amphibien und krebsartigen Tieren gedieh. Diese Lebewelt, von der Reste auch in den Gurktaler und Karnischen Bergen erhalten sind, war Zeuge der ersten Gebirgsbildung im Raume der Alpen. Die allmählich fortschreitende Erkaltung des Erdinnern

zwang die starre Kruste zum Nachsinken, wodurch auf die Schichten ein ungeheurer Seitendruck ausgeübt wurde, der sie in Falten legte, Granite preßten sich in die Schieferhülle, wölbten sie empor, verdrängten das Meer und bauten ein Gebirge auf, das in nordwest-südöstlichem Streichen, dem noch heute das Mölltal und einige Kämme (Millstätter Alpe, Mirnock und andere) folgen, die erste Anlage des Ostalpensystems ist. Vom Pasterzengebiete bis zur Hochalm wurde dann durch die abtragenden Kräfte die Schieferhülle in breitem Streifen beseitigt und der durch Druckwirkung umgestaltete Granit, der sogenannte Zentralgneis, freigelegt, der wie ein „Fenster" aus der „Decke" hervorschaut, welche die übrigen Teile unserer Uralpen (Schober, Kreuzeck, Gurktaler, Lavanttaler) umfaßt. Wo sich Gneiskern und Schieferdecke berühren, liegen jene Fundstätten roten Goldes, welche vor Jahrhunderten ein Völklein emsiger Bergleute in unwirtliche Höhen lockten. Dachförmig fallen nach den Rändern die Gesteine der Schieferhülle ab, in welcher geschichteter Gneis, Glimmer- und Chloritschiefer die Hauptrolle spielen und durch ihre verschiedene Widerstandsfähigkeit noch heute Höhenunterschiede der Gipfel und Kämme hervorrufen. So verdankt die Glocknerspitze dem stahlharten Grünstein ihre auffallende Erhebung über die Nachbarn, der Zirbitzkogel seine verhältnismäßig bedeutende Höhe einem Dom von granitischem Gneis. Auch der Südrand Kärntens wurde im Drauzug (Karnische Kette und Südkarawanken) in schmalem Gürtel aufgefaltet, während durch die Mitte sich noch ein Meeresarm erstreckte mit Buchten, von welchen zum Beispiel in der Turracher Mulde Karbonablagerungen, auch etwas Steinkohle, erhalten blieben. Somit war schon damals der Rahmen des Landes gespannt und seine eigentümliche Wannenform vorgezeichnet.

Im Mittelalter der Erdgeschichte versanken dann wieder die bisherigen Landbildungen mit Ausnahme von Teilen der Zentralalpen und wurden von einem Meere überflutet, das, allmählich tiefer werdend, die Bildung von mächtigen, stellenweise (zum Beispiel in den Gailtaler Alpen) 2000 Meter erreichenden Kalk- und Dolomitablagerungen, vielfach das Werk zahlloser Korallenriffe, ermöglichte. Starke Schwankungen des Meeresbodens, von unterseeischen Ausbrüchen begleitet, ließen wiederholt Land und Meer wechseln, doch hat sich in Kärnten nicht viel aus diesen unruhigen Zeiten erhalten, es seien denn die Kalkglimmerschiefer- und Marmorvorkommen, welche den Tauernbogen in einem schmalen Streifen von Kals bis Gmünd begleiten und in einer Scholle im Südosten der Saualpe liegen. In der Kreidezeit setzte wieder eine starke Auffaltung ein, welche die Zentralalpen sowie den Drauzug ergriff und zwischen beide ein neues, an Bleierz reiches

Schloß Falkenstein im Mölltale

Gebirge, die Gailtaler Alpen und ihre Fortsetzung, die nördliche Karawankenkette, einfügte, so daß fast alle Teile Kärntens über das Meer gehoben waren. Nur in fjordartigen Buchten drang noch von Norden her das Meer zwischen die hochaufgetürmten Berge ein und lagerte (zum Beispiel zwischen Althofen und Brückl), Sandsteine und Mergel ab, die eine mannigfaltige Tierwelt beherbergen.

In der jüngeren Tertiärzeit waren die Naturkräfte besonders lebhaft am Werke, den Alpen ihre endgiltige Form zu geben. Eine gewaltige Schubbewegung kam vom Mittelmeer, aus der heutigen Poebene, preßte neue Falten an die schon bestehenden an, staute diese höher empor, kippte schwächere um. Wo alte, mächtige Pfeiler standhielten, da gingen die andrängenden Schichten in Brüche, wurden über- und gegeneinander verschoben oder sanken in Riesenschollen ein. Die Tauern und Norischen Alpen verhielten sich schon als starre Massen, aber die Südalpen wurden stark in Mitleidenschaft gezogen. Eine lange Bruchlinie öffnete sich hier, lief von den Dolomiten durchs Gailtal und spaltete die Karawanken. An verschiedenen Stellen drangen durch diese Spalte vulkanische Massen aus dem Erdinnern und schufen inmitten der Kalklandschaft eine fremdartige Bergwelt, so bei Eisenkappel. Wie die Gail verfolgt auch die Drau einen später mehrfach gestörten Längsbruch, ebenso der Graben von Bleiberg-Kreuth. Mehrere Brüche querten die Tauern und Norischen Alpen, so am Katschberg, Neumarkter und Obdacher Sattel, neue Wege dem fließenden Wasser eröffnend, das durch seine abtragende Tätigkeit die ursprüngliche Streichungsrichtung der Kämme verwischte, im Osten des Landes in eine nordsüdliche verwandelte. Durch die Bruchlinie des Mißlingtales drang noch ein letzter Meeresarm ins untere Lavanttal ein. Längst sind die Brüche vernarbt, ihrer Richtung folgt heute der Verkehr und zahlreiche Säuerlinge und mehrere Erdbebenlinien (Koschuta, St. Veit) geben noch Zeugnis von der Stärke der tertiären Umwälzung.

Von besonderer Bedeutung wurde der gleichzeitige Einbruch des Klagenfurter Beckens, der Teile der Karawanken, der Gailtaler und Norischen Alpen ergriff; denn er bildete für alle Folgezeit die Herzlandschaft Kärntens. Das Einsinken der ausgedehnten Fläche zog alle Flüsse der näheren und weiteren Umgebung an sich, die Unmassen von Schotter und Sand in die Mulde schütteten. Verfestigt, sind sie zum Teil der späteren Abtragung entgangen und bilden zum Beispiel die langgestreckten Höhen der Sattnitz, zum größeren Teil wurden sie wieder ausgeräumt. Nur der tiefer gesunkene östliche Teil des Beckens, das Jaunfeld, ist noch mit Schottern erfüllt, aus welchen die Drau breite Stufen und ein enges Bett geschnitten hat. Am Saume des

großen Beckens und kleinerer im Lavanttal (St. Leonhard und Wolfsberg) wurden Pflanzenmassen abgelagert, die in ihrer Umbildung als Braunkohle den heutigen Geschlechtern dienen. Selbst die alten Gebirge erfuhren eine Lockerung ihres Gefüges, namentlich die Gurktaler Alpen, deren auffallende, ausgedehnte Kammebenheiten Bruchstufen gleichen, die zum Klagenfurter Becken herableiten. Wenn auch in späterer Zeit vielleicht noch jüngere Krustenbewegungen einsetzten, worauf die Flußengen der Drau und die Überschiebung der vordersten Karawanken auf die Konglomerate hinzuweisen scheinen, so muß doch die tertiäre Geschichte als die folgenreichste für das Landschaftsbild Kärntens angesehen werden. Es trug dem heutigen ähnliche, aber mildere Züge: ein hohes Bergland mit äußerst sanften, gleichmäßigen Hängen, mit breiten, von mächtigen Flüssen ruhig durchströmten Tälern und weiten Becken, alles mit üppiger, subtropischer Pflanzenwelt bekleidet; wir würden die Landschaft groß, wahrscheinlich auch eintönig nennen.

Seinen plastischen Schmuck erhielt der architektonisch bereits vollendete Bau durch die Eiszeit. Es ist trotz eifriger Forschungen noch nicht klargelegt, was die letzte Ursache der damals einsetzenden Abkühlung und Zunahme der festen Niederschläge war. Ihre vereinigte Wirkung aber hatte eine allmähliche Senkung der Schneegrenze um rund 1000 Meter zur Folge, wodurch fast alle Kämme über 1700 Meter Höhe mit Firn bedeckt wurden und die Talschlüsse solche Massen von Schnee ansammelten, daß ihnen bald Eisströme entquollen. Im Laufe von vielen Jahrtausenden erfüllten die Riesengletscher, die aus den Tauern, den Gailtaler und Karnischen Alpen kamen, auch die Haupttäler und breiteten sich schließlich im Klagenfurter Becken kuchenartig bis in die Gegend von Bleiburg aus. Auch vom Murgletscher flossen Eismassen über die niedrigen Sättel der Gurktaler Alpen herüber und drangen in den Tälern der Reichenau, Flattnitz und Metnitz weit vor; ein über den Neumarkter Sattel kommender Arm näherte sich bei Hirt dem Draugletscher. Kleinere selbständige Eisströme entsandten auch einzelne Teile der Karawanken, der Steiner und Seetaler Alpen. Alles Leben zog sich in wärmere Gegenden zurück und was sich nicht in Sicherheit bringen konnte, wurde vernichtet. Vor den mächtigen Eismauern wurde der Boden aufgewälzt, brachen die Wälder zusammen, wurden die Bäche gestaut und in neue Bahnen gedrängt. Nur die höchsten Gipfel und Grate ragten über das weite, fast ebene Netz der Eisströme empor, die noch in der Gegend von Klagenfurt eine Mächtigkeit von 400 bis 500 Meter hatten. Sau- und Koralpe sowie die Ostkarawanken trugen einen schmalen Waldgürtel; von ihnen aus spähte der schweifende Jäger in die nahe Eislandschaft hinaus, die wohl einige Ähnlich-

keit mit der Spitzbergens hatte. Doch war die Eiszeit bei uns nicht einheitlich wie im weiten Umkreise der Pole. In mehreren Zwischeneiszeiten brachte eine Jahrtausende andauernde Klimabesserung die Gletscher zu völligem Rückgange. Als sie endgiltig die Täler räumten, enthüllten sie das Werk ihrer gewaltigen Arbeit, den reichen Formenschatz, der heute die Landschaft schmückt. Wo die Stirn des Gletschers im Rückgange zögerte, bauten sich aus ihrem Schutte breite Moränenwälle auf, die an mehreren Stellen, so bei Bleiburg und Völkermarkt, das Becken queren. Zahlreiche Schmelzwasserflüsse durchbrachen sie und schufen ein wechselvolles Hügelland mit fruchtbaren Böden, reizvollen Wäldern und kleinen Abdämmungsseen. Bald traten die Sattnitz und die Ossiacher Berge aus dem Eise hervor, das sie hart mitgenommen hatte, wie viele Gletscherschliffe und Gletschertöpfe beweisen, die der Zufall entdeckte. Die drei Gletscherarme, in welche die Eisfläche sich nun teilte, hatten noch immer Zeit und Kraft, ihren Untergrund so weit auszuschürfen, daß nach ihrem Rückzuge die Schmelzwässer sich in den herrlichen Becken des Ossiacher-, des Wörther- und des Faakersees sammeln konnten. Dann kamen Drau- und Gailtal ans Licht, ansehnlich verbreitert und mit Schotter, Sand und Lehm bekleidet, ein weites Neuland für Pflanzen, Tiere und Menschen. Steilwandig setzen nun die unteren Gehänge an, die den Trog für den rückgehenden Gletscher bildeten; indem diese Form sich in größeren Höhen, dem Bette eines mächtigeren Eisstromes entsprechend, wiederholt, entstand die mehrfache Knickung der Bergflanken, die Nutzbarkeit mit Anmut vereinigen. In Stufen brechen die Quertäler, von kleineren Gletschern gehöhlt, ins übertiefte Haupttal ab, das die Bäche in silbrigen Fällen oder Klammen durchtobend erreichen. Aber erst an den Wurzeln der Hochtäler trägt die Eiszeit ihren Formenreichtum offen zur Schau. Da springen die Bäche über eisgescheuerte Blöcke, durchrieseln bewegliche Halden, rasten im trügerischen Moor. Da sind die Kämme zu Graten geschärft und aus den Felsen tiefe Nischen, die Kare, gebrochen, in welche die dunklen Seen sich betten, die ernste Zierde des Hochgebirges; sie spiegeln die kühnen Gipfel und stillen Wände, in deren Schutz die müden Gletscher ruhen.

So ging Kärnten hervor aus einer ereignisreichen geologischen Vergangenheit. Die Natur bot Stoffe und Arbeit auf, hier eine Fülle von Landschaftsbildern zu entfalten. Doch über alle Mannigfaltigkeit ist eine Eigenart gebreitet, gleich der vererbten Idee in der Baugeschichte eines schönen Hauses: in die schützenden Mauern wurden nach und nach bunte Räume eingebaut, die später ein mächtiger Saal zur gemeinsamen Wohnung vereinigte, bis schließlich einheitlicher Schmuck das Gebäude zierte; ein stilvolles Haus!

Durch Kärnten im Jahre 1802

Von Julius Golker

Goethes Geist wurde einmal sehr glücklich mit einer Glaskugel verglichen, die an der Straße steht und alles Vorüberziehende auf sich abbildet. Von solcher Art muß jeder richtige Wanderer sein. Aber nicht bloß die Straße ist bei der Erzeugung dieser Bilder tätig, auch die Farbe der Glaskugel tut das Ihrige hinzu. Unter diesem Eigentümlichen der Kugel, nämlich der Farbe, soll nichts anderes zu verstehen sein, als die Farbe jener Kulturspanne, der sich der Wanderer zuzählt. Sein Beruf, seine Neigungen geben natürlich auch einen starken Ausschlag: es ist leicht erklärlich, daß Haller den Kräutern, Adolf Pichler den Steinen, Bierbaum den reisenden Europäern, Scheffel den Burg- und Klosterruinen und Archiven, Gerstäcker dem Wild und den Wilden seine Aufmerksamkeit besonders zuwendeten. Es ist ebenso leicht und anziehend, zu beobachten, wie zum Beispiel J. A. Schultes, der im August 1802 durch Kärnten reiste, gemäß seiner Zeit sich überall hin griechische Götter und Dichter im Gefolge hielt. Im Jahre 1804 gab der genannte Wandersmann bei Degen in Wien das Buch „Eine Reise auf den Glockner" heraus, und es bietet Nutz und Vergnügen, sich mit dem Manne und seinem Werke zu befassen. Da Schultes am Wiener Theresianum Professor der Botanik war, kann sich jeder dessen Leidenschaft für Kraut und Stein erklären und auch die Aufregung verstehen, die Schultes befiel, als er sich in Heiligenblut der Linnea borealis nahe wußte. Die alpine Flora und ihre gigantische Umgebung, endlich die Eisnadeln des Glockners erfüllten die Seele der gelehrten und vornehmen Reisegesellschaft, die durch das Ennstal nach Kärnten gekommen war und das Land bewundernd und kritisch durchzog. Als Fürst Salm den Glockner erstieg, mochte es ein ebenso merkwürdiges wie schönes Bild gewesen sein, das die edle Gesellschaft in dem Riesentheater der Natur bot. Man denke sich die fürnehmen Herren, die Bauern in ihrer alten Tracht und mit den weiten Hüten, die rassigen Windspiele, die sonderbarerweise mitgeführt wurden, aber den gefürchteten Katzensteig nicht betreten wollten, und die uns heute zu groß erscheinende Menge der verschiedensten Dinge für die leibliche Wohlfahrt. Schon auf der Reise durch Kärnten hatten alle die Augen wohl offen und Schultes schreibt, daß „Kärnten Naturschönheiten habe, die man in der Schweiz noch preisen würde". Die Ansicht ist heute noch so richtig wie vor hundert Jahren, aber die andere Bemerkung des guten Schultes, man genieße in Kärnten für etliche Groschen, was in der Schweiz einen Louisdor koste, hat ihre Grundlage verloren. Schultes'

Wortlaut erinnert in einigem an Haller; man lese nur: „Auch die Flora dieser Gegend (des Mölltales) steht in lieblicher Eintracht mit der Nacktheit derselben: Cichorium Intybus und Verbascum Thapsus sind die botanischen Wegsäulen; nur hie und da rötet Gentiana Centaureum über diese Gesellschaft und verbirgt sich hinter einem Filix.“ Wenn man so die lateinische Namenbezeichnung mit zierlichen Worten vermengt findet, glaubt man dürre Herbarpflanzen mit rosenroten Bändchen geschmückt zu sehen. Es gibt in dem alten Buche aber auch Stellen, wo der Verfasser einen wundervollen Aufschwung genommen hat; so darf sich das Kapitel über Heiligenblut zum Besten und Schönsten rechnen, das jemals über Alpines geschrieben worden ist. Inzwischen ist es vergnüglich, die Fäden aufzudecken, welche die griechenfreundliche Zeit durch Schultes' Geist gesponnen hat. Auf dem Danielsberg im Mölltal findet Schultes Zeit, an die „Alten“ zu denken. „Wir schwelgten hier einige Stunden in dem Genusse der süßen Schwärmerei des Heidentums (Altertums). Das Fanum des Sohnes der Alkmene und des Jupiter verherrlichte die Eindrücke, die die hohen, erhabenen, begeisternden Alpenszenen auf uns machten. Ich träumte mich zurück in die glücklichen Zeiten des Altertums; ich sah im Geiste die Römer heraufziehen von Tiburnia an diese heilige Stätte; ich hörte ihre Hymnen widerhallen in den Felsenwänden umher; ich sah ihre Opferfeste, ich betete mit Horaz zu Alkmenens Sohn!“

Wenn Schultes den Zirknitzfall besucht, erscheinen ihm in dem wütendsten Gewässer die Quelle des Avenarius und der Zerberus und von der Möll sagt er: „Zwischen Auen und Hütten versteckt die Möll ihre mäandrischen Windungen, in welchen sie die Wiesen des Tales durcheilet hinab zu ihren Fällen ... Hier würden wir der Ruhe ein Fanum bauen, wenn nicht die Gegend umher schon selbst der schönste Tempel der Ruhe wäre.“

Aber Schultes wäre kein Kind des 18. Jahrhunderts, wenn Ossian seinem Geiste nicht gegenwärtig wäre. Ossian kommt ihm in den Sinn, da er den Wörthersee entlang fährt; Ossian umgarnt ihn abermals im Mölltale. „Kalte und finstere Morgennebel lagen noch auf der Möll und zogen, den Geistergebilden der Zeiten des Ossian ähnlich, an den Felswänden des Tales herum.“

Wie anders ist das Antlitz der Zeit doch geworden! Jene Wanderer um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts ließen ihre Phantasie griechische Tempel errichten, wo sie auch lagen und wanderten. Wer heute durch das Mölltal zieht, wird sich nirgends zu dergleichen veranlaßt finden und Gott danken, wenn ihm die Landschaft ihren reinen Charakter zeigt. Und doch,

wie groß war jener Zeitabschnitt, der mit Lust die Sehnsucht nach dem Homerischen trank! Es ist aber gar nicht wegzuleugnen, daß das griechische Wesen, gewaltsam in unsere Länder gebracht, einen eigenartigen Gegensatz zum Vorhandenen, gleichsam Barbarischen, schafft; deshalb mag dieses Buch, in welchem solcherlei Versuche ohne Lächerlichkeit gemacht worden sind, manchem Gemüte getaugt haben. Der Schwung der Rede tut das Seine hinzu, öfters freilich so viel, daß der Wahrheitsfreund in Zweifel gerät. Besonders scheint dies bei Nachrichten zu sein, die Schultes vom Hörensagen hat. Weil er aber alles so artig vorzubringen wußte, mochten die Kärntner nichts dagegen rühren.

Dem bösen Sartorius erging es etwas später allerdings schlecht, als er die Kärntner beweislos schmähte. Wie schon oben angedeutet, bekümmerte sich Schultes sehr um Kärntens Blumenwelt und Gesteine; hiebei fand er vieles, was die Gelehrten vor seiner Reise geschrieben hatten, einer Berichtigung bedürftig und schimpfte auch weidlich über die Stubenmineralogen. Im Herzen josefinisch, forschte er nach der Wirkung der neuen Gesetze, fand aber zu seinem Bedauern in Kärnten nicht viel geändert. Daß man die Impfung gebräuchlich gemacht hatte, freute ihn in großem Maße und er nannte voll Dankbarkeit Herrn Doktor von Vest. In Dürrenfeld, nahe dem Längsee, impfte überaus eifrig ein Dorfbarbier und tat hierin „so viel, als er, ohne Beyhülfe des Pfarrers und bey einer gewissen Kälte der Herrschaft gegen diese wohltätige Erfindung, thun konnte". Überhaupt fesselte Schultes das Leibliche der Kärntner. Nicht unbeschenkt ließ er die geographischen Fächer, die Kunstgeschichte und vieles andere. Die Ruhe und Behaglichkeit, mit welcher er diese Gegenstände behandelt, gemahnt manchmal an Goethe. Reisend fand er auch Gelegenheit, sich über Kindermanns unrichtige Karten über Kärnten zu ärgern, und er machte sich Luft in mancher geharnischten Zeile.

Das Schätzenswerteste des Buches ist das Kapitel über Heiligenblut und den Glockner. Daraus eine Stelle: „Noch lagen die Leiterberge unten gehüllt in die Nacht des Gewitters, als der Glockner wieder dastand in ätherischer Reinheit; blendend weiß vom neugefallenen Schnee erhob er sich über den meergrünen Gletscher, an dem wir standen. Der Sonne Abglanz umsäumte seine westliche Schulter; ein leichtes, lüftiges Blau beschattete ihn im Norden und zog sich herab in seine Furchen; gaukelnde Wölkchen umschwammen ihn und verschwanden an seiner Spitze. Grell stach der graugrüne Schiefer in einzelnen Felspartien hervor aus dem Silber des Schnees und über den beryllen Gletscher türmten die braunroten Stoßwände sich im

Vordergrunde hervor." Noch klarer und plastischer ist jedoch das hochalpine Dasein der Heiligenbluter geschildert. Schultes bewundert die hünenhaften Kräfte, die bedeutende Kletterkunst der Leute; er bedauert die Weltfernen, lobt aber doch wieder das Bedürfnislose, Hinterwäldlerische und den frommen Sinn. Er meint, man dürfe um keinen Preis den in einen vielmonatigen Winter gebannten Heiligenblutern die Wintermilde und Winterschönheit einer anderen Gegend schildern, denn sie würden darüber die unglücklichsten Menschen.

Nicht nur, daß der Bewohner von Heiligenblut alles bedeutend später erntet — Schultes aß oben im September Kirschen —, daß ihn tausend Gefahren beim „Hatzen" (Heuziehen) und Holzen umschleichen, daß die Lawinen niederdonnern, das Eis entreiße ihm auch seinen teuren, grünen Boden. So berichtet Schultes, daß die Wiese des Sagritzer Pfarrers, die um 1700 noch gemäht worden war, in den Tagen seiner Reise als Gletscher sich breitete; den Namen „Sagritzer Wiese" hatte das Eisfeld übernommen.

Von einer köstlichen Gepflogenheit erzählt Schultes, und dieser Bericht möge der Vergessenheit entrissen werden: Das auszubeutende Gestein der Goldzeche wurde auf eigenartige Weise zum Pochhaus an der Fleiß geliefert. Man nahm zwölf oder mehr Zwilchsäcke, füllte sie mit dem Gestein, befestigte sie aneinander, daß sie eine lange Reihe bildeten, und sauste mit ihnen auf einer salzburgischen Schweinshaut zu Tal. Jeder Sack enthielt einen Zentner; auf dem ersten saß der Lenker wie ein Türke, und zwar in engem Kleide, damit er nirgends hängen bleibe. „Führe er nicht auf dem Eis," sagte Hacquet, „so würde ihn die Reibung, die sein Fuhrwerk aushalten muß, bald zu einem zweiten Elias machen."

Schultes hat sich auch um die Mundart gekümmert und einiges darüber aufgeschrieben. Er berichtet ferner, daß sich jeder Heiligenbluter hüte, eine silberne Maultrommel zu führen, denn dieses sei streng verboten, weil „die Buben einmal die Mensher (Mädchen) viel zu narrisch damit gemacht hätten"! Dem Wanderer schuf es auch Spaß, wenn die Heiligenbluter behaupteten, die Johannisnacht dauere auf der Glocknerspitze nicht länger, als eine Tabakpfeife brennt. Die oben gebräuchlichen Pfeifen sind aber nur wie ein Fingerhut groß, darum ist die dunkle Frist auch recht kurz zu nehmen. Eine Einkehr mit Schultes in Klagenfurt können wir uns auch nicht versagen.

Er ist von der Lage und der Schönheit der Stadt begeistert. Ihm behagen die Straßen, ihn freut es, daß ihre Namen auch aufgeschrieben sind, ihn befriedigen die vielen Blitzableiter, die Reinlichkeit und die Nettigkeit und die gute Kleidung der Leute. Als Botaniker von Fach muß er natürlich den

Heiligenblut am Großglockner

berühmten Wulfen aufsuchen und es mit Recht bedauerlich finden, daß dieser hervorragende Mann genötigt ist, dem Auslande mehr zu danken als dem Vaterlande. Es erscheint Schultes die Stadt ziemlich menschenleer und er kann es nicht fassen, wie zehn Ärzte, ebenso viele Bader und drei Apotheker allda ihr Auskommen finden können. Er vermerkt es in seinem Buche, daß die Klagenfurter ein schönes und gebildetes Deutsch reden, und was er von unseren schönen Stadtbürgerinnen erzählt, ist besonders bemerkenswert. „Die etwas preziösen Damen verstehen sich trefflich auf die Künste der Jalousien und ihr brünetter Teint, ihr schwarzes Haar, ihr feuriges Auge verkünden Italiens nachbarlichen Himmel. Die unterste Klasse zeigt in Sprache und Kleidung die Nachbarschaft Krains, welche die braunröckigen Wenden, die Sonntags in die Stadt kommen, um dort ihr Steinbier zu vergessen, zu jubeln und zu singen, vollends beweisen. Die Tracht der Bürgersfrauen und -töchter nähert sich jener von Graz, nur ist die Haube noch gotischer. Mehrere Mädchen und Weiber sah ich mit runden Filzhüten, so wie sie die Männer in Wien tragen, und ich muß gestehen, daß diese Amazonentracht der Stadt ein kriegerischeres Ansehen gab als ihre Wälle."

Daß der schwarzhaarigen, feueräugigen Kinder in Klagenfurt gar so viele seien, wollen wir nicht gern noch einmal behaupten, denn es könnte die Blonden und Braunen kränken. Schultes hat vielleicht mit einer italienisch erscheinenden Dame ein galantes Abenteuer erlebt — die Gelahrtheit macht ja nicht immer trocken — und hernach Julien in jedem Weibe gesehen.

Aus der „Klagenfurter Zeitung" vom 30. August 1910.

Millstatt

Von Hermann Bahr

Wie mag Millstatt zu seinem Namen gekommen sein? Er stammt aus der Zeit des heiligen Domitian, über den ich freilich weder in der „Legenda aurea" des Jacobus de Voragine, noch in des verehrten Beuroner Paters Hildebrand Bihlmeyer „Gottsuchern" etwas erkunden kann, aber es muß ein Gottesmann von paulinischer Art gewesen sein, ein tapferer Soldat des Herrn, ergrimmt für die Wahrheit und nicht zögernd, dem frisch bekehrten Heidenvolke, das seiner alten Götter nicht so schnell vergessen konnte, die frohe Botschaft der Liebe, wenn es nicht anders ging, gelegentlich auch einzubleuen. „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert!" Noch war ja damals aus der Zeit römischer Siedlung her die

Erinnerung an die Götter Griechenlands wach, und nicht bloß insgeheim im Gedächtnisse des Volkes, sondern als leibhaftiger Augenschein: denn überall standen noch rings ihre Statuen, Tausende von Statuen, und wenn der fromme Mann aus dem Dunkel stiller Morgenandacht hinaus auf den besonnten Markt trat, traf ihn der Strahl unvergänglich lächelnder olympischer Schönheit. Sie mag ihn selber zuweilen im Gemüte so tief verwirrt haben, daß ihm bang um seinen rechten Sinn ward; er ertrug den spöttischen Blick ihrer siegenden Heiterkeit nicht mehr und so, tief bei sich, über sich und sie ergrimmt, ließ er den ganzen Olymp eines Tages in Karren packen, ans Ufer fahren, in Schiffe verladen, in den See hinausrudern und dort draußen, wo der See am tiefsten ist, versenken in den Grund. In der Frühe, wenn der Wind noch schläft und der See so still in den Armen des Traumes ruht, daß sich keine Welle traut, ihn zu stören, fahren wir jetzt täglich hinaus, in jene Mitte; da steht das Boot dann in der Morgensonne, wir horchen aber hinab in die Tiefe, wo Aphrodite golden thront, Faune lüstern nach Najaden haschen und Apoll in seine jetzt offenbar schon etwas naß gewordene Leier greift. Tausende von Statuen ruhen in der Tiefe des Sees, erzählt der Chronist, und darum heißt er „il lago delle mille statue", woraus dann in deutschem Munde später, als die Herkunft des Namens in Vergessenheit geriet, allmählich „Millstatt" wurde. Ich finde diese Geschichte wunderschön. Sie wird wohl ungeschichtlich sein, aber dafür ist sie von höherer Wahrheit, von der Wahrheit des Symbols: die ganze Vergangenheit Millstatts steckt darin. Denn das war offenbar die Tat jenes heiligen Domitian, daß er einem in großer Überlieferung erstarrten Geschlechte Kraft und Mut, sich von der Übermacht des Gewordenen loszureißen und sich neuem Sinn, dem eigenen, zuzuwenden, gab. Und so konnte nun erst das gewaltige Bauen beginnen, eine Selbstdarstellung grandioser Art, erst romanisch, dann gotisch, schließlich barock, benediktinisch barock, wie jesuitisch barock; und indem fortan jeder nach seinem Sinne baut, ist das Werk selber doch so stark, daß es sich und den ihm, dem Werke selber eingeborenen Sinn immer wieder zu behaupten vermag; die ganze deutsche Kunstgeschichte steht in herrlichen Beispielen in diesem Hügelrund. Und gerade hier, wo man sie ganz überblickt, lernt man erst das Barock in seiner vollen Bedeutung erkennen: sie liegt darin, daß es sich diese Zeit erlauben durfte, sozusagen jene Tat des heiligen Domitian zu widerrufen und die von ihm in den tiefen See verbannten tausend Statuen gleichsam heraufzuholen. Barock fürchtet den griechischen Olymp nicht mehr, es erlöst ihn vom Banne, denn es weiß sich jetzt stark genug, auch ihn in den Dienst der Kirche zu zwingen. Was für die Wissen-

schaft schon die Hochscholastik vollbracht hat, vollbringt für die Kunst das Barock. Es ist die gewaltige Geistestat des heiligen Thomas von Aquino, daß er alles antike Denken, platonisches wie aristotelisches Denken, christianisiert hat. Und ganz ebenso hat das Barock hinwieder die Kraft gehabt, nun auch alles antike Können, die Kunst Athens wie Roms, zu christianisieren. In dieser unvergleichlich schönen Millstätter Kirche scheinen um die bezaubernde Rokokokanzel wirklich alle Geister der Vergangenheit zu schweben, als wären die tausend Statuen, die der grimmige Domitian in den tiefsten Grund des Sees versenkt hat, heimlich wieder emporgestiegen, den englischen Reigen zur Ehre Gottes mitzutanzen. Vergangenheit ist dieser in sich ausgewogenen Zeit kein „unnützes Erinnern", sie fürchtet Vergangenes nicht mehr, sie weiß sich stark genug, es ganz in frohe Gegenwart zu verwandeln, schon bereit, auch alle Zukunft gleich auf ihren starken Arm zu nehmen. Einen gewaltigen Atemzug lang lag zur barocken Zeit wirklich einmal Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im seligsten Nu beisammen. In Millstatt glaubt man das fast bis in die Landschaft zu spüren; mir ist, als hätten sich sogar die Berge selbst in die griechischen Statuen auf dem Grunde des Sees verschaut. Ja, sogar ich selber muß mich auch schon insgeheim irgendwie verschaut haben, denn ich sehe jetzt auf einmal im See, auf dem See, am See überall nur Griechinnen. „Schau, schon wieder eine Griechin!" sage ich zu meiner Frau. — „Nein," antwortet sie sanft, „sondern du bist nur jetzt halt entwöhnt, Wienerinnen zu sehen. Auch wirst du in acht Tagen sechzig, das ist ein kritisches Alter für Männer. Man muß auf dich achtgeben, du siehst sonst mit dem Sechziger im Leibe bald Helena in jedem Wiener Weibe!" — Da kommt gerade wieder das Wunder einer solchen Griechin an uns vorbei. Und ich sage zu meiner Frau: „Ja, wirklich, bitte, gib acht auf mich!" So verzaubernd wirkt dieser unheimliche Lago delle mille statue! Der heilige Domitian hat schon recht!

Aus H. Bahr, „Tagebuch" 1923, „Neues Wiener Journal".

Das Dorf meiner Kindheit

Von Nora Purtscher-Wydenbruck

Es gab in der Nähe des Hauses, worin ich meine Kindheit verlebte, ein kleines Dorf. Für mich war es das Urbild des Dorfes schlechthin und erst später erkannte ich, daß es sich in höchstem Maße von den Dörfern anderer Länder unterscheidet, ja, daß wenige es überhaupt als „Dorf" bezeichnen

würden. Und doch ist es durchaus eigenartig, weil es ein ganz echtes Stück Kärnten ist.

Von fern sieht man den schlanken und doch klobigen Kirchturm wie ein Wahrzeichen aufragen. Einfachste bäuerliche Gotik schuf dieses Kirchlein, das so selbstverständlich und naturgewollt wirkt, daß man den Stil vergißt. Ein kleiner Friedhof umgibt es, worin schmiedeeiserne Barockkreuze in seltsamen Diagonalen aus dem hohen Gras auftauchen. Am Fuße des Hügels, schräg gegenüber der Friedhofspforte, liegt das Wirtshaus, das nur seine Aufschrift von den anderen Gehöften unterscheidet, die mit stattlichen Scheunen und kleinen, farbig getünchten Wohnhäusern zwanglos zerstreut um die Gemeindestraße liegen. In der Mitte des Dorfes, wo sich die Straße verbreitert und gabelt, steht eine uralte Linde, die in grotesker Schönheit aus ungeheurem Wurzelstock entspringt.

Fünf Gehöfte und zwei Keuschen bilden das Dorf; in dieser Gemeinschaft, so eng und klein, leben ungefähr siebzig Menschen, manche in Freundschaft, manche in Hader miteinander, und bilden eine Welt für sich — eine Welt, die ich in meiner Jugend leidenschaftlich zu ergründen trachtete und teilweise begreifen lernte.

Von all den Menschen steht für mich an erster Stelle ein altes Männchen, das mir zum Sinnbild des ganzen Dorfes ward. Das ist der „Hunderter-Michl", Mesner und Schuhmacher zugleich, zu allen kleinen Arbeiten bereit, Philosoph und Künstler in seiner Art. Jeden Abend sitzt er auf den Stufen seines Hauses und spielt auf seiner Ziehharmonika Volksweisen und uralte Tänze: Hum—ta—ta, hum—ta—ta — — — So erwarb er seinen etwas umgeformten Spitznamen.

Wie alt er ist, weiß wohl niemand, am wenigsten er selbst, denn wie alle Analphabeten konnte er sich sein Geburtsjahr niemals merken. Mir scheint er zeitlos, ein Bild aus fernen Kindheitstagen, das immer unverändert blieb, wie die Mauern seines Kirchturms, worin römische Halbreliefs gemauert sind, zusammengeschweißt mit ihnen durch die Patina der Zeit.

Die bedeutsamste Begegnung mit dem Michl hatte ich in eben jener Umgebung. Ich zeichnete einen bäurisch-bunten Crucifixus auf die Kirchenmauer, als er vorbeikam und ein Gespräch begann. „Die Maler seint wohl dumm!" sagte er. Ich horchte erstaunt auf, unsicher, ob es persönlich gemeint sei. Er fuhr fort: „Da malen s' den Herrgott ab — sie wissen ja eh nit, wie er ausschaut. I man halt so, der Herrgott, der is grad a so wie der Wind. Ma sieht ihn nit, man g'spürt nur, er is da. Sein ja verschiedene Wind', der Jauk und der Nordwind und der ungarische Wind. Und sein doch alle gleich, sein halt der Wind!"

Dann ging er nachdenklich hinauf zum Mittagläuten. Wie kam dieser Mann, aufgewachsen unter Herrgottsbildern, Diener auch er des katholischen Brauches, zu solchen Gedanken?

Auf jenem Friedhofe steht ein Grabstein, dessen Inschrift in ihrer wundervollen Kindlichkeit einzig ist. Sie lautet:

Cäcilie Stich heiße ich,
zu meinem lieben Gott gehe ich,
sag' nun der ganzen Welt gute Nacht,
geh' schau'n, was Jesus Christus macht.

Der Tod in meinem Dorfe muß milder sein als unserer. Sein grauenvolles Antlitz ist verborgen unter Blumen kindlichen Vertrauens.

Kindlich ist letzten Endes auch das Leben dort, unbeschwert von Hemmungen, aber auch unbefleckt von Verbrechen.

Oft habe ich die Gastfreundschaft der Bauern genossen; dann saßen wir unter den Heiligenbildern in der großen Stube, in der ein alter Kachelofen stand; die Frauen trugen geschäftig aus der Küche Würste und Schinken, Most und Milch herbei. Ich mußte essen und die Bauern saßen dabei, aus einer langen Pfeife rauchend, und erzählten. Von ihnen weiß ich, daß man beim Tode des Bauers in den Stall gehen und das Vieh aufwecken muß, denn es muß wissen, daß der Herr gestorben ist, und daß die Ochsen, wenn sie den Sarg des Bauers zum Friedhofe bringen, zu dreien Malen stehen bleiben und das drittemal am schwersten wieder anziehen, denn die Seele ist noch da und will nicht hinein in den Friedhof.

Zeit und Leid haben am Antlitze meines Dorfes nichts verändert. Immer noch erhebt sich das Kirchlein schlank und dennoch erdgebunden ober den Stroh- und Schindeldächern, die im Frühling verschwinden im Schaume der Obstbaumblüte, im Herbst in roten und goldenen Massen welkenden Laubes. Die gleichen alten Leute gehen ihrer Arbeit nach und blonde Kinder, die sich alle gleichen, tollen um die alte Linde und hüten die schwarzen Schweine in den Obstgärten. Fleißig sind die Menschen, aber ohne Hast und Eile, schaffend für die Not des Tages und damit für alle künftigen Tage. Sorglos genießt die Jugend ihre Rechte und von milden Märchen umdämmert geht das Alter schmerzlos dem Grabe zu. Einmal wird wohl auch dort der Fortschritt eindringen und damit Gewinnsucht, Hast und Haß. Mir aber bleibt das Bild dieses Dorfes unverändert im Herzen, umgeben vom Schimmer einer eigenartig herben Poesie. Es ist ein Stück meiner Jugend, und ich glaube, daß es auch ein Stück echten kärntnerischen Wesens ist, des Wesens, über das wir jetzt erst nachdenken lernen, seit es bedroht wurde.

Federzeichnungen aus dem Gailtale

Von Julius Golker

Mit Gleichmaß und Beharrlichkeit regnet es schon drei Tage lang. Die Berge zeigen nur für kurze Zeitspannen ihre düsterblauen Waldhänge und die Gail eilt schneller und stärker durch das Tal. Bald hebt sich die Nebeldecke um etliche Fichtenlängen, bald legt sie sich auf den Talboden, als wollte sie Dörfer und Wälder erdrücken, dann saust ein Sturmwind von Lesach herab und wälzt die Nebelmassen dem Wasser nach, aber im Nu ist das ganze Brodeln stärker und rollt wie eine verderbende Woge in das Tal zurück.

Ein einsamer Wanderer verläßt Hermagor und biegt in triefende Wälder ein, die vor ihm den Berg erklettert haben. Frisch und ernst stehen die Fichtenstämme auf den Hängen und an ihren Nadeln glitzern demantene Tropfen. Die Farne erglänzen feucht und die Moose schwellen und schwelgen im Sommerregen. Hin und wieder hebt sich aus ihrem grünen Samt ein funkelnder Pilz. Er und die hellgrauen und goldgrünen Flechten an den Stämmen bringen freudige Farben in den Waldernst, der immer herber wird, je höher man steigt, der Jahrhunderte alte Buchen birgt und unzählige Märchen zu erzählen weiß.

Tropfen fallen, kalte, große Tropfen, und die Buchenblätter und Farne wippen. Jeder Schritt erhebt den Gänger über die Wiesen- und Ackerflecken des Talbodens, bis ihn jählings die Schleier umwirbeln. Ein Baum nach dem anderen tritt in den Nebel und verliert seine Umrisse. Ein Windstoß und der Weg verkriecht sich vor dem Wanderer in wallendes Grau, ein anderer Luftpfiff, und alle die grauen Ungetüme, die eben noch zwischen den Stämmen gerungen haben, schlängeln sich über das nasse Moos und Wurzelwerk, um bei der nächsten Gelegenheit aus dem hindernisreichen Hochwall ins Tal zu fahren. Dort sitzen sie breit wie weiße Riesenvögel, bis sie mit einem neuen Sturmschlage über die Baumheere empor zu den Schrofen und Klüften des Trogkofels fliegen und dessen breites Haupt wild umkreisen.

Ein Stück Muskelarbeit kostet es, dann hat man den Nebelgürtel unter sich und schaut frei dem frisch beschneiten Hochgebirge ins derbe Antlitz. Da droben hängt eine breite, freie Wiese zwischen den Wäldern, etliche Kirschbäume reifen ihre späten, kleinen Früchte, in schneeweißen Wildrosen liegen Regenperlen und das frierende Korn neigt seine grünen Ähren. Fünf Wochen brauchen Frühling und Sommer, um aus dem Tale da heraufzusteigen, wo der Winter ein unnachgiebiger und grober Hausherr ist. Und die Sommer-

frischenkultur hat überhaupt zu schwache Beine, um den steilen Kieselweg, die Schieferrunsen und zahlreichen Zaunstiegen zu überwinden. Deswegen hat der Herrgott für sich selber da oben ein Auszugstüblein erbaut und einstweilen mir erlaubt, in Einsamkeit und Frieden allhier zu hausen.

Wer kündet uns, wann die Menschen zum erstenmal auf diesen Kofel gezogen sind, unter hölzernen Dächern und zwischen hölzernen Wänden ihr Herdfeuer entzündet und um Sunnawend ihr fleckiges Vieh auf die grünen Matten getrieben haben? Oft und oft eilt im Sommer ein besorgter Blick über die Taltiefe hinweg zu den jenseitigen Almen, die der Glocken gemütliches Baumelbammel und das Jauchzen der Kaser und „Zubater" beleben. Die letzteren nennen sich so, weil sie für so viele Tage zur Viehhut gedungen sind, als ihr Bauer oben Rinder hat. Sie führen kein so lachendes Dasein, als der gute Städter meint, und gehen nicht ungern wieder heimzu, wo die Dächer dichter sind und sie nicht fürchten müssen, an einem Sommermorgen unter beschneiter Decke zu erwachen.

Weil es heute regnet, ist ein Gang durch das Bergbauernhaus unterhaltend und nützlich. Unterhaltend, da man allerlei Altertümer sieht, von denen man keine Ahnung besitzt, obwohl man im selben Lande geboren ist, und weil manche Dinge gar possierlich erscheinen. Nützlich, dieweil einem mit solchen Betrachtungen Liebe für Althergebrachtes eingeflößt und die Achtung vor der deutschbäuerischen Kultur groß und rein wird.

Schon hinter dem Haustor, vierschrötig steht es da, sind geschnitzte Dinger am Nagel zu finden, oben sechskantig, mitten rund, unten mit einem Nabel und innen hohl. Das sind die hölzernen „Kümpfe", darin der Mähder den Wetzstein versorgt; das Ganze hängt er an den Hosenriemen. Im Unterlande tut man sich mit dem Ding nicht so viel Mühe an und nimmt statt eines geschnitzten „Kumpfes" ein Kuhhorn.

Leicht rußt es im Vorhause, wenn die Küchentür schlecht schließt; gucket hinein, was für Gerät es hier zu sehen gibt! Einen drehbaren Galgen, daran der große, schwarze Kessel aufgehängt ist, einen schwarzen Bergschnapskessel und einen Rührmilchkübel. Wo es angeht, ist ein Knauf herausgeschnitzelt oder eine Arabeske eingeritzt. Auf dem offenen Herde steht ein schmiedeeiserner Pfannenstürz, des Beachtens gar wohl wert. Er setzt sich aus einem Ring, in dem ein Herz liegt, einem schön gedrehten Stiel und zwei ausgeschwungenen Gabeln zusammen. Nicht weit davon prangt ein Krapfenlöffel an der Wand. Man denke aber nicht an Ölkrapfen, sondern an „Käsenudln", die mit diesem Löffel gefischt werden. In seiner hölzernen Schale ist ein Kreuz ausgesägt und rundherum gruppieren sich wie Stern-

„Augenlicht" hat ihn für sein „Lebelang" verlassen. Ist der Himmel auch noch so „kater" (klar, heiter) gewesen, er hat in seinem „siemzigsten" Jahre nicht mehr bis zum Stalle sehen können. Seine Zeit ist ihm aber dennoch kurz gewesen, denn er hat „Porzach" (mißwachsenes Holz) zerhackt, beim „Kasen" (Käsemachen) geholfen und daneben auch Kurpfuscherei betrieben, weshalb er weitum als „a gueter Heiler" bekannt gewesen ist.

Gern geleiten die alten Bauersleute den vertraut gewordenen Ankömmling in ihre oder ihrer Vorfahren behagliche Zeiten zurück und nehmen eine kleine Geschichte, ganz absichtslos erzählt, als entgeltende Münze für ihre Führung ins Ahnenland hin. Es ist in unseren Tagen eines auf allen Gebieten seuchenartig verbreiteten Schwindels sehr wohltuend, kernechte Menschen auf altererbter Scholle ihren gemütlichen Kram mit Liebe hüten zu sehen, ihren Hausrat, an den oft mehr Kunst aufgewendet ist als an eine moderne Kunstausstellung, denn in dieser Kunst lebt reine Freude am Inniger- und Schönerwerden eines simplen Dinges. Dazu ihre Sprache, die so urbodenständig ist, daß man an ihr seine helle Freude haben muß und heimlich Notizbücher füllt, die klare, starke Bergluft, das Mattengrün und Kuhgeläute — oh, die Schieferschrofen, Wildbäche und stürzenden Stämme mögen diesen seligen Winkel vor fremden Eindringlingen behüten!

Wer aber Aufnahme gefunden hat, gibt sich gern mit der Gesellschaft der schlichten und echten Leute, des drolligen Viehzeugs und der Florenkinder zufrieden.

Von den Pflanzen, die hier oben keimen und reifen, habe ich noch nichts erzählt, obwohl sie es ihrer herben Schönheit willen verdienen. Im Gailtaler Winkel ist die Wiese keine reiche Platte, wie etwa in den Karawanken oder in den Dolomiten, denn nur einfacher Schiefer fächert sie auf. Was aber da grünt, ist dunkler, satter, kräftiger und stärker als im Tale. Schöne Fichten, zumeist elegante Erscheinungen, stehen beisammen. Manchmal mischt sich eine proletarische, ruppige Farche (Föhre) unter diese Edelmannen, welche bis in stürmische Höhen die weichen, weiblich anmutenden Lärchen begleiten, deren Nadelsterne im Naß wie Brillantengeschmeide glitzern. Mächtige Persönlichkeiten sind die Buchen. Jahrhunderte alt, sehen sie über alles andere Baumvolk hinweg zu den ewigen Felszinnen. Nirgendwo im Tale kann man die Bäume mit so reichen und in den Farben so herrlich gewählten Moosmänteln umschlagen sehen. Und von ihren Armen hängen lange Flechtenpelze zur Erde nieder. Baumbärte von Ellenlänge sind keine Seltenheit. So aber einer dieser Holzriesen gestürzt oder gefällt worden ist, findet sich allsogleich eine hungrige Schar magerer Kräuter oder jämmer-

licher Bäumlein, die es sonst zu keiner Stellung haben bringen können, zum Leichenschmause ein. Du magst aus den Ritzen eines Buchensträuchels eine sehr gemischte Gesellschaft reißen, flaumige Hohlzähne, Schwingelgräser, langsteckige, unfruchtbare Erdbeeren, Fichten- und Lärchenjungen, Simsen und andere Taugenichtse.

Aber beugen wir uns nieder zu einem bescheidenen Bruder, der wie ein „grauer, weißer Zwerg" auf dem Grashange hockt und mit Bedacht seine blauen Früchte reift, zum Wacholder. Hunderte und Hunderte dieser struppigen Kobolde sitzen hier auf Wiesen und Waldblößen zwischen Farnen und Brombeeren oder sie begleiten jeden Zaun getreulich zur Höhe und wieder zu Tal; sie stupfen dich, ehe du ein „Gatter" überspringen willst, als wollten sie dich zur Vorsicht mahnen, und sie warnen dich mit ihren spitzen Nadeln, wenn du, uneingedenk gefährlicher Ottern, die es hier in netter Anzahl gibt, unter Büsche und Beeren greifst.

Von allen übrigen Wiesenbewohnern ist keiner so neu, daß man sich ihm erst vorstellen müßte. Bärtige Glockenblumen bimmeln in allen höheren Schichten Kärntens, ebenso tritt der roten Flockenblumen schöner Chor hier nicht zum erstenmal auf, gern aber läßt man seinen Blick über das lilafarbene Heidekraut empor zu den Felsen gleiten, wo Weidenröschen brennen und in grünem, schimmerndem Mantel hoch und einsam eine Lärche thront.

Aus der „Klagenfurter Zeitung", 20. August 1909.

Die kärntnerische Wulfenia

Von Hugo Moro

Mehr als hundert Jahre sind's, als Professor Franz Xaver Freiherr von Wulfen, der kärntnerische Patriarch der Botanik in Österreich, berichtet hat:

„Von Michor im Gailtale ging ich den 12. Juli 1779 auf die Kiebegger Alpe, so am rechten Ufer der Gail ist, und von derselben auf die steilen, nackten Kalkfelsen. Bevor man auf die Kiebegger Alpe kommt, hat man hohe, gebirgigte Waldungen zu besteigen, von denen kommt man in die Schluzen ... Über den Schluzen sind noch andere Alpen und Waldungen, deren Namen mir ausgefallen sind. Endlich kommt man zu den Hütten der Kiebegger Alpe, wo das Vieh den Sommer über ist, gerade unter den steilen Wänden, die schrecklich anzusehen sind und sehr hoch und prahlig dastehen. Auf der Kiebegger Alpe fand ich die neue Pflanze, die kein Botanist je gesehen oder

beschrieben hat und die ein neues Geschlecht ausmacht unter meinem Namen; sie wird von den Hirten Hundszunge genannt."

Selbstverständlich hat Wulfen, der — wie auf seinem Grabdenkmal zu St. Ruprecht bei Klagenfurt zu lesen steht — „gleich groß als Gelehrter, Priester und Mensch gewesen", die von ihm entdeckte Pflanze nicht selbst benannt, dies hat vielmehr im Jahre 1781 Professor Freiherr von Jacquin in Wien in den „Österreichischen Miszellaneen" getan, in denen alle die seltenen Pflanzen Kärntens, die Wulfen mit vortrefflichen Zeichnungen und Beschreibungen eingesandt hatte, verzeichnet worden sind.

Über hundert Jahre schon sind seitdem verflossen und trotzdem ist unsere blaue Blume (wie's im Volksliede heißt) „. . . noch wenigen bekannt".

Die kärntnerische Wulfenia gehört zur Familie der Skrophularineen, der Skrofelkraut- oder Braunwurzgewächse. Ein allgemein bekannter Vertreter der Familie ist das in unseren Gärten als Zierpflanze gezogene „Löwenmaul". Verwandte sind das Wollkraut oder die Königskerze, das Leinkraut, der Ehrenpreis, die Schuppenwurz und der Fingerhut (womit, nebenbei bemerkt, bei oberflächlichem Hinsehen die Wulfenia gern verwechselt wird).

Von der Pflanze ergibt sich nach Hoffmann, Thomé und Dalla Torre folgende Beschreibung: Ein kriechender, ausdauernder Wurzelstock mit einer Haupt- und drei bis acht Nebenwurzeln; eine grundständige Blattrosette mit zehn bis fünfzehn Zentimeter langen Grundblättern, die länglich abgerundet und zungenartig sind (weshalb die Wulfenia im Volksmunde „Hundszunge" heißt); nach dem kurzen Stiele hin verschmälert, am Rande stumpf gesägt, grob-, meist doppelt gekerbt, fleischig, saftig, von sattgrüner Farbe, borstig-kurzhaarig und nach Kohlmeyr, der sie verkostet hat, im Geschmack bald an Enzianwurzel, bald an Brunnenkresse gemahnend, weshalb sie das Almvieh streng meidet. Aus der Mitte der Blattrosette erheben sich ein bis drei dicke, fleischige, 15 bis 45 Zentimeter hohe Blütenstiele, die an ihrem Grunde nackt, nach oben zu jedoch mit zerstreut stehenden, blattartigen Schuppen besetzt sind.

Der Blütenschaft trägt zahlreiche kleine, schön blaue (auch als dunkelviolett, blauviolett, dunkelblau, lebhaft und gar grellblau bezeichnete), allseitswendig hängende Blüten mit weißlichem Schlund, die eine dichte, fünf bis sechs Zentimeter lange, gedrungene, endständige Traube bilden. Der Kelch ist fünfteilig, die Blumenkrone röhrig mit zweilippig-rachenförmigem Saum, innen an der Unterlippe durch lange Haare bärtig. Die beiden Staubblätter entspringen im Schlunde unter der Oberlippe, über-

ragen jedoch die Krone nicht. Die Blüte birgt Honig, wird von Hummeln bestäubt, vermag aber auch Selbstbestäubung zu üben.

Die Wulfenia entfaltet ihre Blüten in der Zeit von Mitte Juni bis gegen Ende Juli. Bei sehr günstiger Witterung hat man sie an den Hängen des Gartnerkofels schon in der ersten Juniwoche blühend angetroffen; in der Regel jedoch soll man sie nicht vor dem 1. und nicht nach dem 25. Juli aufsuchen.

Auf allen ihren Standorten wuchert sie in ungeheuren Mengen; Ferdinand Hauser berichtet in der „Flora", daß er am 7. Juli 1829 in der Kühweger Alpe „Millionen" von Wulfenien gefunden habe. Jabornegg sah auf der Watschiger Alm „den fetten Alpenboden wohl mit Millionen von Wulfenien auf ausgedehnten Strecken in einer Weise bedeckt, daß zwischen ihrem dichtgedrängten, überaus saftigen Geblätte eine andere Pflanze gar nicht durchzudringen vermochte"; er spricht von „ganzen Feldern", die er auf dieser Alpe gesehen, während Kasperl-Rauschenfels die Wulfenia an den nördlichen Felswänden des Gartnerkofels und des Auernig sowie auf der Watschiger und Kühweger Alm „massenhaft", „in ungeheuren Mengen teppichartig ganze Berglehnen bedeckend" gefunden hat. Nach Kohlmeyr bilden in der Kühweger Alpe „unzählige Wulfenien schopfartige Bestände" — kurz: an allen Hauptfundstellen wuchert die Wulfenia in der Höhe von 1600 bis 1650 Meter in solcher Unzahl, daß sie überall den Alpengrund als geschlossenen Bestand bedeckt.

Wegen dieses überaus üppigen Wucherns der Wulfenia wird wohl auch der kärntnerische Landesausschuß das im Jahre 1905 vom „Vereine zum Schutze und zur Pflege der Alpenpflanzen" in Bamberg eingereichte Gesuch, unsere Wulfenia unter gesetzlichen Schutz zu stellen, unberücksichtigt gelassen haben, denn das Gesetz vom 14. März 1908 über den Schutz der Alpenpflanzen bezieht sich nur auf Edelweiß und Edelraute. Die Bitte des Bamberger Vereines war unter anderem damit begründet, daß die durch Seltenheit und Schönheit gleich ausgezeichnete Wulfenia nur auf einem eng umschriebenen Platze vorkommt und durch besondere Eigenheit ihres Standortes sowie ihrer Natur wegen keine Aussicht hat, sich weiter zu verbreiten.

Dr. Rudolf Scharfetter, Privatdozent an der Grazer Universität, gleich Markus Freiherrn von Jabornegg hochverdient um die Wulfenia-Forschung, schreibt: „Die Wulfenia ist eine endemische Pflanze, d. s. solche Pflanzen, die nur in der betreffenden Gebirgsgruppe vorkommen, sonst aber gar nicht oder nur in weiter Entfernung angetroffen werden. So kommen die nächsten Verwandten der nur auf den Alpenmatten in der Umgebung des Gartner-

kofels wachsenden kärntnerischen Wulfenia erst in Albanien, Syrien und Afghanistan vor."

Und über das räumlich so engbegrenzte Vorkommen der kärntnerischen Wulfenia lesen wir bei Jabornegg: „Alle ihre Standorte gehören demselben Gebirgszuge und derselben Gesteinsformation an, nämlich dem nordöstlichen Ausläufer der südlichen Gailtaler Alpen, welcher nächst dem „Naßfeld" genannten Übergange zwischen dem Gail- und Kanaltale zum Gartnerkofel und dem Auernigkofel ansteigt und ohne ausgesprochene Kammbildung in zahlreichen, durch tiefe Gräben getrennten, selbst über 2000 Meter emporragenden Gipfeln und kurzen Bergrücken bis zur Göriacher Höhe ober Thörl hinzieht.

Nach den heute bekannten Standorten der Wulfenia zu urteilen, ist diese seltene Pflanze ohne Zweifel kalkfeindlich. Nachdem nun die Wulfenia nachgerade massenhaft in der Watschiger Alpe nordwestlich des Auernig, ferner nördlich und südlich des vom Auernig zur Koralpe ziehenden Höhenrückens in der Auernigalpe und Granitzen vorkommt, so muß die Umgebung des Auernig als der Mittelpunkt des Vorkommens der Wulfenia angesehen werden, von welchem aus sich die Pflanze, und zwar aus der Granitzenalpe und dem Gartnerkofel herum in die Kühweger, bezw. zur Egger Alpe, welche ihre Wässer zum Gailtale senden, verbreitet hat, und zwar liegt die Linie dieser Verbreitung in einer Höhe von 1600 bis 1650 Meter, über welche hinauf und hinab die Pflanze nicht zu finden ist.

Wir haben, wie man sieht, da eine Pflanze vor uns mit einem höchst beschränkten, durch die Bodenunterlage bedingten Verbreitungsgebiete, innerhalb welchem aber ein zusammenhängendes Vorkommen deshalb nicht möglich ist, weil dasselbe auf eine bestimmte Höhenlage gebunden erscheint, welche eben nur gewissen Örtlichkeiten des von der Pflanze bewohnten Höhenzuges zukommt, der von den anderen Gipfeln und Bergrücken der zwischen dem Gail- und Kanaltale sich erhebenden Alpen, wenn auch der gleichen Formation, durch tiefe Gräben getrennt ist. Über diese hinaus vermag die Pflanze nicht zu dringen, weil deren glatte, schwere Samenkörner, der Fruchthülle entfallend, vom Winde auf größere Entfernungen nicht weitergetragen werden können und die Verbreitung auch durch Tiere schwer möglich ist, da sowohl Haustiere als jene der freien Natur die Pflanze streng meiden."

Die Wulfenia ist ein Rest der Flora vor der Eiszeit. Während die meisten Tertiärpflanzen zugrunde gegangen sind, ist sie — nach Hoffmann wegen ihres vorteilhaften Baues und der Lebenseinrichtungen — erhalten geblieben. Nach Englers „Entwicklungsgeschichte der Pflanzenwelt" dürfte

sie, eben weil sie auf einen so kleinen Bezirk beschränkt ist, an ihren heutigen Standorten selbst die Eiszeit überdauert haben; Hoffmann hingegen meint, daß sie erst nach der Eiszeit dahingekommen sei (scheinbar von Südosten her), weil ihre heutigen Standorte zur Eiszeit vergletschert waren.

Lange Zeit hindurch galt die Wulfenia als Einarter. Dies ist sie nicht mehr, seit in Kleinasien und am Himalaja zwei allerdings voneinander als auch insbesondere von der kärntnerischen Wulfenia ganz wesentlich abweichende Arten gefunden worden sind.

Trotzdem war die kärntnerische Wulfenia wenigstens in Europa die einzige ihres Geschlechtes geblieben. Aber im Juli 1897 entdeckte Dr. Anton Baldacci aus Bologna auf den nördlich abstürzenden Felsen in der Buchenschicht des Berges Parun im Bezirke Skutari in Albanien die zweite europäische Art, die sich allerdings gleichfalls durch scharf bezeichnete Merkmale von den übrigen drei Geschlechtsgenossinnen abhebt. War so der Wulfenia die Einartigkeit genommen, so galt sie dennoch allenthalben noch als einzigartig. Nun aber trat im Jahre 1904 Josef Rohlena in seinem „Vierten Beitrag zur Flora von Montenegro" mit der Behauptung hervor, die kärntnerische Wulfenia auf einem Gebirgskamme der Sekirica planina gefunden zu haben ...

Seither sind viele Jahre verflossen, ohne daß eine Bestätigung des Fundes bekannt geworden wäre. Man darf es uns daher nicht verübeln, wenn wir der Feststellung des slawischen Forschers ein Fragezeichen anfügen.

Sollten wir aber den bisher unbestrittenen alleinigen Besitz dieses Blumenkleinods mit den Bewohnern der Schwarzen Berge teilen müssen, so müßten wir uns eben mit der Tatsache bescheiden, daß sich zumindest im ganzen Alpengebiete nur das Kärntnerland dieses einzigartigen Blumenschmuckes erfreut.

Die Straße des steirischen Weinfuhrmanns

Von Rudolf Hans Bartsch

Ja, wer die steirisch-kärntnerische Drautalstraße nicht kennt, der weiß nicht, was so eine gute alte österreichische Reichsstraße in der guten alten Zeit wagen durfte. Hoppauf und -ab benimmt sie sich, mit Schlangenbuckeln wie ein springender Iltis. Serpentinen? Gibt's da nicht. In kerzengerader Rücksichtslosigkeit geht sie über alle Berge, zur Drau hinab und hinwiederum in luftige Höhen, und wer's im Kraftwagen ein wenig eilig

hat, der macht gleich, etwa hinter Völkermarkt, gegen Lavamünd zu, eine kleine Höllenfahrt dritthalbhundert Schuh tief hinunter; der Schreckensschrei der Damen gellt schon unten, die Mägen aber wären noch oben auf der Völkermarkter Höh', wenn sie durch den Hals hinausfahren hätten können, getreu dem Gesetze der Trägheit. Und gleich wieder, hui, ein neues „Bergele" hinauf.

So springt man heute mit der guten alten Zeit um. Die Straße war doch einst gebaut, damit das Leben länger wurde! Dort konnte man sich seines Daseins besinnen, denn die Pferdchen gingen fürbaß wie peripathetische Philosophen, kopfnickend, angestrengt und langsam, langsam.

Ach, aber schön ist diese Straße, schön! Zum Verweilen, zum Ausatmen schön. Je weiter weg, desto höher stuft sich die gewaltige Alpengröße empor. Ganz im Süden zieht der riesenhafte Schwung der Sanntaler Dolomiten bis hinter den Obir, und dann starren die geisterblassen Karawanken herüber. Mehr vorne beruhigen sich die gewaltigen Plateauberge des Ferlacher und Eisenkappler Landes, und dann kommt die leuchtende Ebene, kreuz und quer zerschachtelt von Wald und goldschimmerndem Feld, von lichtgrünen Riedwiesen und rötlich blühendem Heidekorn. Und jäh abwärts der Straße, weit unten, zwischen Steilufern, die voll Fichtenlanzen emporragen, da geht die tiefbrüllende Drau, die sich mit Felsblöcken balgt, ohne daß man von der Straße auf ihre Kämpfe dort in dem kühlen Abgrund hinunterblicken könnte, so jählings fallen die Ufer ab, so schwarzdicht steigt das Heer der Fichten herauf. Nur wenn ein Bach unter der Straße weg hinuntertost, da sieht man ihn durch den Durchriß unten graulich treiben und gischten, den Strom, der die deutsche Sprache einst aufhielt auf ihrem Sehnsuchtsflug zum blaurollenden Südmeer.

Wir aber auf der Straße, hoch oben im Sonnenlicht, schießen einen Jauchzruf wie einen Pfeil über Strom und Ebene in die gottgroße Ferne hinüber, gegen die schimmernden Felsenberge und grüßen als jubelnde Kinder den Vater alles dessen, was in uns gewaltig ist.

Selten, selten fliegt heute solch ein Juchschrei dort von der wehenden Höhe über das Tal. Denn die Straße ist öde geworden und gilt nicht mehr. Stundenlang mag einer vergeblich horchen, ob in das Rauschen der Wälder, in das tiefe Grollen des Draustromes wohl das liebe Heimklappern eines Bauernwägleins zwischen Tann und Bergecke herübertönte. Zu nichts mehr ist diese stolze, hohe Straße auf dieser Welt, die einst des Kärntnerlandes Seele war . . .

Die Ammerlinge saßen und sangen an der Straße, die Lerchen stiegen,

die Sonne tanzte in den Wasserlachen spiegelnde Kringelreihen, die Spatzen balgten sich überglücklich um das, was des Florls seine Rösser für sie fallen gelassen hatten, die Vorspannsgeber schmunzelten, die Wirte warteten breit vor der Tür auf ihn und schrien Heidi, und neben ihm dufteten und schaukelten und gluckſten die gewaltigen Weinfässer ...

Und dann kam der Tag, an dem die erste Lokomotive, mit Fahnen, Reisig, Bändern und Blumen geschmückt, einen ganzen Jubelzug von Marburg nach Klagenfurt hinführte. Dreißig junge Mädchen aus der steirischen Weinstadt saßen im Festprunk darin, um mit den Klagenfurtern zu tanzen. Alle sangen und schrien vor Freude, weil die neue Zeit da war, die Zeit der Jugend!

Aber der blonde Fuhrmann, der inzwischen in die Dreißig geraten war, nahm oben auf einsamer Straße seinen Hut mit dem welkenden Blumensträußlein vors Gesicht. Die Pferde strengten sich zitternd an, unten aber kroch der Eisenwurm dahin, überholte sie mühelos und verlor sich weit vor ihnen. Nur ein langer Spottpfiff kam noch aus der Ferne, aus den Moorwäldern jenseits der Drau herüber, von weitwehendem Lufthauch herangetragen. Von heute ab führte die Eisenbahn Wein und Liebe, Holz und Glück, Ware und Hoffnung.

Oben auf der Höhe aber tat Florian Hausbaum seine letzte Fahrt. Ihm war von seinem Dienstherrn gekündigt worden. Er ließ die zitternden Gäule rasten, und wo er sonst in seinem ausbrechenden Glücksempfinden von der schönsten Stelle weit über die bezwungene Tiefe hinaus gegen die Alpen hingejauchzt hatte, dort weinte er jetzt ein ganzes dummes Stücklein.

Aus R. H. Bartsch, „Der steirische Weinfuhrmann".
Bittersüße Liebesgeschichten [Leipzig, L. Staackmann].

Die Stadt der Alleen

Von Josef Friedrich Perkonig

Der Abend, ein kochend heißer Julinachmittag oder der September, die vermögen zu sagen, was Klagenfurt ist. Nicht aber einer von den vielen Fremden, die in Bergsteigerausrüstung vom Bahnhof kommen, um sich zwischen zwei Zügen die Landeshauptstadt anzusehen, die an den großen, auffallenden Gebäuden der paar Hauptstraßen vorüberstreichen, die nach Zeugnissen und Zeugen der Geschichte suchen und schließlich vor dem Lindwurmbrunnen oder dem Steinernen Fischer oder im Landhaushofe bewun-

dernd stehen bleiben. Sie lassen sich die Sage von jenem Ungeheuer erzählen, das einstens in der morastigen Ebene wütete und dann an dem Widerhaken, auf dem ein lebendiger Stier als Köder brüllte, hängen blieb; sie hören, daß der Lindwurm, aus einem einzigen Block gemeißelt, auf Walzen, von festlicher Menge geleitet, in die Stadt gerollt wurde, oder daß der unlautere Fischer vom Wörthersee plötzlich zu Stein erstarrte. Sie entdecken an uralten Häusern der Herren- und Wienergasse, in jenem Viertel, das einst in die Stadtmauern eingezwängt war, Stuck- und Meißelarbeiten, erkunden die sinnbildliche Bedeutung der Figuren, jagen die Kirchen ab und prüfen die Stile, wissen um Siedlungsgeschichte und kennen die Jahreszahlen aller Freuden und Nöte; aber so hartnäckig sie sich auch um alle diese Dinge bekümmert haben mögen und mit ihren Kenntnissen vielleicht auch die meisten der Einheimischen beschämen, wie es ja gewöhnlich so geht, daß man sich des Segens der nahen Quelle nicht bewußt wird, sondern sich ihrer in Selbstverständlichkeit bedient, das Wesen, die Seele, ein Ureigenes, das jedem lebenden und scheinbar leblosen Geschöpf anhaftet, bleibt ihnen dennoch verborgen.

In allen österreichischen Landeshauptstädten bleibt man, wenn man zum erstenmal, also mit frischen, unvoreingenommenen Sinnen dahinkommt, an irgendeiner Stelle plötzlich stehen, als gälte es, eine Offenbarung zu bestaunen. Unvermittelt hat ein Augenblick ein Bild erschlossen, vor dem man im Nu fühlt: dies ist das Herz der Stadt. Es sind jene Dinge und Orte, die zu den Wahrzeichen der Städte wurden, die, von den verkündenden Zeichnern und Malern zu Motiven gewählt, den Begriff, förmlich das Wesen jener Städte ausdrücken, die gewissermaßen ein Sigel wurden, eine feststehende, überall von jedermann erkannte und verstandene Marke: wie der Schloßbergturm für Graz, die Feste Hohensalzburg für Salzburg und der Blick über den Platz hin gegen die aufragenden Berge für Innsbruck. Alle diese Dinge sind von Stimmung umweht, sind eingeordnet in den Geist, der, in gewandelter Form, aus jeder dieser Städte strömt; ihrer Geschichte ist eine Brücke zur Gegenwart geschlagen und sie dürfen mit Recht Sinnbilder sein, weil sich in ihnen etwas von der Stimmung, dem Wesen der betreffenden Stadt erschöpft.

Man hat versucht, Klagenfurt nun durch seinen Lindwurm auszudrücken, und auch in das Stadtsiegel ist er ja, freilich vor Jahrhunderten, gekommen. Er ist aber nichts anderes als das Mal einer eigenartigen, sagenhaften Erinnerung, er ist ein Denkmal wie viele andere, nur eben uralt. Eine Beziehung zu der Seele der Stadt, ein Laut ihres Mundes ist er nicht. Denn das Wesen dieser stillen, abseitigen, beinahe in sich verklemmten Stadt sind

ihre Alleen, ist das Bemühen des Grüns jeglicher Art, sieghaft Mauer und Stein, wo es nur irgend angeht, zu überringen.

Darum: der Abend, ein kochendheißer Julinachmittag oder der September vermögen es zu sagen, was Klagenfurt ist. Eine Stadt der vielen Alleen. Oben greifen die Wipfel der alten Kastanienbäume, die schon so dicht geworden sind, daß sie die Wohnungen verfinstern und gelichtet, dezimiert werden müssen, zu förmlichen Wölbungen ineinander. Die Alleen sind Kreuzgänge für Liebespaare und nächtlich beruhigte, einsam nachdenkliche Abendwanderer; in ihrem tiefen, grünen Schatten führen die jungen Mütter ihre wachsende Freude, sitzen die Pensionisten und Zeithabenden auf den Bänken, ruhen gekühlt die heißen Stunden des Sommers. Dann aber, im September, haben die Hände des Herbstes in den verfilzten Wipfeln ihr Bacchanal. Diese Alleen werden unerhört schön; das Laub lichtet sich bis in das hellste Wachsgelb und ist wie das dauernde Silberhaar auf einem freundlichen Greisenkopf. Gegen den lichtblauen Septemberhimmel leuchtet das betonte Blattgelb in einer seltsamen, jeden empfänglichen Menschen aufrührenden Farbenmengung; kommen dann noch schneeweiße Wolken hinzu, dann ist das Septemberglück eines im Kastanienlaubgang stehenden Beschaulichen wohl vollständig.

Die Alleen sind das Sinnbild der Stadtseele, weil sie still sind wie diese. Klagenfurt, mit seinen dreißigtausend Menschen, die beruhigteste unter den Hauptstädten der österreichischen Bundesländer, aber dennoch auch voll gebundener Kraft, die es in Kärntens schwerer Zeit bewies, mußte aus sich selbst werden. Kein Hof, keine hohe Schule residierten in ihr; sie liegt nicht einmal an einer lebendigen Schlagader des Landes. Inmitten einer jungfräulichen Landschaft, an dem Rande eines Hinterlandes, das, sich gegen Süden und Osten dehnend, selbst vielen Menschen dieser Stadt völlig unbekannt war, bis es der Schauplatz politischen Lärmes wurde, hat etwas von der milden Verträumtheit des Landes, dem es durch Geschichte, Menschen, Ämter, Gewohnheit, Brauch zum Mittelpunkte geworden ist; nicht aus dem Gesetze der Lagerung des Schwerpunktes.

Es ist eine Stadt der Bürger, Beamten, Kaufleute; so hat denn ihr Gesicht die behäbigen Züge gestillter Gutmütigkeit, gedehnter Gelassenheit. Die wenigen Fabriken vermögen kaum einen schärferen Laut in die ruhige Stadtmelodie zu stoßen. Die Bauernerde kommt ganz nahe an die Häuser heran; von dem Rande der Äcker braucht man keine bedeutende Anzahl Minuten, um in der Stadtmitte zu sein. Der Radius des Steinkreises ist nicht lächerlich sondern glücklich gering.

Aus den meisten der Häuser sieht man aus irgendeinem Fenster, oder sei es eine Dachluke, die Berge. Das ist tröstlich und bleibt natürlich im Laufe des Lebens von vielen Geschlechtern nicht ohne Einfluß. Das Dasein in der Nähe von Bergen hat seine besonderen Formen.

Im Frühjahr und Herbst erinnert der See mit den Nebeln an seine Gegenwart, als empfinde er traurig seine Verlassenheit, da er vom Sommer und Winter her die getreue Anhänglichkeit der Städter gewohnt sei. Diese Stadt im Rund zu einem weiten Horizont zurückweichender Berge, nun auflebend gleich einer auf einmal glücklich gewordenen Frau, mehr und mehr genannt auch von jenen, die ihr einstens unwissend, kurzsichtig und auch böswillig die Anerkennung versagten, lebt im Sommer zum größten Teil förmlich im Wasser. Keine Stadt Österreichs badet soviel, keine hat es natürlich auch so leicht wie diese; nirgends sieht man so durchgehends braungebrannte Gesichter wie in ihr.

Also heißen wir sie die Stadt der Alleen und der braunen Haut.

Das Fenster gegen Süden

Von J. Friedel

Italien lächelt herein, mit Landschaft, Menschen und Früchten. Wenn du auf einem der Türme der Stadt Villach stehst und zur Glockenstube hinaussiehst, dann wisse, daß jene und jene Gipfel da unten im Süden und Südwesten schon italienischer Boden sind, daß du nur wenige Stunden bis zu ihrem Fuße zu wandern brauchst. Manche von ihnen sind erst vor einigen Jahren italienisch geworden, als Dummheit und Gier neuerlich die Erde von Europa teilten. Ihre Namen sind vielleicht in dem Sprachgebrauche jener Gegend noch deutsch, wenngleich sie eine fixe Verwaltungsbehörde, die da glaubt, daß die Vergangenheit mit einem Federstich und -strich getötet werden könnte, womöglich über Nacht umtaufte. Man sieht von Villach gegen Süden lauter Grenzhöhen. Und dieser Süden ist fremdes, ja irgendwie letzten Endes, trotz aller übertünchten Freundschaft und Wohlgeneigtheit, dennoch feindliches Land: Italien und Südslawien. Die Wolken, die wie Wallfahrer über die Raibler Berge, den Wurzenpaß, den Mittagskogel ziehen, stehen über jenseitigem Land und aus der Stadt Villach, die ein letztes, weit offenes Fenster aus deutschem Bereich gegen den Süden aufreißt, kann das Bedauern hinströmen, wie uns der Weg zu der alten, schönen österreichischen Adria verrammelt wurde, und die immerwährende Sehnsucht, die wohl nimmermehr

zur Ruhe kommen wird, daß wir teilhaben könnten an der stärkeren Sonne, an dem tiefer blauen Himmel, an irgend etwas, das wir eigentlich mit Worten gar nicht umschreiben können; kurz: dem Süden.

In dieser kärntnerischen Stadt Villach wird einem das merkwürdige Heimweh der Deutschen besonders wach und fühlbar. Es ist, als trüge die Luft bereits südliches Aroma, als wäre die Nähe allein schon Verheißung. Man braucht auf dem langen, sanft abfallenden Hauptplatz, über den wie eine Mahnung des deutschen, des herben Nordens der breitspurige Klotz der Görlitzen hereinsieht, nur die Augen zu öffnen. Da stehen in den Häuserreihen die Bürgerwohnungen wie kleine romanische Palazzi, mit allen Zeichen italienischer Bauart. Viele von ihnen dürften ruhig in einer reinrassigen welschen Stadt sein. Man fühlt vor Dutzenden Gebäuden: hier haben italienisches Blut und italienischer Geist gebaut. Die Grenze war ja auch früher nahe, ehe sie bis auf wenige Kilometer nahe rückte. Und so wie die deutsche Sehnsucht durch das Fenster gegen Süden schaute, so blickten die südlichen Augen gegen den kühlen Norden. Und eine Bahn zog hier, die wirklich das Hoch-oben mit dem Tief-unten verband. Die Straße nach Venedig und Rom war seit erdenklichen Zeiten über dieses Villach gelegt, da die Menschen noch ihren Füßen und, wenn es hoch ging, den guten Pferden vertrauen mußten. Was aus dem Süden kam oder nach dem Mittag ging, mußte über Villach und muß es vielfach noch heute. Darum tragen einige alte Familien der Stadt italienische Namen, darum hört man zu bewegten Zeiten, wenn die Jahreszeit den Menschen die Fernen öffnet, so viel Wohllaut und Mißklang aller italienischen Mundarten in den Straßen, deshalb scheinen die Früchte wärmerer Sonne, die man hier kauft, noch den Hauch ihrer Heimat zu haben, denn der Süden reichte sie ja nur durch das Fenster herein. Und deshalb scheint das Blut dieser regen Stadt, die zu ihren zwanzigtausend Menschen immer wieder hundert um hundert zugewanderter und hinzugerufener Seelen schichtet, so beweglich und entbunden zu strömen wie in keinem der anderen kärntnerischen Orte. Die Menschen hier sind auffallend anders; sie haben wenig von der besinnlichen, oft schwerfälligen Art der Kärntner, sie wissen dem Augenblick zu dienen und sehen dennoch über ihn hinaus. Sie sind Menschen an einer lebendigen Straße, mit wachen und wachsamen Sinnen, sie sind, bildlich gesprochen, näher der Maschine und wissen mehr um die Tragik der rasenden Zeit als die Leute des übrigen Landes. Sie sind, vielleicht drückt es das am besten aus, die modernsten Kärntner.

Mitten durch den kleinen Ameisenhaufen wälzt sich, braun von den

Schmelzwässern des Oberlandes, zwischen den Mauern ihres vorbestimmten Bettes grollend und den Menschen, die am Flusse wohnen, ein brausendes Nachtlied in die Schlafstuben tragend, die Drau. Ihr dunkler Gesang bleibt so urhaft wie das Wehen des Windes, der von den Almen der Görlitzen über die Stadt hinstürzt. Strom und Wind erinnern beständig an die Natur; niemals könnte diese Stadt untergehen in blinder Erwerbsgier jener Stätten, von denen sich Pan mit verhülltem Antlitz flüchtete.

Rund um diese Stadt hat er noch seine luftigen Throne aufgerichtet: an den Ufern des Ossiachersees, die verhältnismäßig schwach besiedelt sind, an den lautlosen, versteckten Gail- und umbuschten Draurändern, auf den Trümmerhaufen der zermürbten Burgen Landskron, Finkenstein, Federaun, von wo er tief in das Land hineinsieht, in dem abgesonderten Bleibergraben, in dem schon die Römer und noch vorzeitigere Völker nach Blei schürften, auf dem Dobratsch, dem Kärntner Rigi, sichtbar aus den verschiedensten Windrichtungen.

Nein, in dem, was eine Stadt zu erwürgen vermag, in Rauch, Fabriksgedröhn, Menschensklaverei, wird Villach nicht ersticken ...

Die sonst so eilende Stunde ist mit einer kleinen Erinnerung an manchen Stellen und Dingen haften geblieben. Noch hängt in der Stadtpfarrkirche ein Türkensäbel; noch zeigt man sich das Haus auf dem Hauptplatze, in dem der flüchtige fünfte Karl, der Spanier, wohnte; und von den Gassen weiß man, daß in ihnen der unheimliche Theophrastus Paracelsus wandelte. Nicht zu reden von dem vielen Kriegsvolk, das seit Jahrhunderten vom Süden zum Norden und umgekehrt wechselte und immer einen heimlichen Blutstropfen hinterließ; von Napoleon, der auf einer großen Wiese, die heute noch nach ihm benannt ist, Heerschau über die Truppen hielt, die von den Schlachtfeldern der norditalienischen Ebene kamen.

Villach hat viel Kanonendonner gehört; immer drang er aus dem Süden durch sein Fenster: als die Franzosen auf dem Predil 1809 die schwache Sperre in Grund und Boden schossen und die Handvoll tapferer Österreicher samt ihrem Hauptmann Hermann — einen frischen Eichenkranz um seinen Namen — verbluten ließen; als von 1915 bis 1917 Tag und Nacht der Schlachtlärm der Karnisch-Julischen Bergfront nicht mehr zur Ruhe kam; und als sich nach dem Abblasen des Großen Krieges in Kärnten, wieder nur wenige Kilometer südlich und südöstlich der Stadt, ein neues Kriegchen gegen die Slawen anspann.

Aber wer das Leben hat, mag den Tod nicht fürchten.

Eine wachsame Gemeinde von deutschen Menschen sieht in dieser Stadt

durch das Fenster gegen Süden. Ihre aufrechte Gesinnung und ihre Treue gegen die Nation sind die Brecher, an denen die anbrandenden Wogen einer fremden Kultur zerstäuben.

Österreichs Südmeer

Von Bernhard Scheichelbauer

Hoch hinauf ins Bergland wurde Österreichs Grenze geschoben. Ungeheure Steinkronen, finstere Kare, steile Wände verdecken dem sehnsuchtsvollen Blick das Meer. Traurig kehrt er zurück, um im eigenen Lande, über das er sonst eilig hinweggeflogen, Umschau zu halten. So findet er, ein wenig abseits der altgewohnten Südstraße über den Brenner und doch von direkten Verbindungslinien durchzogen, die das nördliche Deutschland ebenso nahe bringen wie Bayern und Schweiz und dem Budapester die Reise nicht schwerer machen als dem Wiener, auch diesseits der südlichsten Alpenketten im Lande Kärnten ein „Meer", den Wörthersee, und ein Gestade, das jenem hochgelobten, von der Vokalmusik der italienischen Sprache umschmeichelten kaum nachsteht.

Mit ihren letzten Häusern atmet auch die Stadt Klagenfurt noch in der leichten Brise, die über die fast zwanzig Quadratkilometer weite Fläche des Wörthersees zieht. Dann grüßt Landhaus an Landhaus, in lichtes Grün und bunte Gartenpracht gebettet, den am Nordufer dahineilenden Zug. In dem weiten, freien Tale, auf dessen Grund sich die Fluten behaglich dehnen, ist heiße Südlandsonne eingefangen. Rund 440 Meter über dem Meere gelegen, erwärmt sich dieser Alpensee bis zu 28 Grad. Die Bäder, die er vom Mai bis in den späten Oktober hinein gewährt, sind von unübertrefflicher Annehmlichkeit. Das Klima seiner Umgebung vereinigt die Vorzüge der See mit denen des Gebirges. Erhöhte Feuchtigkeit der Luft, verstärkte Wärme- und Lichtstrahlung der Sonne, geringe Schwankungen der Wärme zeichnen den Wörthersee sogar vor dem Meer und dem Hochgebirge aus. Denn was den Aufenthalt an den Gestaden der Adria in seiner Schönheit oft empfindlich beeinträchtigt: der lähmende Schirokko und die lästige Bora, das fehlt dem Wörthersee ganz. Die weißen Segel, die hier ihre Dreiecke ins Blau des Himmels oder ins Grün der Ufer schneiden, kennen keine heftigen Stürme. Sie werden von einer sanften Brise von großer Stetigkeit geschwellt. Kaum hie und da knallt eine Gewitterböe in die Leinwand. Wenn schwarze Wolkenballen den Vordergrund verdunkeln, während weiterhin noch die volle Sonne in der Landschaft liegt, daß die Häuser schmerzhaft licht am Horizont

flimmern und die Wasser dunkelgrün werden unter den weißen Schaumkämmen, dann ist die Ähnlichkeit mit der Adria vollends täuschend.

Dieses herrliche, an Naturschönheiten so reiche Stück Land ist stellenweise stark besiedelt. Zur Römerzeit ging auf den Höhen am Nordufer die Straße von Aquileja nach Virunum. Velden, am Westende des Sees in

Wörthersee und Karawanken

ungemein reizvoller Umrahmung gelegen, war schon damals ein Rast- und Badeort für die im rauhen Norden weilenden Römer. Im 16., 17. und 18. Jahrhundert entstand an den Ufern des Sees eine ganze Reihe von Stätten froher Sommerlust des kärntnerischen Hochadels. Die Schlösser in Maria-Loretto, Krumpendorf, Pörtschach, Velden und andere geben Zeugnis davon. Die Erschließung des Landes durch den Bau der Eisenbahn und die bequemen Verbindungen, die über den nahe gelegenen Knotenpunkt Villach nach allen Richtungen führen, lenkten den Strom der Fremden auch an den Wörthersee und in seine aufblühenden Kurorte. Seit er nun als

südlichster deutscher Alpensee und gewissermaßen auch als eine Art Kultur- und Völkergrenze zwischen dem Balkan und Mitteleuropa besondere Bedeutung gewonnen hat und, wenn man so sagen darf, nach dem Verluste der Adria zu Österreichs Südmeer geworden ist, bauen sich seine Ufer zu einem erstrangigen Fremdenverkehrsmittelpunkt aus.

Es ist vor allem das obere Becken, dessen Schönheiten zum Verweilen locken. Durch vorspringende Landzungen und Inseln zwischen Pörtschach und dem kunsthistorisch bedeutsamen Maria-Wörth wird der See stark eingeschnürt. Von da ab weitet er sich neuerlich zu behaglicher Breite. Die waldigen Hügel sind näher an die Ufer herangerückt, zahlreiche Landhäuser, Pensionen, Hotels winken mit freundlicher Helle von ihnen. Bis die gepflegten und appetitlich weißen Kaianlagen und Badeplätze, die Hotelterrassen und Strandgärten, die beflaggten Bootshäuser und die roten Vertäuungsbojen der Bucht von Velden die Wasserfläche mit gerundeten Armen umfangen und solchermaßen ein liebevolles „Halt!" gebieten. Dem Kurort Velden am Wörthersee hat die Natur wohl das größte Geschenk gemacht. Linde Fluten zu seinen Füßen, in weiche Hügel sanft eingebettet, die schon im Fußmarsch leicht zu erreichenden Karawankengipfel im Rücken, vereint er See und Gebirge, südliche Landschaft und nordische Schroffheit, Alpenglühen und italienische Nächte. Zu Wassersport jeglicher Art ist ebenso Gelegenheit wie zu Kraftwagenfahrten auf herrlichen Straßen, zu angenehmen Spaziergängen wie zu anstrengenden Klettermöglichkeiten.

Bis tief in den Herbst hinein bewahrt der Wörthersee sommerliche Wärme. Erst die Nachtfröste des November kühlen ihn ab. Gegen Weihnacht friert der vier Kilometer lange Lendkanal zu, der die Stadt Klagenfurt mit dem Wörthersee verbindet. Dann legt sich der Eispanzer um die im Winterhafen der „Militärschwimmschule" ruhenden Dampfer und Ende Jänner schließt er sich zur sechzehn Kilometer langen Eisbahn Klagenfurt—Velden. Eislaufwettbewerbe, zu denen Teilnehmer aus fernsten Ländern kamen, haben den Wörthersee als Wintersportplatz in Europa bekannt gemacht.

Erst die Märzensonne erweicht die Eisdecke. Aber ehe nicht der warme Südwind aus den Schluchten der Berge niederbricht, den der Volksmund „Jauk" nennt, schwindet die starre Decke nicht völlig. Dann, nach stürmischen Nächten, die sorgsame Hut des Feuers ebenso nötig machen wie anderswo die vom Föhn durchtoste Dunkelheit, ist der See eines Morgens wieder frei. Mit der steigenden Macht der Sonne wächst die Wärme des Wassers und die ersten Maitage lassen schon den Kärntner Sommer ahnen.

Aus „Moderne Welt", 1923. Wien, Arnold Bachwitz.

Eine Erinnerung an Maria-Wörth

Von Ottokar Kernstock

Wir standen Arm in Arm in jungen Tagen,
Maria-Wörth, an deines Kirchhofs Rain.
Im Westen niederglitt der Sonnenwagen,
beruhigt lag der See im Abendschein.

„Sieh", rief mein Reif'gespan, „die Blütenfülle!
Die wilden Rosen da, die Veilchen sieh!
Das ist des Todes lieblichste Idylle,
so holden Gottesgarten sah ich nie!

„Hier möcht' ich ruhen, in den Schlaf gesungen
vom leisen Zwitscherlaut der Amselbrut.
Die Wogen, Liebster, hielten mich umschlungen
mit weichen Armen — oh, da schlief 's sich gut!

„Du weißt nicht, wie mir vor den Schädelstätten,
den steingetürmten Nekropolen graust,
wo an der Toten stillen Schlummerbetten
das laute Leben wild vorüberbraust.

„Dort ist kein trauter, wetterstiller Hafen!
Dort ist ein stetig sturmgepeitschtes Meer!
Dort könnt' ich ewig nie in Frieden schlafen,
Und wenn ich noch so schlafestrunken wär' . . ."

Schon längst, mein Liebling, bist du schlafen 'gangen;
doch wiegte dich kein Wellenflüstern ein.
Ein Erzsarg hält den zarten Leib gefangen,
und dir zu Häupten liegt ein schwerer Stein.

Daneben tobt des Tages lärmend Leben,
der Bahnzug, der vorüberdonnert, läßt
die Erde bis ins Innerste erbeben —
und doch schläfst du so fest — — so fest!

Aus „Unter der Linde". München, Braun & Schneider.

Die Menschen

Die Ursprünge des Kärntner Volkstums

Von Dr. Georg Graber

Die seelische und geistige Veranlagung des Kärntners prägt sich ihren trefflichsten Ausdruck in der musikalisch und dichterisch ebenso hochwertigen als reichhaltigen Fülle von Liebesliedern, in dem ganzen sonstigen dichterischen Volksgut, das in Kärnten immer noch wie in alten Zeiten unerschöpflich aus rätselhaften Tiefen quillt und sich zu einer kaum übersehbaren Menge von Spruchdichtungen aller Art, von Balladen, Sagen, Märchen, Stücken religiöser Lyrik und Volksschauspielen verdichtet. Überall mit dem allgemeinen deutschen Geistesleben zusammenhängend und auf bayrische Verhältnisse hinweisend, nimmt Kärnten unter den österreichischen Alpenländern eine Sonderstellung ein, die zwar anerkannt, aber noch nicht erklärt ist. Hiezu kommt, daß in diesem Lande gewisse Äußerungen des Volkswesens in Gegenständen der Arbeit, des Brauches, der Dichtung und Wohnkultur nordisches Gepräge aufweisen, durch das es von den übrigen völlig abgerückt wird.

Die Anlage des kärntnerischen Doppelhauses, der Ringhof und Umlaufstall finden zum Beispiel nur in Skandinavien genaue Entsprechungen. Hier wie dort hat der Pflug die ältere und einfachere Arl verdrängt. Spuren der

nordischen Besitznahme eines Landstriches durch Feuerbrände sind im Zusammenhang der Zeremonien, die mit der Besitznahme des Fürstensteines verbunden sind, bezeugt. Die Rolle, die dem Hammer in kärntnerischen Hochzeitsbräuchen zukommt, der Niederschlag reinen Nerthuskultes in der Überlieferung des heiligen Mannes der Niklai und Spuren des Balderkultes auf dem Lurnfelde sind Überbleibsel religiöser Einrichtungen aus jener nordischen Zeit Kärntens. Ebenso bietet die Sagen- und Märchenüberlieferung auffallende Anklänge, die über gemeingermanische Zusammenhänge hinaus auf eine engere Verbindung zwischen Skandinavien und Kärnten hinweisen, weil sie samt und sonders nicht aus dem inneren Bayern hergeleitet werden können. Auf dem Gebiete der Volksbräuche stimmt das im Nock- und Tauerngebiete übliche „Füßeln" oder „Rangeln" in allen wesentlichen Stücken mit der aus Norwegen stammenden, bis auf unsere Zeit auf Island erhaltenen „Glima" überein, nicht nur in den Einzelheiten der Technik, sondern auch den Vorgängen bei den Wettkämpfen.

Die nordische Eigenart im Wesen des Kärntners muß ihre Begründung zum Teil in der körperlichen Anlage finden. Und wirklich bietet die anthropologische Forschung eine willkommene Bestätigung jener Annahme. Wenn die ausschlaggebende Besiedlung Kärntens von Bayern aus erfolgt wäre, müßte der Kärntner Menschenschlag die wichtigsten rassischen Merkmale mit der Bevölkerung Altbayerns teilen. Nun aber bestehen zwischen dieser und den österreichischen Alpenstämmen, insbesondere dem kärntnerischen, so bedeutende anthropologische Unterschiede, daß an einen gemeinsamen einheitlichen Ursprung beider kaum zu denken ist.

Ranke konnte zum Beispiel in Altbayern nur 17 v. H. Langköpfe feststellen, denen fast 83 v. H. Kurzköpfe gegenüberstehen. Gerade diese sind aber in Deutschösterreich weit seltener als in Bayern. In Deutschösterreich fällt Kärnten durch seine bedeutende Zahl von Langköpfen auf (Länge 186 Millimeter). Hier bilden sie nach Weisbach fast ein Drittel der ganzen Bevölkerung. Dazu kommt, daß Kärnten bezüglich der Kopfbreite (152 Millimeter) hinter den anderen österreichischen Ländern weit zurückbleibt. Bei dem Kopfindex 80 bleibt der Kärntner an der untersten Grenze der Kurzköpfigkeit stehen. Er hat von allen seinen Reichsgenossen die meisten Lang- und wenigsten Kurzköpfe. Zuckerkandl, der die Größen an Totenschädeln gemessen hat, zählt in Kärnten gar 34 v. H. Langköpfe und 66 v. H. Kurzköpfe, in rein deutschen Bezirken sogar 35 v. H. Langköpfe.

Der deutsche Kärntner hat einen höheren Wuchs als sein Stammesgenosse in Oberösterreich, Niederösterreich, Salzburg und Steiermark.

Das Maß schwankt zwischen 167 und 172 Zentimeter, die Kleinen bleiben mit 4·4 v. H. in sehr geringer Minderheit. An Körperlänge unterscheiden sich in Kärnten die Lang- und Kurzköpfe nicht voneinander. Unter den genannten österreichischen Ländern hat Kärnten die meisten lichten und die wenigsten dunklen Haare. Beide Arten sind von gleicher Körpergröße, das heißt, die an der Mischung beteiligte dunkle Rasse kann nur eine von gleicher Körpergröße gewesen sein. Der vorwiegend nordische Einschlag in der Bevölkerung spricht sich auch in der Augenfarbe deutlich aus. Die lichten Augen (blaue und graue) überwiegen mit 62·2 v. H. sehr bedeutend die dunklen (27·7 v. H.). Die gemischtfarbigen sind nur in sehr geringer Zahl vorhanden. Im Vergleich mit seinen Nachbarländern hat es die meisten lichten Augen, dafür bleibt es in den mischfarbigen hinter ihnen zurück. Die lichten Augen finden sich in Kärnten weit überwiegend bei lichtem, viel seltener bei dunklem Haar, was wieder für ein starkes Vorschlagen von nordischen Rassenmerkmalen spricht. Die mischfarbigen Augen sind seltener mit lichtem als hellbraunem und dunklem Haar verbunden. Bei ihnen schlagen also die Merkmale einer dunklen Rasse vor. Überhaupt weist Kärnten mit 28 v. H. seiner Bevölkerung die meisten Männer der hellen Art auf (lichte Haare mit lichten Augen). Diese ist überhaupt bedeutend stärker vertreten als die dunkle (mit dunklen Haaren und Augen), die nur 18·8 v. H. ausmacht. Es muß noch betont werden, daß Kärnten mit dem Hundertsatz von 52·3 von allen Ländern die wenigsten Mischarten besitzt. Dabei haben diese durchaus höheren Wuchs als die zwei reinen Arten, was sonst in keinem seiner Nachbarländer der Fall ist.

Unter den Kurzköpfen sind die lichthaarigen etwas kleiner als die untereinander gleich großen Männer mit dunklem und hellbraunem Haar. Die Kurzköpfe sind auf die helle und dunkle Art fast gleichmäßig verteilt, doch besitzt die helle mehr Langköpfe als die dunkle. Zusammengefaßt ergibt sich also folgendes Bild:

Unter den Alpenländern hat der Kärntner durchschnittlich die größte Körperlänge. Diese bedeutende Größe und die Hellfarbigkeit erklären sich nur aus einer starken nordischen Blutbeimischung, die auch in der größeren Langköpfigkeit zum Ausdruck kommt. Zwei Rassen mit ausgesprochenen Merkmalen treten uns also in der heutigen Bevölkerung Kärntens teils in spalterbigen, teils in reinerbigen Mischlingen entgegen. Eine helle nordische, großwüchsige Langkopfrasse und eine dunkle, großwüchsige und langgesichtige Kurzkopfrasse. Die Kurzkopfbevölkerung gehört der sogenannten dinarischen Rasse an, die ihren Namen nach dem Hauptwohngebiet dieser

hochgewachsenen, langgesichtigen, dunkelhaarigen und -äugigen Kurzkopfbevölkerung führt.

Den körperlichen Rassenmerkmalen entsprechen bestimmte seelische. Von der nordischen Überschwänglichkeit und Begeisterungsfähigkeit ist wohl die heitere Lebens- und Genußfreude, ein gewisser Leichtsinn, der sich namentlich im Liebesleben äußert, herzuleiten. Er geht nach meiner Meinung wohl eher

Frauen aus dem Gailtal, Rosental, Gurktal

auf den starken keltischen Einschlag zurück, den die Kärntner Bevölkerung zweifellos enthält und der selbst wieder, wie der germanisch-nordische Bestandteil seines Wesens, nordisch-arischen Ursprungs ist. Der Trieb ins Große und Tiefe dagegen trägt unverkennbar germanisches Gepräge. Er wirkt sich aus in der reichen Volksdichtung des Kärntners. Nach der phantastischen Seite auf dem Gebiete des Volksmärchens und der Volkssage, dann in der Fülle von bunt zusammengesetzten und abwechslungsvollen Volksbräuchen, die insgesamt dieser träumerisch-spielhaften Art entsprechen,

nach der faustisch grübelnden Seite hin insbesondere in jener stark vertretenen Gruppe der geistigen Lyrik, in der der Kärntner dem Rätsel des Daseins, des Werdens und Vergehens nachhängt. Am herbsten und großartigsten ist diese Wesensseite in den Volksschauspielen und den ergreifenden Totentänzen zum Ausdrucke gelangt. Der Gefühlstiefe germanischen Wesens entsprechen ferner der reiche Empfindungsgehalt der volksmäßigen, geistlichen und weltlichen Lyrik und die naive Wunderpracht des Weihnachtsspieles und der Weihnachtslieder. Ein Rassenerbe von nordischer Seite sind endlich die hohe schöpferisch-musikalische Veranlagung des Kärntners und seine allbekannte Sangeslust.

Schwerer zu erkennen sind die Wesenszüge, die er der dinarischen Rasse verdankt. Es sind wohl die rauhe, urwüchsige Kraft und Geradheit unserer Bergbewohner, ihre Biederkeit und Verläßlichkeit, ein mitunter derber Humor, der sich in den ländlichen Spottliedern und Neckreimen Ausdruck schafft. Aus diesen Eigenschaften fließt jenes sichere Selbstvertrauen, das auch schweren Anstürmen gegenüber standhält und sich zu bewußtem Stolz auf seine Eigenart steigert, wenn diese von außen her irgendwie bedroht wird. Auch die Gabe der Tonkunst ist der dinarischen Rasse nicht versagt. So hat das Zusammenfließen der einander nahe verwandten nordischen und dinarischen Rasse im Kärntnervolk eine harmonische Verbindung eigenartigen und neuen Gepräges gezeitigt und einen tüchtigen, leistungsfähigen und kunstfrohen Menschenschlag hervorgebracht.

Neben diesen zwei wichtigsten Rassenbestandteilen kommt noch der alpine Einschlag, weniger in der körperlichen als seelischen Veranlagung des Kärntners, und zwar nicht immer vorteilhaft, zur Geltung. Eine gewisse verständnislose Ablehnung des Neuen, Ungewöhnlichen wird der alpinen Rasse zugeschrieben. Das berüchtigte Gewährenlassen der Dinge, gekennzeichnet durch das allbekannte „Lei lâss'n", sein aus Abneigung entspringender anfänglicher Widerstand gegen Neuerungen auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiete erwachsen dem Kärntner aus dem Erbe von dieser alpinen Seite her.

Wer in Kärnten mit offenen Augen gewandert ist, dem wird es aufgefallen sein, daß beispielsweise im Gurk- und Metnitztal oder im Lavanttal eine weniger nordisch betonte Bevölkerung lebt, als im gemischtsprachigen Rosental; hier hellere Farbenmerkmale, schlankerer Bau, bedeutendere Körpergröße und nordische Gesichtsbildung; im Volksleben eine vollständige Kulturgemeinschaft und Gleichheit mit den deutschen Nachbarn. Dort im allgemeinen ein breiterer Kopf, dunklere Färbung, geringere Größe, also alpiner Einschlag. Oberkärnten besitzt wieder hochgewachsene Menschen mit starker Nase,

Kurzkopf und dunklerer Färbung (dinarischer Einschlag). Je weiter man dagegen in Unterkärnten nach Osten wandert, desto veränderter der Menschenschlag. Dort scheint sich der Einfluß der durch die Slawen vermittelten Ostrasse stärker bemerkbar zu machen. Die Gesichter zeigen häufig schon mongolische Züge. Auch das Volksleben dieses Landteiles ist dem übrigen Kärnten gegenüber auffallend arm an schöpferischer Kraft, trotz des seit dem frühen Mittelalter wirksamen Einflusses der Märkte, die immer deutsche Sprachinseln gewesen sind.

Die nordische und die dinarische Rasse stehen einander körperlich und seelisch näher als der alpinen oder Ostrasse. Bei der Entstehung des Kärntner Menschenschlages hat die Mischung dieser beiden Rassen den ausschlaggebenden Anteil. Beide sind im Kärntnervolk ungefähr gleichmäßig vertreten. Die Mischung muß schon in vorgermanischer Zeit erfolgt sein, als das Land noch ganz von Kelten bewohnt war, die in der Gegend des Ulrichsberges einen religiösen und politischen Mittelpunkt besaßen. Vom 2. bis zum 6. Jahrhundert müssen dann immerhin beträchtliche Stammessplitter von Markomannen, Ostgoten, Westgoten und Langobarden in diesem abgeschlossenen Berglande zurückgeblieben sein, durch die der nordische Einschlag wieder neue Verstärkung erhielt. Im Kern des Landes kann der seit dem Ende des 6. Jahrhunderts einsetzende slawische Zufluß nicht von Belang gewesen sein, wohl aber knüpfte im 8. Jahrhundert die bayrische Besiedlung an diese ältere, im Lande bodenständig gewordene nordisch-dinarische Hauptschicht des Kärntner Volkes an. Nur so konnte es kommen, daß die beiden späteren Blutzuflüsse von slawisch-ostischer und altbayrischer Art an dem Kärntner keine stärkeren Rassenspuren hinterlassen haben.

Aus dem „Kärntner Almanach a. d. Jahr 1924". Wien, Wiener Lit. Anstalt.

Die Sternsinger

Manchen alten Brauch kennt man heute nur mehr vom Hörensagen, denn vieles, was das Leben der Vorfahren auf dem Lande abwechslungsreich gestaltete und dem sinnigen Gemüte Stoff zum Nachdenken gab, ist ausgestorben. So sind die „Sternsinger" bis auf einige begrenzte Landstriche in Kärnten verschwunden. Wer selbst auf dem Lande aufgewachsen ist, erinnert sich wohl noch gern des malerischen Aufzuges der drei Könige aus dem Morgenlande und der wohltönenden Lieder, die sie vor den Häusern an kalten, dunklen Winterabenden vortrugen. In früheren Jahren zogen sie

in ganz Kärnten von Haus zu Haus, sangen ihr Sternsingerlied oder alte Dreikönigsweisen, Weihnachts- und Neujahrslieder und wurden dafür überall, wohin sie kamen, freundlich bewirtet und beschenkt. Heute begegnet man ihnen nur mehr im verkehrsentlegenen Mölltal, das infolge seiner Abgeschlossenheit noch viel von den alten Sitten und Bräuchen beibehalten hat, dann im Gailtal und vielleicht vereinzelt noch in einigen abliegenden Winkeln.

Noch bis vor wenigen Jahrzehnten war dieser sinnige und herzerfreuende Brauch über ganz Kärnten verbreitet. Manche Volkssage weiß noch zu berichten, was für schwere Kämpfe es absetzte, wenn zwei Sternsingergruppen aus benachbarten Gemeindegebieten irgendwo auf freiem Felde oder in dunklem Waldesgrunde zusammentrafen. Beim Auenbrückl im Metnitztal sollen bei einem solchen Streite sechs Sänger erschlagen worden sein. Jedes Jahr in der Dreikönigsnacht erscheinen sie vor dem Fels, der ihr Gebein bedeckt, und singen friedlich ihre Lieder.

Damals zogen die Kirchensänger in Sonntagskleidern durch das ganze Kirchspiel und gaben fromme, alte Weihnachtslieder zum besten. Ihnen voraus schritt der „Sterntreiber" mit einem aus durchscheinendem Buntpapier hergestellten Stern auf hoher Stange. Der Stern wurde durch eine Schnur, an welcher der Träger zog, fortwährend in Drehung erhalten. In dunklen Nächten bildete er einen anheimelnd strahlenden Wegweiser durch die weite Winterlandschaft.

In manchen Ortschaften erschienen die „heiligen drei Könige" leibhaftig, in flitterreichen Gewändern, mit Kronen von Rauschgold auf den Häuptern. Des Mohren Angesicht glänzte von Kienruß; um so greller stachen das Weiß der Augen und das Rot der Lippen davon ab. Freudig wurden sie bei jedem Bauernhof empfangen, ihre Lieder schweigend, andächtig angehört und mit Labung und Geschenken belohnt; brachten sie doch den Segen für das neue Jahr ins Haus.

In der Vorlaube stimmten sie ihr Weihnachtslied an und die Herzen der jungen und alten Kinder begannen dabei wärmer zu schlagen:

„Drei Könige aus Orient
erkennen's an dem Steren.
Wir sein herkommen zu dem End,
Messiam zu verehren."

Bei der Stelle des Liedes, die von des Herodes Nachstellungen erzählt, verschwand der Sterntreiber mit seiner Himmelsleuchtstange hinter dem Hause und alt und jung gruselte es bei dem Gedanken, daß das unzeitgemäße Auf-

tauchen des Sternes dem Wüterich das Kindlein verraten könne. Nachdem dann die königlichen Sänger ihre Gaben empfangen hatten, stimmten sie noch das „Abdankungslied" an, um ihren Gang durch die oft ausgedehnte Gemeinde wieder fortzusetzen:

„Man hat uns ehrbarlich geben,
Gott laß uns das Jahr mit Freuden leben,
jetzt und zu allen Zeiten.
Gott geb' uns allen ein' gute Nacht!
Der Stern muß weiter leuchten."

So sangen sie nach uralter Weise zum Abschied. Einer von ihnen aber malte die Anfangsbuchstaben der drei Heiligen Kaspar, Melchior, Balthasar und drei Kreuze mit der neuen Jahreszahl auf die Stubentür; ein kostbares Zeichen, das den Segen ins Haus bannt und allerlei unholdes Geistervolk und Krankheiten von ihm fernhält. Dann bewegte sich der Zug endlich weiter, dem nächsten Gehöft oder der nächsten Ortschaft zu.

Aus den „Mitteilungen der Kärntner Landsmannschaft".

Ein Schneesturm auf der Jauken

Von Franz Franziszi

So anziehend unsere Alpen mit ihren schroffen Dolomiten und herrlichen Matten im Hochsommer erscheinen, so öde und unwirtlich sieht es auf diesen Höhen im Winter aus. Alles Leben hat sich ins Tal hinab geflüchtet, die Alpenhütten stehen verlassen und schauen mit ihren Dachgiebeln wie schwarze Punkte aus den Schneemassen hervor. Wo noch vor wenigen Monaten ein fröhliches Leben herrschte und die Herden ihren Sommeraufenthalt hatten, treiben die Elemente ihr ungehemmtes Spiel.

An einem schönen, windfreien Wintertage mag es oben recht angenehm und die Rundsicht unvergleichlich sein, da kein Höhenrauch die Aussicht trübt. Doch der Marsch über zusammengewehte Schneemassen, in die man oft bis an die Brust einsinkt und über die man ohne große Anstrengung kaum mit Schneereifen weiter kommt, ist wenig einladend; auch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß man von einem heftigen Schneesturm oder einer Lawine plötzlich überrascht wird.

Oft bei heiterem Himmel scheinen die Höhen zu „rauchen".

Wie ein wallender Schleier hebt und senkt sich der vom Winde aufgewirbelte Flugschnee.

Das sind gewöhnlich die Anzeichen eines hereinbrechenden Sturmes.

Im Tale regt sich noch kein Zweiglein an den entlaubten Bäumen; aber plötzlich stürzt sich die Windsbraut in die Tiefe, heult und saust im Gebälke der Gehöfte, erfaßt den losen, körnigen Schnee der Talsohle und schleudert ihn mit rasender Heftigkeit durch die Luft, baut oft in kürzester Frist die wunderlichsten Gebilde und überhängende Gesimse aus Flugschnee auf, als ob sie von Künstlerhand geschaffen worden wären. Ein solcher Sturm entwurzelt Bäume, trägt Dächer ab und schleudert die festgefügten Kösen (Getreideharpfen) wie Kartenhäuser zu Boden.

Solche orkanartige Erscheinungen sind im Gailtale keine Seltenheit.

Bringen die Tauernwinde in der Regel schöne Tage, so schlägt doch zuweilen nach solchen Stürmen das Wetter plötzlich um und ein tüchtiger Niederschlag erfolgt, der Berg und Tal mit metertiefem Neuschnee bedeckt. Die Vögel flüchten sich dann in ganzen Scharen zu den Häusern, der Grünspecht hämmert ohne Scheu an den Fensterstöcken. Die verschneiten Wege müssen wieder ausgetreten werden. In langer Kette, einer hinter dem anderen, ziehen die „Wegmacher" von den entlegenen Ortschaften dem Pfarrdorfe zu; von hochgelegenen, einsamen Berggehöften werden Ochsenpaare herabgetrieben, um wieder freie Bahn zu schaffen. Der Postverkehr ist dann tagelang unterbrochen, bis Schneepflug und Spaten die Verbindung wieder hergestellt haben. Nicht selten gehen bei solchen Schneestürmen verheerend in die Forste niedersausende Staublawinen ab. Außer den Knollenziehern, den Männern und Burschen, die den in längliche Formen gepreßten gefrorenen Dünger ins Tal bringen, Heuziehern und Wildschützen wagt sich im tiefen Winter nicht leicht jemand auf diese unwirtlichen Höhen.

Wenn die Zeit zum Heuziehen herankommt, geht der „Geschworne" von Ortschaft zu Ortschaft, von Haus zu Haus. Alle Besitzer, die Heutristen auf der Hochalpe haben, müssen „angesagt" werden; denn diese gefährliche Arbeit wird in der Regel gemeinsam in Angriff genommen. In frühester Morgenstunde machen sich die Heuzieher in langen Zügen auf den Weg.

Beim Aufstiege werden die Fußeisen angelegt, die bei der Abfahrt nur an eisbedeckten Stellen benützt werden. Gewöhnlich jedoch nimmt man an solchen Stellen einen dichten Fichtenast, den man als Sperre unter den Heuschlitten legt.

Daß die Wege und Riesen (Rinnen) ausgeschaufelt und hergerichtet werden müssen, versteht sich von selbst; aber bei aller Vorsicht, die diese mit den Gefahren der Alpenwelt vertrauten Männer anwenden, kommen doch zuweilen Unglücksfälle vor. Die Volksüberlieferung weiß so manches davon zu erzählen.

Ich greife nur einen Fall heraus, der seiner merkwürdigen Einzelheiten halber einer kurzen Schilderung wert ist:

An der südlichen Abdachung des Jaukengebirges, das zwischen dem oberen Gail- und Drautale sich erhebt, werden alljährlich über vierhundert Fuder Alpenheues gewonnen, das jedoch erst im Winter, wenn der Schnee eine fahrbare Bahn schafft, ins Tal herabgeliefert werden kann. Die Abfahrt geht in dem „Heugraben" nieder, einer gefürchteten Lawinenstraße, wo die abgestürzten Schneemassen von solcher Mächtigkeit sind, daß sie oft noch über Sommer in der schattigen Schlucht liegen bleiben.

Es war im Februar 1845. Bald nach Mitternacht wanderten vier Heuzieher aus der Ortschaft Grafendorf mit Schlitten und Faßzeug, welch letzteres aus starken, mit Strickgeflechten verbundenen Holzstäben besteht, mit Laternen und Buchteln (Kienfackeln) in den „Heugraben" hinauf.

Der Wind sauste in allen Tonarten und warf ihnen den körnigen Schnee ins Gesicht. Zuweilen glitzerte ein Stern durch die vom Sturme gepeitschten Nebelmassen. Die Aussichten waren nicht günstig. Alle Anzeichen rieten zur Umkehr, doch die Männer achteten nicht darauf; mit großer Anstrengung klommen sie die steile „Schneeriese" hinauf und erreichten noch vor Tagesanbruch die Höhe des Jaukenbodens. Die Heutristen waren bald aufgefunden; nun ging man daran, die Heubündel zu fassen und zu binden.

Schon während sie die Höhe hinaufstiegen, fing es zu schneien an. Das Schneetreiben wurde immer dichter und als sie mit der Arbeit fertig waren und die Ballen am „Egg" an die Riese zur Abfahrt zurechtgestellt hatten, schüttelte es ungewöhnlich stark vom Himmel nieder. Alle Aussicht war verhüllt, daß die Männer kaum zehn Schritte vor sich sehen konnten; selbst dem Kühnsten unter ihnen sank der Mut. Unter solchen Umständen schien ihnen die Abfahrt doch zu gewagt. Sie ließen daher die Heufuder an Ort und Stelle und wandten sich gegen den Torkofel hin, um in der nächsten Alpenhütte Unterstand zu finden; aber als sie schweigend und vorsichtig, einer hinter dem anderen, über das Schneefeld der steilen Berglehne hinschritten, da schlug sie plötzlich ein heftiger Windstoß zu Boden. Sie hatten die „Mollahn" (Staublawine) angetreten. Als die Männer sich von ihrem Falle wieder aufraffen wollten, geriet der ganze Schneeboden unter ihren Füßen in Bewegung und trug sie mit wachsender Schnelligkeit und furchtbarem Getöse in die Tiefe. Der Schneestaub wirbelte hoch auf und die ganze Luft war davon erfüllt. Als der Schneestaub sich legte, kroch einer der Heuzieher aus dem Schnee hervor. Die Lawine hatte ihn nur gestreift und eine weite Strecke wie einen „Kreisel" fortgeschleudert. Bei dieser luftigen Fahrt verlor

er seinen Hut, seine Fußeisen und seinen „Stackelstock". Als er sich vom Schrecken erholt hatte, schüttelte er den Schneestaub von seiner Joppe und watete durch den Schnee, um sich nach seinen Kameraden umzusehen.

Der Schneesturm hatte etwas nachgelassen und die Aussicht war wieder freier, aber so weit er auch schaute, nirgends war eine Spur von seinen Gefährten zu entdecken. Er schrie aus Leibeskräften, keine Antwort kam. Da erblickte er plötzlich eine aus dem Schnee hervorragende, sich bewegende Menschenhand. Er eilte hin, sank auf seine Knie, fing an mit den Händen zu graben und bald hatte er einen seiner Gefährten aus dem Schneegrabe herausgearbeitet. Die nächste Sorge der Geretteten war es nun, ihre beiden Kameraden zu suchen. Sie durchwanderten das Schneefeld nach allen Richtungen, doch nirgends war von ihnen eine Spur zu entdecken. Da die Dämmerung hereinbrach, gaben sie ihre Bemühungen auf und suchten im nächsten Heuschuppen auf dem Jaukenboden Unterschlupf, wo sie die Nacht zubringen wollten, denn an ein Weitergehen war nicht zu denken.

In der Hütte, die sie glücklich erreichten, suchten die Männer vor allem Feuer zu machen, denn sie zitterten vor Kälte; ihre Kleider waren durchnäßt und gefroren. Aber der Schwamm, den sie in der Tasche hatten, war auch feucht. Da schnitt der eine das unten noch trockene Stück seines fadenscheinigen Hemdes ab, um es als Zunder zu benützen, und so gelang es ihnen, ein Feuerchen anzufachen, das sie mit einigen ausgehobenen Dachbrettern die Nacht hindurch unterhielten. Als sie beim ersten Morgengrauen die Hütte verlassen wollten, reichte der über Nacht gefallene Schnee fast bis an das Dach derselben. Wie nun weiterkommen?

Sie schnitten einen Bauchgürtel in dünne Riemen und banden damit Brettchen an die Bergschuhe; so ausgerüstet, traten sie die Wanderung nach der „Kreuztratte" an. Noch einmal blickten sie in die Gegend, wo sie ihre Kameraden und ihre Heufüderchen zurücklassen mußten, und arbeiteten sich dann rüstig durch den Neuschnee hindurch. Nach langen Kreuz- und Querzügen, da ein dichter Nebel alle Aussicht verhüllte, kamen sie endlich in der Abenddämmerung zur Knappenstube auf der „Kreuztratte", die damals noch von Knappen bewohnt war.

Im Tale hatte man das Abgehen der „Mollahn" gehört und gesehen, doch hegte man die Hoffnung, daß die Männer, die Gefahr wahrnehmend, noch rechtzeitig die gefährliche Stelle verlassen und sich gerettet haben würden. Als sie jedoch abends nicht nach Hause kamen und das Wetter immer stürmischer wurde, da ging es wie ein Lauffeuer durch das Dorf: „Die Heuzieher sind in der ‚Lahn' geblieben!"

Gleich am kommenden Morgen machte sich eine Schar beherzter Männer auf den Weg, um die Verunglückten aufzusuchen. Ihnen folgten tags darauf vierzig Männer mit Stangen und Schaufeln; doch waren alle ihre Nachforschungen erfolglos, sie mußten unverrichteter Dinge zurückkehren und es der Sonne überlassen, die Verunglückten ans Tageslicht zu bringen.

Erst im Hochsommer, nachdem die Alpen schon lange wieder bezogen waren und die Rinder auf den blumenreichen Matten des Jaukenbodens weideten, wurden die Leichen der Heuzieher von Hirten aufgefunden. Schwärme von Fliegen am feinkörnigen Lawinenschnee, der, den Strahlen der Junisonne trotzend, sich in den Schluchten der Höhe mit großer Zähigkeit festhielt, führten sie auf die Spur.

Die beiden Leichen wurden auf Schlitten festgebunden und ins Tal hinabgezogen.

Ein langer Leichenzug bewegte sich am 3. Juli durch den Heugraben gegen das einsame Pfarrdorf hin, und während das Abendrot auf den Bergen verglomm, wurden zwei brave Männer als Opfer ihres beschwerlichen Berufes in ein gemeinsames Grab gesenkt.

Aus: Franz Franziszi, Kulturstudien über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten. Herausg. vom Grillparzer-Verein. 2. Aufl. Naumburg a. S., G. Pätz.

In der Bergöde

Von Johannes Lindner

Ihr unten! — Was wißt ihr von Gott
auf euren Huben, den weiten,
sicheren Böden,
wo noch jeglich Getreid' wächst und jeden
Morgen die Knechte Ochsen und Hengst in die Viehweiden reiten,
mit jungem Gejauchz?

Ihr unten! — Wie mild ist der Gott,
dem ihr friedlich zu Hochamt und Vesper-Segen
in der Kirche dürft nahen,
den eure Augen nie als mit Heiligen sahen:
wie stärkt er euch auf allen Wegen
durch des Priesters Gebet!

Du derber,
erd-jahrtausendalter Berg-Gott!

Weh! Hier ist das Brot wie Stein,
warum hast du bei uns in deinem Schöpferwerk gespart,
warum, warum wachsen hier die Berge so hart
in die Äcker hinein?

Gewitter-Gewaltiger! Oh, bist du nicht auch
aus einer Mutter irdischem Blut? Führe
uns nicht in Versuchung, sag, warum muß es geschehen,
daß wir unsere Frauen noch in den Wehen,
unsere Mütter in den Holz-Pflug binden wie Tiere,
um aufzureißen die Erd?!

Siehe! unser Gesicht: es ist nicht schön,
im Vorwelt-Schweiße müssen das Brot wir essen,
ach, du willst unsere Rede nicht hören,
rauh ist sie wie Fels-Bäch, wie des Wald-Stiers Röhren,
wenn wir vermessen
deinen uralten Namen schrein!

Wenn einer dann stirbt — oh, Wilder, Eisiger,
mensch-einsam in armer Stube dann stirbt: am Rücken
tragen den Ahnen die Väter
auf dem Saum-Weg hinunter, die Söhne später
die Eltern zum Kirchhof am Rücken,
immer am Rücken, von Geschlecht zu Geschlecht.

Aber — o Ewig-Weiliger,
im Stall Geborner, o Bruder Heiliger,
beugte dich einstens nicht auch eine Last?
Wir sind Viele, du warst nur Einer,
wir wollen nicht klagen.

Halt uns, wenn wieder die Wild-Wasser schlagen,
wenn die Lawinen brechen,
daß alle Ur-Gesteine wie im Ur-Traum sprechen,
halte, o halt uns die Erde,
den kleinen Keuschler-Boden voll Blut und Fährde,
unter uns ist keiner,
der hinunterwandre ins Tal!

Aus dem „Kärntner Almanach a. d. Jahr 1924". Wien, Wiener Lit. Anstalt.

Das Kärntner Volkslied

Von Dr. Georg Graber

Zu den schönsten und ergreifendsten Offenbarungen des kärntnerischen Stammeswesens gehört das Kärntnerlied. Es gibt nur eine Seite des wunderbar reichen und vielgestaltigen Volkslebens wieder, es ist aber zugleich seine schönste Blüte.

Wohl sind das schlichte, innige Kärntnerlied und seine bald kecke, bald schwermütige Weise weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt. Kärntnerlieder, namentlich in Koschats Bearbeitung, haben den Ruhm des kleinen Landes bis in die fernsten Weltteile getragen. Wohl singt und spielt auch der gebildete Kärntner seine heimischen Volkslieder. Aber was unter dem Namen „Kärntnerlied" einem größeren Kreise bekannt ist, ist nur ein geringes Bruchstück dessen, was das Volk in Kärnten einst sang und noch singt. Es ist das in allen Alpenländern gepflegte Liebeslied mit seiner schier unübersehbaren und unerschöpflichen Stufenleiter von menschlichen Empfindungen, vom Aufkeimen der Liebe bis zum bangen, herzzerreißenden Scheiden, vom leichtfertigen Liebesgetändel bis zur todüberwindenden Treue, alle Stufen menschlichen Liebeslebens umspannend. Ungebundene Lebensfreude und Daseinslust wechseln hier mit trostloser Trauer. Dazu kommen die selbstbewußten Ständelieder, die auf bestimmte Stände eingeschränkt sind. So preist wohl der Bauer die Schönheit des ländlichen Lebens und die Zufriedenheit seines Standes. Dann die fröhlichen, frische Bergluft atmenden Jägerlieder, die Wildschützenlieder, in denen diese kühnen Freibeuter mit Stolz von ihrem gefährlichen Berufe singen, wie sie bei Sternenschein die Büchse nehmen und hinausschleichen in den Wald, um sich dort ihre Beute zu holen. Auch alle übrigen Stände sind im Volksliede Kärntens vertreten. Einen breiten Raum nehmen die Soldatenlieder ein. Manche von ihnen atmen noch die mutigen, biederen Töne des alten Landsknechtliedes. Herzbewegt nimmt der junge Soldat von Vater, Mutter, Bruder und Schwester Abschied und von seinem herzliebsten Mädchen. Wenn aber dann seine Militärzeit um war, kam er sich mit seinem Abschiedsbrief und seinem in militärischem Dienste gestrafften Leib so schön vor wie keiner. In älteren Kriegsliedern lebt noch die Erinnerung an den Zug Napoleons nach Rußland und wie Moskau vor ihm in Flammen aufging und so mancher Vater zu Hause um seinen lieben Sohn trauerte, den er nimmer wiedersah.

Eine eigene Gruppe bilden die Bergmannslieder; sie erklingen noch jetzt im Munde der Hüttenberger Knappen, erschollen aber früher überall in den

Karawanken und bis an die Schneegrenze der Hohen Tauern, wo heute noch manche verfallenen Stollen von dem einst blühenden Bergsegen des Landes zeugen.

Diese meist einstrophigen Lieder tragen wegen ihrer neckischen Art die Bezeichnung „Pleppaliadlan". Ihr anspruchsloser Bau eignet sich am besten für den schlichten Ausdruck dichterischen Empfindens, und so kommt es, daß ein und derselben Melodie eine ganze Anzahl von neuen, im günstigen Augenblicke geborenen „Pleppaliadlan" unterlegt werden kann. Ihnen stehen an Zahl die langen, mehrstrophigen und erzählenden Kärntnerlieder weit nach.

Die bezeichnende Ausdrucksform dieser Liedergattung ist in allen deutschen Alpenländern dieselbe: kurze, vierzeilige Strophen oder Vierzeiler. Was aber das Kärntnerlied von dem seiner Nachbarländer deutlich unterscheidet, ist seine Singweise. Die Melodien des kärntnerischen Vierzeilers sind aus den zerlegten Akkorden hervorgegangen, während die übrigen deutschen Volkslieder sich mehr aus der Tonleiter entwickelt haben. Ganz deutlich und scharf hebt sich das Kärntnerlied vom Liede der Nachbarländer Steiermark und Tirol ab. Zunächst durch seine Wärme und Innigkeit, das langsamere Zeitmaß und das beinahe gänzliche Fehlen des Jodlers. Auf dieser musikalischen Auswertung der einfachen Akkorde sind die meisten Lieder aufgebaut: das lebensprühende Burschenlied, das Lied der Almer, Sendrinnen und Wildschützen, das in Wort und Weise wie mit Herdenglockengeläut ein Stück freien, lustigen Naturlebens in unsere Nähe zaubert und in seinem Wortlaute mit wunderbarer, künstlerischer Anschaulichkeit die Landschaft vor unser geistiges Auge hinstellt, in der diese Lieder einmal entstanden sind. Das gleiche gilt von den auf dem Tanzboden gesungenen Stichelversen, den Bauern-, Handwerker- und Fuhrmannsliedern.

Mit dem Boden, dem sie entsprossen, sind ja diese Lieder alle auf das innigste verwachsen. Sie können losgelöst von der Heimaterde gar nicht leben. Sie sind Kinder eines bestimmten Landstriches, ja meist einer engbegrenzten Gegend und taugen sozusagen gar nicht anderswohin. Nicht als ob man sich in der Stadt an ihnen nicht entzücken könnte, aber ihr lebendiges Dasein hängt an dem Volksschlage, der sie erdacht und vertont hat. Sofern sie natürlich die rein menschliche Saite in unserem Gemüt zum Klingen bringen, sofern sie allgemein giltige und ewig dauernde Gemütswerte ausdrücken, wachsen sie weit darüber hinaus und gehören dem geistigen Eigentum der ganzen Nation an. Diese Gattung von Liedern kann nur in den Bergen mit ihren grünen Triften, mit dem freien Jäger- und Sennenleben und der

Bauernhochzeit

kärntnerischen „Bäuerei" entstanden sein und setzt rein melodisch eine Gebirgslandschaft voraus, in der die hinausgerufenen Freudentöne, in vielstimmigem Widerhalle gebrochen, zurückklingen.

In Gegenden, wo noch „wild" gesungen wird, wo noch keine Künstelei in das Leben des Volksliedes eingegriffen hat, ist der Volksgesang drei- oder vierstimmig und wird sowohl von Männern als von Frauen gepflegt. Die Hauptstimme des „Ansängers" liegt nicht in der obersten, sondern in der zweiten, oft auch in der dritten Stimme. Die höchste Stimme, der „Überschlager" oder „Übersänger", bewegt sich in der Terzen- oder Sextenlage über der Hauptstimme, gegen welche alle anderen an Stärke zurücktreten. So ist es der treffendste Ausdruck der Geselligkeit, da es einstimmig nicht recht zur Geltung kommt, sondern auf Fülle und Wohlklang von Akkorden abgestimmt ist. Der eigenartige musikalische Reiz der ursprünglichsten und echtesten Vierzeiler beruht gerade auf dem bald leicht hinausjubelnden, bald ernst und schwermütig die Tiefen des Gemüts erregenden Wechsel von der Tonika zur Oberdominante, zur Quart- oder Quintenlage. Es ist ein Schwelgen in Akkorden und seltsam ans Herz greifenden Übergängen. Mit den denkbar einfachsten Mitteln erreicht es die höchste Wirkung.

Warum Kärnten seine Lieder mehrstimmig singt, während andere Länder sich mit der Ein- und Zweistimmigkeit begnügen? Diese Frage, oft aufgeworfen, ist doch noch nicht restlos beantwortet worden. Das Kärntnerlied weist sowohl durch seine Musikformen als durch seine Melodik auf seine Abstammung von dem älteren deutschen Volkslied. Und es gibt nichts, was es seiner inneren Art nach etwa dem slawischen Nachbarlande im Süden zu verdanken hätte.

Deutsch und doch wieder rein menschlich in seinem Grundton ist die fast unübersehbare Gestaltenfülle, die uns der Kärntner Vierzeiler bietet. Deutsch die wunderbare Gemütstiefe, die das Kärntner Liebeslied in den mannigfaltigen Formen von Scheiden und Meiden und Hangen und Bangen, von keckem Werben und verschmähtem Gefühl, von mutwilligem Gekose und von Treue, die bis über den Tod hinaus dauert, zum Ausdrucke bringt.

Wenn nach den Urgründen der kärntnerischen Eigenart, wie sie sich im Liede ausspricht, geforscht werden soll, so führt der Weg nach einer ganz anderen Seite. Diese überschäumende, übermütige Lebenskraft, die derbe, aber dabei das Leben fast künstlerisch auskostende Sinnlichkeit des kärntnerischen Menschenschlages, der derbe Wirklichkeitssinn des Volkes, das sich rüstig an die Arbeit des Tages macht, die Hand am Pfluge, festen Fuß fassend auf der Scholle und sie gegen innere und äußere Feinde schirmend, in enger

Gemeinschaft mit der Natur lebend und die Eindrücke der sichtbaren Welt in sich aufnehmend, und doch wieder auch die Bitterkeit und Kürze des Daseins betonend: all das sind wohl Ergebnisse einer uralten Rassenmischung zwischen Kelten und Germanen, die auf keinem anderen Boden als vielleicht in Frankreich mit solcher Eindringlichkeit erfolgt ist, weshalb ja auch unser Volkswesen sich von dem aller anderen Alpenländer auf das schärfste abhebt und in gewissen Zügen am ehesten mit dem der Franzosen verglichen werden kann, wenn uns auch deren kaltblütige Rachsucht fremd ist.

Wie das ältere deutsche Volkslied überhaupt im kirchlichen Hymnengesang seinen Ursprung und sein Vorbild hat, so das Kärntnerlied in seiner Tongebung. Der schwermütige, auf den Ernst und die Tiefe des Daseins gerichtete musikalische Ausdruck rührt nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, von dem slawischen Volksgesange her, sondern von der Kirchenmusik, und zwar den landläufig begleiteten und mehrstimmigen Responsorien der kirchlichen Gesänge. Auch seine Vier- und Fünfstimmigkeit weist auf die musikalische Erziehung hin, die nur in den Pfarr- und Klosterkirchen der Städte und Märkte im Kirchengesang gepflegt wurde und der zum musikgeschichtlichen Verständnisse des Kärntnerliedes notwendig vorausgesetzt werden muß. Dazu kommt es, daß tatsächlich erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts Zelter, der Freund Goethes, in Berlin die erste Liedertafel, also den ersten Männergesangverein, gründete, der dann das Muster für derartige Vereine in größeren und kleineren Städten Deutschlands und Österreichs wurde. Erst spät, im 19. Jahrhundert, kann das Kärntnerlied oder der Vierzeiler seine jetzige musikalische Form und seine Einstellung auf ausschließlichen Männergesang erhalten haben.

In seinen Musikformen aber erweisen nicht nur das ältere erzählende Lied, sondern auch der verhältnismäßig so junge Vierzeiler seinen nahen Zusammenhang mit der älteren deutschen Sangeskunst. Sein melodischer Aufbau ist nämlich wie die Strophe des mittelalterlichen Minnesanges zweiteilig: die beiden ersten Zeilen jeder Strophe sind in selbständiger Melodik komponiert und bilden den Aufgesang, die letzten zwei Zeilen bringen entweder eine neue Melodie oder die alte zum Abschluß und bilden den Abgesang. Nur verhältnismäßig wenige Lieder sind dreiteilig in der Melodik ihres Strophenbaues, aber auch sie ordnen sich dieser Grundform ein, indem die einzelnen Strophen drei Teile aufweisen: Vordersatz, Nachsatz und wiederholter Vordersatz. So gemahnen diese erst recht an die beiden Stollen des Aufgesanges und den schließenden Abgesang des von Frankreich her beeinflußten deutschen Minneliedes.

In die Zeit der höchsten Entfaltung deutschen Wesens versetzt uns aber auch der Stoffkreis vieler älterer Kärntnerlieder, die man heute wohl nur mehr zu guter Stunde aus dem Munde der ältesten Leute vernehmen kann. Noch in den siebziger Jahren wurde in Kärnten das herrliche, dramatisch und leidenschaftlich gehaltene Lied vom alten Tannhäuser aus Volksmund aufgezeichnet. Es behandelt an der Gestalt des fränkischen Minnesängers des 13. Jahrhunderts den Widerstreit irdischer und himmlischer Liebe. Auch an ihm hat das Kärntnergemüt seine Spuren zurückgelassen. Wohl findet Tannhäuser auch im Kärntnerliede für sein Verweilen im Venusberg beim Papste nicht die Verzeihung, aber er wird nicht von Reue gepeinigt in Sünde und Verderben zurückgestoßen, sondern das Lied erhält hier in Kärnten einen versöhnlichen Ausgang, der die Menschlichkeit des Irrenden und die allerbarmende Himmelsgnade preist:

Der Sünder ist gestorben
am hohen Berg allein,
die schönsten Himmelsglocken,
dö ham ihn gläutat ein.

Offenbar sind es wieder ritterliche Lebenskreise, die aber in späterer Zeit ganz in ländliche Verhältnisse hineingepaßt wurden, in dem Liede vom Kranawetstäudle, wo sich die spröde Geliebte des jungen Ritters durch ein unbedacht gegebenes Wort und die Erfüllung einer unmöglich scheinenden Bedingung gefangengeben muß. Was bedeutet aber das romantische Abenteuer neckenden Liebesspiels dieser Dichtung gegenüber der erschütternden Tragik der kurzen Strophen eines anderen Liedes:

„Es war einmal ein junger Knab'",

die uns das Schicksal eines jungen Edelknaben und seiner Liebsten vorführen. Achtzehn Jahre schon liebt er das Mädchen und noch viel mehr. Die Lieb', die nahm kein Ende mehr. Er weilt weit in der Fremde, da ereilt ihn die Nachricht von ihrer Erkrankung, und als er atemlos in der Heimat eintrifft, findet er sie tot. Wie rührend schlicht und menschlich, aller krankhaften Übertreibung bar ist der unsägliche Schmerz des Verlustes ausgedrückt:

Zuvor hatt' ich so große Freud',
jetzt muß ich tragen ein schwarzes Kleid.
Wohl achtzehn Jahr' und noch viel mehr.
Das Trauern nimmt kein Ende mehr.

Und dabei ist das Ganze von einer kunstlos-anmutigen, zarten Musik getragen.

Oder das Lied von dem Markgrafen, der ganze sieben Jahre um die Königstochter warb, bis er sie heimführte. Auf der Heimkunft von langer Wanderfahrt vernimmt er ein seltsames Läuten und erfragt von einem Hirten, daß seine Frau samt dem neugeborenen Knäblein tot ist. Gleich trifft er auch den Leichenzug, läßt die Träger stillstehen, hebt den Schleier und küßt schmerzbewegt die Tote. Dann nimmt er sich mit dem eigenen Schwert das Leben.

Und wieder wird unser Blick nach Deutschland gelenkt, in das 13. Jahrhundert, da die ritterliche Lyrik ihre höchste Feinheit, Freiheit und Selbständigkeit erreichte, wenn wir den höchst seltsamen Nachkommen einer literarischen Gattung vernehmen, die sonst längst überall ausgestorben ist, das alte Tagelied. Zwar sind auch hier ritterliches Denken und Fühlen vollständig in die bäuerliche Umwelt der Gegenwart übertragen, aber die Lage, die das Lied ausmalt, ist dieselbe, die den deutschen Tageliedern und Wächterliedern zugrunde liegt. Der Lichtstreifen am Horizont, das Zwitschern der Vögel oder das Horn des Wächters verkünden das Dämmern des Tages und bringen damit den Liebenden das Ende nächtlichen Gekoses. Diesen literarischen Leitgedanken zeichnet nun unser Bauerndichter in kräftigen Bildern: wie der Bursche, getrieben von unbezwinglicher Liebessehnsucht, über Berg und Tal geht, unterwegs den süßen Schall der schönen Frau Nachtigall vernimmt, die ihm ein freudenvolles Tänzelein aufführt; wie er dann zum Fenster seiner Geliebten kommt, wie ihn diese empfängt und zum Bleiben einladet. Gleich Wolfram von Eschenbach wirkt auch unser Lied weit mehr durch die Kraft gedrungener Ausführung als durch unmittelbaren Ausdruck der Empfindung. Der heraufdämmernde Morgen und der anbrechende Tag mahnen die Liebenden ans Scheiden, und während der Bursche frisch Urlaub nimmt, bricht das Mädchen in bittere Tränen aus.

So steht denn das Volkslied Kärntens in einem ununterbrochenen Zusammenhang mit dem deutschen Geistesleben seit dem frühen Mittelalter, von der Ballade angefangen über das religiöse Volkslied hinweg zu den neueren Gattungen des Kärntnerliedes, dem Vierzeiler, Spottlied, Ständelied, Neckreim und Liebeslied.

Ein Baum, der wie in ewigem Frühling zu blühen scheint.

Aus der Zeitschrift „Deutsches Südland", Sonderheft „Kärnten", 1921.

Sprachmischung im kärntischen Volkslied

Von Dr. Primus Lessiak

Wohl nirgends ist die Berührung zweier Volksstämme so innig und von so tiefgehender Wirkung wie zwischen Deutschen und Windischen in Kärnten.

Fast den ganzen langgestreckten Südrand von der steirischen Grenze bis ins untere Gailtal hinauf nehmen die Slowenen ein und nur streckenweise trennt sie eine verkehrshindernde Scheidewand von ihrem deutschen Nachbar. Die Städte und Märkte im windischen Landesviertel sind vorwiegend deutsch. So besteht denn eine ausgedehnte Berührungsschicht und das ermöglicht einen regen Austausch sowohl stofflicher wie geistiger Güter, der noch größer gewesen sein dürfte zu einer Zeit, da auf den Burgen südlich der Drau noch allenthalben deutscher Adel saß und auch die Bauernschaft im Rosen- und Jauntale noch zu einem größeren Teile deutsch war als gegenwärtig. Der geistig und literarisch Gebende ist begreiflicherweise fast ausschließlich der Deutsche, und so sind denn nicht nur das ganze Wirtschaftsleben des Kärntner Windischen, sondern auch seine Sprache, sein Volksglaube, sein Sagenschatz und nicht zum mindesten auch sein Volkslied voll von deutschen Grundteilen. Fast überall ertönt auch in windischer Gegend deutscher Sang, denn die Slowenen Kärntens sind bis auf einen geringen Bruchteil doppelsprachig, und die Aufsammlung von deutschen Volksliedern jenseits der eigentlichen Sprachgrenze liefert zuweilen nicht minder reichen Ertrag als auf rein deutschem Sprachboden. Aber das deutsche Lied ist nicht nur in deutschem Gewande zu den Slowenen gewandert. Das kecke, lose Schnatterhüpfel hat Windisch gelernt und weiß das windische Mâizele in seiner Muttersprache ebenso herausfordernd zu necken wie das deutsche. Deutsche Ständelieder und Balladen haben sich national gehäutet und selbst den urdeutschen Jodler hat der völkische Schlagbaum nicht völlig aufzuhalten vermocht. Dieses Nebeneinander und Durcheinander hat aber noch etwas anderes gezeugt: das sprachlich gemischte Lied.

Zwei Gattungen lassen sich dabei unterscheiden.

Bei der einen Gruppe ist die Mischung rein äußerlich; deutscher Wortlaut wechselt mit windischem. So beispielsweise in dem bekannten:

Diandle, wo häst denn dei Kammerle,
Döčua, čöj postl stoji?[1])
Über zwa Stapflan muaßt aufesteig'n,
Tune na hasə je ni.[2])

[1]) Mädchen, wo steht das Bett? [2]) Draußen auf der Gasse ist es nicht.

Ist hier die sprachliche Mischung eigentlich ungerechtfertigt, lediglich der Ausfluß einer spielerischen Sprachlaune, so gibt es Mischwortlaute, in denen das sprachliche Nebeneinander insofern innerlich begründet ist, als dem Windischen gewissermaßen die Rolle einer Geheimsprache zufällt. Was harmlos ist, wird deutsch gesagt, das Bedenkliche hingegen hüllt sich in ein windisches Mäntelchen und der Gegensatz vermag seine komische Wirkung nicht zu verfehlen.

So gibt es zu dem bekannten „Schmied, Schmied, verlaß dei Alte nit" auch ein zweites deutsch-windisches Gesätz, das folgendermaßen lautet:

Schmied, Schmied, verlåß dei Alte nit!
Zadə za suinjákam
Te najrášə čakam[1])
Schmied, Schmied, verlåß dei Alte nit!

In die Warnung vor ehelicher Untreue, die dem lockeren Meister zuteil wird, mischt sich der windische Lockruf seiner Buhle, die ihn zu einem Stelldichein hinterm Saustall ladet.

Hat diese Gruppe ihre Wurzeln auf gemischtsprachigem Boden, so ist die zweite im deutschen Grenzgebiet entstanden, wo man nicht selten Gelegenheit hat, das oft mangelhafte Deutsch des windischen Nachbarn zu hören und zu belächeln.

Die Sprachmischung und die darauf beruhende Komik bestehen hier also in der Verdrehung deutscher Rede im windischen Munde:

Mai Schåtzelə haßt Mizəle,
dås Nåm håt me fålln;
hiaz hån i åber Måizəlan
af Tür aufe måln!

Begeistert von dem schönen Namen seiner Geliebten will der Wackere ihn an der Tür ankreiden, aber als er nach der Mühe des Schreibens die Buchstaben enträtselt, da steht weiß auf schwarz das „schiache" „Måizele" vor seinen Augen. Das Deutsch des Unterkärntner Windischen älteren Schlages, der noch der deutschen Schule entbehrte, verspottet der nie versiegende Volkshumor in dem Lied von dem „windischen Schelm", der, wegen Pferdediebstahls eingesperrt, seine Leidensgeschichte folgendermaßen beginnt:

[1]) Hinter dem Schweinestall erwart' ich dich am liebsten.

Pin se hängn Windisch-Hrifn,
nit hår weit af Föcklmårk,
pin se Hälfter lai bəgrifn,
is se Rößl aa mithäng[1]).

Die Sprachmischung im Volksliede, wenigstens in dem Umfange, wie sie uns hier entgegentritt, darf wohl als Besonderheit Kärntens gelten. Sie ist der Ausdruck des guten Einvernehmens, das zwischen den beiden Volksstämmen seit jeher bestanden hat und erst in den letzten Jahrzehnten teilweise getrübt wurde durch meist landfremde Wiegler, die ein tausendjähriges Gefüge zu sprengen gewillt sind.

Aus der Zeitschrift „Deutsches Südland", Sonderheft „Kärnten", 1921.

Das Bauernhaus in Kärnten

Von Ing. Arch. Franz Pichler

In den entlegensten Tälern Oberkärntens hat sich noch die alte Form des Bauernhauses erhalten, grüßt es uns noch freundlich mit seinen blumengeschmückten Gängen und Giebeln, in seiner anheimelnden Form, als Zeuge einer längstvergangenen Zeit. Mit seinen kleinen Fensterchen lugt es ins Tal hinab, wo die neue Zeit die weltferne, idyllische Ruhe von einst längst zerstört hat. So ist es in verkehrsreichen Gegenden fast ganz am Aussterben.

Ich stieg hinauf zu den entlegenen Bergbauern, die teilweise noch in ihren uralten Behausungen wohnen. Der Weg hatte mich von Stall im Mölltale auf die steile, einsame „Steinwand" geführt, wo seit Jahrhunderten nur wenige bäuerliche Niederlassungen sind. Hier nun fand ich ein altehrwürdiges Mölltaler Bauernhaus, die Heimat des Dichters Ferdinand von Steinwand.

Der Holzbau ist alters- und rauchgeschwärzt; der beißende Rauch, der vom offenen Herde aufsteigt, sammelt sich wie eine dicke Wolke im ganzen Hause, vor allem aber in der Rauchstube.

Wohnhaus und Stall sind hier in getrennten Gebäuden untergebracht. Ein hölzerner „Kasten" aus dem 17. Jahrhundert, zur Aufbewahrung von Getreide, Mehl, Fleisch, Milch, Butter und Käse, steht talabwärts knapp am „Feuerhause". Die Gebäude tragen ein ziemlich flaches Satteldach.

Ich betrat das rauchgeschwärzte Vorhaus, die „Labn", in der sofort der

[1]) Ich bin nach Windisch-Griffen gegangen, nicht gar weit von Völkermarkt, (da) hab' ich nur die Halfter berührt (begriffen) und schon ist das Rößlein auch mitgegangen.

hölzerne, etwa vier Meter hohe Rauchhut auffällt, der sich trichterförmig im Dachraum verengt und in den hölzernen Kamin überführt. Der Hauptraum des Hauses ist die Rauchstube. Ein offener Herd steht hier in der Mitte des Raumes, an den Backofen angebaut. Neben diesem, der von der Rauchstube aus bedient werden kann, steht die Hühnersteige. Über dem Herde hängt ein eiserner Rauchhut, der den Flammen wehren soll, wenn sie zur hölzernen

Bauernhaus mit Getreidekasten

Decke hinaufschlagen wollen. Am quadratischen Tisch in der gegenüberliegenden Ecke werden im Sommer die Mahlzeiten eingenommen, während im Winter in der viel wärmeren Kachelstube gegessen wird. Die sechs abwechselnd in verschiedener Höhe angebrachten Fensterchen erleuchten notdürftig den raucherfüllten Raum, an dessen Decke die Stangen zum Aufhängen des Selchfleisches ziehen. Über der Tür klafft die Öffnung zum Abströmen des Rauches in den Rauchhut des Vorhauses, der auch den Rauch vom Kachelofen aufnehmen muß.

Wand an Wand mit der Rauchstube liegt die Kachelstube mit dem gemauerten Ofen, über dem eine hölzerne Lagerstätte errichtet ist. Die Farbenfreudigkeit des Kärntner Bauers zeigt sich in der Bemalung an Tür, Kasten, Tisch, Wanduhr, und auf den hübsch geschwungenen Aufsatz des breiten Ehebettes ist das wachende Auge Gottes gemalt.

Der Rauch- und Kachelstube entsprechen auf der gegenüberliegenden Seite des Vorhauses ebenfalls zwei Räume: Werkstätte und Speisekammer mit der „Dredl", einer um einen senkrechten Pfosten drehbaren Vorrichtung zum Aufbewahren der Milchschüsseln. Zwischen Wohnhaus und Stall ist der Abort auf einer etwa mannshohen Stiege zu erreichen. Das geräumige Futterhaus, für heutige Begriffe und Bauweise eine Platzverschwendung, zeigt die uralte Einrichtung des „Umadumstalles", die nur mehr selten zu finden ist. Die trächtigen Kühe und das Jungvieh sind in eigenen Boxen untergebracht, werden darin nicht angehängt und fressen aus einem in die Mitte gestellten Futtertrog. Der Mist bleibt liegen und wird nur zur Anbauzeit im Frühjahr und Herbst entfernt. Dadurch wird sein Austrocknen verhindert, seine Ergiebigkeit gesteigert, freilich auch die Seuchengefahr erhöht.

Aber alle diese Eigentümlichkeiten des Bauernhauses verändern sich beinahe von Fall zu Fall, fast in jedem Tal gibt es zum Beispiel eine ganz bestimmte Form der Feuerungsanlage und des Herdes. Auch in seiner äußeren Erscheinung zeigt sich ein gewandeltes Bild, wenn wir es statt auf den steilen Berghängen des Möll- und Lesachtales am Millstättersee oder in Unterkärnten suchen. Am häufigsten beobachtet man das Bauernhaus mit dem „Schopfdach", der wirkungsvollen Abwechslung von Holz- und Steinbau im selben Stockwerk und den kennzeichnenden Gängen mit den mehr oder weniger reich geschnitzten Säulchen. Nicht selten finden sich Wohnhaus und Stall in einem Gebäude.

In Kärnten, wo Germanen und Slawen sich berühren und jenseits der Grenze auch Romanen wohnen, drückt sich die Eigenart aller drei Völker auch im Bauernhaus vernehmlich aus.

's karntnerische Gwandl

Von Hugo Moro

Afn Karntner sein Gwandl,
es is nit viel drån;
mir Karntnerleut hâm m'r
nia groß nit getån.

Halt a Röckl, a brauns,
mit an Krågn, an grian,
und a sâmtenes Leibl ...
åbr 's sege is schian!

Is a blüamalats Leibl
mit silberne Knöpf ...
(Dö Karntnerleut seint jå
grâd a kane Tröpf!)

Und a lodenes Hüatl
(oder a rauchs) und dazua
a irchene Housn
und gnåglte Schuah.

„Dås Gwandl, dås haßt nix!"
Håns ouft müaßn hearn ...
åbr, Leutlan, dö Hauptsåch
is jå dennar der Kern!

Wia ans auswendig is,
då liegt nix drån;
afn einwendign Menschn,
lei af den då kimbts ån.

Jå, af dås då kimbts ån
und i man, in der Såch,
då stehng'n mir Karntnar
kan Nåchbrn nit nåch:

In Herz'n då drin
dö Liab für dö Hamat —
is ka Gwålt af der Welt,
dö uns dåsdådå nahmat!

A wachs Herz, a guats Gmüat
und a lebfrischer Sinn ...
Unsre schianestn Såchn
trâg m'r einwendig drin!

Bauernhaus im Katschtale

Der Sterz

Von Anton Ohrfandl

Welcher Sprache das Wort angehört, vermag ich nicht zu sagen. Aus dem Windischen oder überhaupt aus einer slawischen Sprache stammt die Bezeichnung nicht. Der windische Kärntner und Steirer sagt dafür „Schganze". Das Wort Sterz ist jedenfalls alt, vielleicht keltisch. Der eigentliche kärntnerische Sterz ist der „gelundene" (geröstete), während in den Nachbarländern der nicht gelundene, sogenannte Häferlsterz allein herrscht.

Es ist aber rührend, daß in den seit Jahrhunderten von Kärnten abgetrennten Gebieten von Windischgraz und St. Lambrecht in Obersteier — von der jüngsten Verstümmelung des Landes abgesehen — der gelundene Kärntner Sterz sich noch behauptet hat. Im Lavanttale, namentlich im Bezirke St. Leonhard, das manches in seinem Brauche mit Steiermark gemeinsam hat, kennt die ländliche Küche allerdings nebenbei auch den in Steiermark und Oberkrain ausschließlich üblichen sogenannten Häferlsterz. Oberkärnten verwendet im westlichen Grenzgebiete zur Sterzerzeugung (Plenten) das Maismehl, wie Tirol. Der Mais aber wurde erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Italien und in unsern Landen noch viel später bekannt.

In den Pfahlbauten, welche allerdings in Kärnten bisher nur im Keutschacher See unzweifelhaft nachgewiesen werden konnten, hat man in der Schweiz auch Überreste von wohl anfänglich auf erhitzten Steinen geröstetem Brei, bekanntlich der ältesten Bereitungsart der Halmfrüchte als Speise, gefunden. Je dürftiger Feststehendes vorhanden ist — wissen wir doch beispielsweise überhaupt nicht, welchem Volksstamme die Pfahlbauten ihre Entstehung verdanken —, um so freier ist das Feld für Vermutungen. Ich gestatte mir daher anzunehmen, daß dieser Brei aus den Pfahlbauten schon Sterz, allerdings noch auf der niedersten Entwicklungsstufe, vorstellt. Freilich konnte dies noch kein Heidensterz gewesen sein; denn der Buchweizen kam erst im Mittelalter aus seiner asiatischen Heimat nach Europa und wird zum erstenmal 1436 in einer mecklenburgischen Urkunde erwähnt.

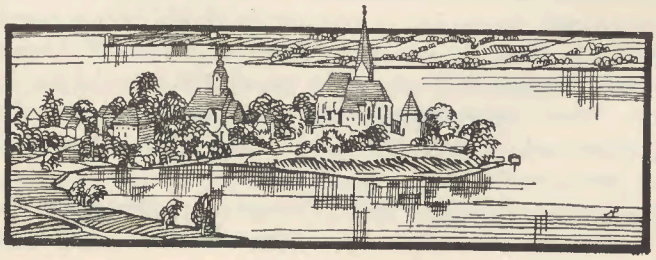
Der kärntnerische Heidensterz aber hat seine wohlverdiente Verherrlichung in tadellosen lateinischen Versen auch bereits gefunden, und zwar durch den Abt der ehrwürdigen einstigen Benediktinerabtei Ossiach, Virgilius Gleissenberger. Dieser erblickte (nach den Ossiacher Jahrbüchern) in Salzburg 1684 das Licht der Welt, trat 1701 in das Kloster Ossiach, wurde daselbst am 13. Juni 1725 zum Abt gewählt und starb am 19. Juli 1737, tief betrauert von den Klostergenossen und der Bevölkerung. Das Preis-

lied ist in seinem Werke über Boleslaw II., König von Polen, welchen die (jetzt widerlegte) Sage als stummen Büßer in Ossiach sterben ließ, im Buche VI enthalten. Der verdienstvolle Deutschforscher Professor Raimund Dürnwirth hat das Gedicht metrisch verdeutscht und in der „Carinthia" 1888 veröffentlicht.

Es lautet:

Ihnen folget der Saemann und streut in die lockere Furche
rasch braunkörnige Saat. Nicht trägt sie granige Ähren,
kaum nur hebt sich vom Boden der kurze, schwächliche Stengel,
doch entfaltet er rißig umher ein zartes Gezweige,
niedlichem Buschwerk gleich, wie Glöckchen des zierlichen Heidkraut,
honigreich, verbreitet sich rosig blühend der Gipfel.
Aber im Fluge der Zeit, da reift manch mehliges Körnlein,
unter der Gunst des Himmels und freundlicher Sonne gezeitigt
(wenn nicht früh einfallender Herbstfrost tödlich ihm schadet).
Bald auch drischt man die Ernte und führt sie zur klappernden Mühle.
Unter zermalmendem Stein dann wird sie zum Nährmehl zerrieben.
Hurtig schafft dies der Landmann heim und bereitet die Nahrung:
bröcklichen Sterz daraus und mancherlei kräftige Speise.
Erst wird das Mehl geröstet, zum Brei dann gemengt und zerkleinert,
dann die bröckliche Speise mit heißer Butter begossen,
dann darüber die sahnige Milch in Fülle verbreitet.
Zwar deucht es manchem nur grobe bäuerische Nahrung,
doch auch mancher verwöhnte Magen hieß sie willkommen,
wenn der Hunger derselben die wahre Würze verliehen.
Sieh', so groß ist die Güte des Bodens unserer Heimat,
sieh', so lohnt dein Fleiß die zweimal tragende Scholle.

Aus den „Mitteilungen der Kärntner Landsmannschaft" 1920.



Wallfahrten

Von Hugo Josef Ranner

Von Maria am See, still und bescheiden in schattigem Tale versteckt, bis zur zerschossenen Muttergotteskirche Luschari auf der sonnenbestrahlten Höhe des heiligen Berges, welcher mitten in die hehren Alpengipfel hineinragt, zählte ich nicht weniger als vierzehn Gnadenorte, die allein der Verehrung Mariens geweiht sind, und gewiß noch viel mehr wird es im Lande geben, die ich auf den Wanderungen nicht berührt habe und welche in den Reisebüchern nicht verzeichnet sind. Auch andere Heilige kommen nicht zu kurz und einzelne haben sich großer Volkstümlichkeit und Berühmtheit zu erfreuen.

Sie alle werden vielfach besucht und geben Zeugnis, daß der fromme Sinn der Bevölkerung keineswegs erloschen ist. Allerdings sind unter diesen Stätten frommer Wallfahrten wenige stattliche Gotteshäuser, wie Maria-Saal, Gurk, St. Leonhard, die meisten von ihnen sind schlichte Kapellen oder Filialkirchen, in denen nur an bestimmten Wallfahrtstagen, wenn ein Gottesdienst abgehalten wird, das ewige Licht brennt. Und doch laden sie zur Andacht viel erbaulicher ein als die weltberühmten Dome der Großstädte, denn in ihnen fühlt man so recht die Nähe Gottes.

Manches schmucke Kind des Dorfes hat sich in Harm und Not ins einsame, entlegene Gotteshaus geflüchtet und bei zitterndem Dämmerlicht unbelauscht und unbeobachtet Zwiesprache gehalten mit dem Schutzheiligen, ohne Rosenkranz und Gebetbüchlein, und doch in beredten Worten, wie sie die kindliche Einfalt eingibt. Und manches gebeugte Mütterlein hat vor der himmlischen Mutter gekniet und aufgeblickt zum Gnadenbilde voll Sehnsucht und Hoffnung, hat geweint und gebetet, nicht für sich selber, sondern für die, welche eben einem Mutterherzen am teuersten sind, und ist getröstet wieder heimgegangen.

Viele haben sich dankbar gezeigt für die Erhörung des Gebetes; aber nicht pfundschwere Kerzen sind es und goldene Gefäße, wie in Czenstochau und Mariazell, welche sie zum Opfer brachten, sondern Gliedmaßen aus Wachs, beim Lebzelter um wenige Heller gekauft, hölzerne Krücken, Breverl aus Zinn, Bilder des Schutzheiligen in Farbendruck, erbauliche Sprüche, mit Goldfäden und färbiger Wolle auf Papier gestickt, unter Glas und Rahmen, zieren die Wände.

In rührender Kindlichkeit schildern die gereimten Sprüche all die zahllosen Bedrängnisse und Leiden jener Schwerbedrückten, welche von den

Menschen keine Hilfe mehr erwarteten, sie aber durch inbrünstiges Gebet im Wallfahrtskirchlein zu erreichen hofften, und gewähren uns zugleich einen tiefen Einblick in das Wesen der Volksseele.

Wie so manche Grabschriften und „Marterl" sind auch diese oft von köstlicher Einfalt, und wenn es die Heiligen nicht genau wüßten, wie grundehrlich es gemeint ist, würden sie wohl öfters recht gern auf die etwas sonderbaren Lobpreisungen ihrer Macht und Herrlichkeit verzichten.

Um die Gnadenspender geneigter zu machen, wird ihnen meistens etwas versprochen, gelobt oder, wie es im Volksmunde heißt, „verlobt", etwas, das einem recht hart und sauer ankommt. Manches hinfällige Weiblein, das schon mit sich allein genug zu tun hat, schleppt ein paar Steine mit auf den Weg und „verlobt" sich, noch dreimal auf den Knien um den Gnadenaltar herumzurutschen. Die jungen Burschen nehmen bei ihrer frommen Wallfahrt eine „Hutzen" Birkenprügel von der nächsten Holztriste, die beim Wege steht, und keuchen damit geduldig zum Gnadenkirchlein den steilen Berg hinan. Der Bauer freilich, dem das Holz gehört, flucht damisch über die Höllsakra; der Heilige da oben aber ist nicht allwissend wie unser Herrgott, er ahnt gar nicht, daß die Prügel eigentlich gestohlen sind, und blickt mild und gnädig drein. Und der geistliche Herr, der heute so lange nüchtern bleiben mußte, läßt sich daran ein warmes Frühstück kochen.

Von Launsdorf bis Maria-Waitschach ist zwar ein langer, doch sonst recht angenehmer Weg. Wenn man denselben aber mit Erbsen in den Schuhen zurücklegen soll, so kann er einem schon hübsch „g'schmalzen" werden. Das trotzdem zu tun, hat sich der Peter Schlauberger „verlobt", wenn die heilige Maria da oben seine Vierfüßler von der Maul- und Klauenseuche, die als böser Gast in fast allen Gehöften eingekehrt war, verschonen täte. Eigentlich hätte er sich an den heiligen Leonhardi wenden sollen, aber dieser war seiner Ansicht nach wegen der so stark verbreiteten Krankheit zuviel in Anspruch genommen. Während die Nachbarn jammerten und ein Stück Vieh ums andere wegtun mußten, blieben Peters Kühe und Kaibeln frisch und gesund und gediehen vortrefflich.

Als die Seuche endlich gewichen war, tat er, wie er gelobt, eines Morgens Erbsen in die Schuhe und unternahm die Wallfahrt. Weil er aber Schlauberger hieß, so hatte er die Erbsen vorher gekocht.

Auf dem Wege lernte er ein resches Diandl kennen, und weil er noch jung, ledig und voller Gspaß war, führte er es bald hernach als Bäuerin heim. So war die Wallfahrt dreifach fruchtbringend gewesen: für ihn, fürs Diandl und für die Kälber.

Später kam ich wieder einmal mit dem schlauen Bauer zusammen. Er sah verdrießlich drein, hatte eine geschwollene Wange und meinte, seit einiger Zeit leide er gar so viel an „Zähntweh". Ich betrachtete ihn lange und sagte dann: „Peter, mir scheint, bei Euch kocht diesmal ein anderer die Erbsen. Ja, wenn diese Dinger nicht weich genug sind, beißt man sich gar leicht einen Zahn aus."

Er wurde verlegen, sah mich ganz verdutzt von der Seite an, sagte aber kein Wort darauf. Ich meine, er ginge noch einmal recht gern nach Waitschach und mit Kieselsteinen in den Schuhen, wenn er sein „Zähntweh" könnte loswerden.

Im Granitztal liegt ein kleines Dörfchen mit einem schmucken Wallfahrtskirchlein. Dorthin pilgerte einmal ein Bauer mit seiner Bäuerin. Sie ging schön langsam voraus und er stapfte gemächlich hinterdrein. Ich hatte denselben Weg, überholte sie nicht, kam ihnen jedoch immer wieder nach und konnte so das Paar beobachten.

Beide waren hochbetagt.

Sie hatte ein Gesicht voller Runzeln und sah gerade so aus wie eine, mit der nicht gut Kirschen essen ist; er aber schien die Gemütlichkeit selber. Sie redeten die ganze lange Zeit kein Wort miteinander. Gegen Abend erreichten wir die ersten Häuslein des Dorfes und es begann zu tröpfeln.

Die Bäuerin tat nun etwas, was keine unserer Modedamen in der Zeit der Humpelröcke zusammengebracht hätte. Sie raffte ihren Kittel auf und stülpte ihn wie ein Umhängtuch über den Kopf. Nun, das ist auf dem Lande allgemein gebräuchlich und niemand bekümmert sich weiter darum. Ich aber war dennoch sprachlos, ganz baff, denn die verwitterte Alte hatte — das Hemd auch mit erwischt!

So wanderte das entschleierte Bild vor mir und der Alte pendelte gemütlich hinterdrein, ohne eine Miene zu verziehen, als wenn alles so sein sollte.

Im Dorfe liefen die Leute zusammen und brachen in unbändiges Gelächter aus, die Buben sprangen zwischen dem wandelnden Ehepaar über den Weg hin und her, johlten und klatschten in die Hände.

Endlich wurde es der Bäuerin zu arg. Sie blieb stehen, wendete sich zu ihrem Mann und fragte mit hoher, galliger Stimme: „Wås håmbt denn die Leut', wås låchen s' denn so — 'leicht weil i den Kittel übern Kopf hån?"

Er aber antwortete gemächlich: „Du håst jå die Pfoad (Hemd) a oben!"

Jetzt kam Leben in die Alte.

Wie ein begossener Pudel schüttelte sie sich und verhüllte den Gegenstand

des Aufruhrs. Dann aber schrie sie den Bauer an: „Lotter, elendiger, warum häst mir denn dös nit enter g'sagt?"

Er aber ließ sich nicht im geringsten aus der Fassung bringen und entgegnete mit stoischer Ruhe: „Jå, i hån g'mant, du hätt'st di so verlobt!"

Aus der Zeitschrift „Deutsches Südland", Sonderheft „Kärnten", 1921.

Christ ist erstanden

Von Dr. Georg Graber

Mit derselben Scheu vor dem Unbekannten und Rätselhaften wie der Urmensch sieht der heute Lebende beim Erwachen des Frühlings das scheinbar Tote wieder lebendig und wirksam werden. Was angesichts der wundersamen Vorgänge den Wilden zum Nachdenken und allgemach zu Religion und Brauchtum führte, zwingt auch den Menschen von heute in seinen geheimnisvollen Bann. Ein blütenreicher Kranz von Bräuchen umgibt das alte Frühlingsfest der Ostern.

Obgleich jetzt die kirchliche Feier der Auferstehung Jesu dem ganzen Feste ihr Gepräge verleiht, haben sich doch im Volke noch viele alte Bräuche gerade im engsten Anschluß an die Kirche erhalten, die weit älter sind als das abendländische Osterfest.

Heidnischer Glaube und Brauch sind im Landvolke noch überall lebendig und werden sich, solange wir uns unseres Volkstums bewußt bleiben, wenn auch unverstanden und mannigfaltig umgedeutet, weitererhalten. Wenn am Karsamstag beim „Gloria" der Frühmesse die Glocken nach zweitägigem Schweigen wieder erklingen, dann sind die Ostern eingezogen. An diesem Morgen werden in der Kirche Wasser und Feuer geweiht. Jedenfalls ist diese Übung entstanden im Anschluß und in Fortsetzung der schon vor der Einführung des Christentums um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche üblichen Bräuche. Denn in Rom kannte man weder die Feuer- noch die Wasserweihe, als sie bei uns schon längst Brauch waren.

In vielen Gegenden Kärntens (so im Rosental, Gailtal, Gurktal und sonst) laufen Mädchen beim ersten Glockenschlag zu einem frischen Wasser und waschen sich dort, um schön zu werden, wie der Volksmund sagt. Im Rosental eilen Frauen und Mädchen mit Eimern oder Kannen in unverbrüchlichem Schweigen zur nächsten Quelle, um das köstliche Osterwasser heimzubringen. Es gilt als vorzüglicher Schönheitsbringer und heilkräftiges Mittel gegen manche Krankheit.

Mit dem anbrechenden Ostermorgen beginnt so recht die heilvolle Wirkung der Frühlingskraft. In der Osternacht soll daher der Bauer seine Felder umschreiten, dann steigert sich nach volkstümlichem Glauben ihr Ertrag. Verstärkt wird dieser Flurenzauber durch die Wirkung des geweihten Osterwassers, das man auf Haus und Felder sprengt. Noch vor fünfzig Jahren ging in unterkärntnerischen Orten der Pfarrer nach der Weihe der Osterkörbe am Karsamstagabend vor die Kirche oder auf eine kleine Anhöhe, von Leuten begleitet, die betend hinter ihm herschritten. An einer bestimmten Stelle angelangt, sprengte er Weihwasser auf die Fluren. Das sollte die Felder vor zu starkem Sonnenbrande bewahren, die Teilnehmer aber vor Sonnenstich und Kopfweh schützen.

Um Gmünd wirft man bei einem ausbrechenden Brande ein mit Osterwasser gefülltes Ei in die Flammen und glaubt, daß er dann nicht weiter um sich greife.

Neben dem Wasser hat das Feuer heilsame Wirkung. Vor der Kirche oder auf dem alten Friedhofe wird am Karsamstag die Feuerweihe vorgenommen. Der Mesner entzündet das Feuer mit Feuerstein, indem er dessen Funken mit einem getrockneten Holzschwamm auffängt und dann so lange daraufbläst, bis eine Flamme hervorbricht. Man verbrennt in diesem Feuer nicht mehr zu gebrauchende Friedhofkreuze, alte Holzfiguren und abgenützte Kirchenbänke, um sie nicht unheiligem Gebrauche preiszugeben. Die Leute nehmen nach der Weihe Glut vom heiligen Feuer in Töpfe und Pfannen, manche bringen wohl auch Holzstücke mit und lassen sie anglimmen. Meist aber obliegt es den Knaben, das Karsamstagfeuer durch glimmende Schwämme den Häusern zuzubringen. Überall werden sie dafür mit einem Osterei belohnt.

Diesem Feuer wohnt segenkräftiger Zauber inne. Mit Kohlen vom geweihten Feuer durchschreitet die Bäuerin alle Wohnräume und vermag sie dadurch vor dem Brande zu schützen. Die Osterspeisen müssen am Feuer gekocht sein, das mit der Glut vom heiligen Feuer entfacht wurde. Es darf auf dem Herde bis zum Jahrestage, anderen Ortes bis Floriani (4. Mai) nicht erlöschen. Wenn es nicht gebraucht wird, schüttet man Asche auf die Glut, dann bleibt sie erhalten. Ein Stück ältester Vorzeit lebt in dieser Bewahrung des heiligen Herdfeuers noch mitten in unserer sonst so rasch fortschreitenden Gegenwart. Und es ist in der Tat „heiliges Feuer", da es wie im germanischen Heidentum durch Schlag vom Feuerstein erzeugt, also von menschlicher Berührung nicht befleckt wurde. Glut und Asche davon werden auf die Felder gestreut und sichern den Früchten sowie der Saat Gedeihen. Unter der Stalltür vergrabene Kohlen des Karsamstag- und Osterfeuers

bewahren das Vieh vor Krankheit und Beherung. Auf dem häuslichen Herde vermag es das „wilde Feuer", die gefürchtete Feuersbrunst, zu verhüten.

Feuerzauber wird in den aus alten Frühlingsbräuchen bestehenden Begehungen des Osterfestes unter mancherlei Formen angewendet. Fast in ganz Kärnten werden auf Hügeln und Bergen mächtige Osterfeuer entzündet, die der Nacht vom Karsamstag auf den Ostersonntag einen weihevollen Reiz verleihen, wenn nah und fern die Lichter wie erdbeglückende Sterne aufflammen. Häufig wird der Osterhaufen noch mittels natürlichen Feuers entzündet. Wenn er aufflammt, beginnt die umstehende Menge zu beten, dann werden religiöse und weltliche Lieder gesungen. In nächster Nähe krachen die Böller, denen unzählige aus der Ferne antworten. Der Ostertag ist angebrochen. Soweit das Auge reicht, in Berg und Tal, flammen die Brände auf, manchmal in Kreuzform in den nächtlichen Himmel glühend. In dem sogenannten „Kreuzheizen" Mittelkärntens sind heidnische und christliche Sinnbildlichkeit aufs innigste miteinander verquickt. Statt des Scheiterhaufens wird auf einer Anhöhe ein mächtiges Balkenkreuz, das auf und auf mit Kienholz besteckt ist, errichtet. Wenn der helle Brand verloht ist, gewähren die lange nachglühenden Kreuzesbalken einen herrlichen Anblick. Der Verherrlichung des Kreuzestodes dienend, legen sie zugleich Zeugenschaft ab von der Lebenskraft altgermanischen Brauchtums im Bauernvolke.

Während ein Brand um den anderen erlischt, dämmert der Ostermorgen herauf und die Leute suchen ihre Behausungen auf, wo sie nach alter Gepflogenheit das Ostermahl, bestehend aus geweihtem Fleisch, Reindling oder „Watzan" (das ist Weizenbrot) und Eiern, zu sich nehmen.

Besonders bekannt ist wegen seiner vielen Osterfeuer das Lavanttal. In Unter- und Mittelkärnten wieder zeichnet sich das Fest durch die Fackelzüge aus. An dem Osterfeuer entzünden die Burschen und Männer ihre eigens dafür vorbereiteten Kienfackeln. Dann ziehen sie paarweise, singend oder betend, von Dorf zu Dorf, durch die Fluren bis zum nächsten Osterfeuer, in das dann die Überreste der Fackeln geworfen werden. Durch den Umzug fördern sie nach altem Glauben Fruchtbarkeit und Wachstum der Felder. Da fast jedes Dorf einen Fackelzug entsendet, gewährt es manchmal den Anschein, als ob leuchtende Perlenschnüre sich über Abhänge und Fluren dahinschlängelten.

In heidnischer Zeit wurde diesen Frühlingsfeuern reinigende und übelabwehrende Kraft zugeschrieben. Durch sie sollten böse Geister und schädliche Einflüsse aller Art beseitigt, die guten Geister des Wachstums geweckt, Fruchtbarkeit und Segen herbeigeführt werden.

Dem Verscheuchen schädlicher Gewalten und unheilbringender Mächte diente auch jeglicher Lärm, was eben in der bäuerlichen Begehung des Osterfestes als Böllerschießen gepflegt wird. Schon bei der Auferstehung und dem anschließenden Umzug um die Kirche oder den aus dem Heidentum übernommenen Flurumzügen krachen die ersten Böllersalven. So eingewurzelt ist diese Sitte, daß sie trotz aller kreisamtlichen Verbote und Strafen bis heute unvermindert fortbesteht. Ein Osterfest ohne Böllerschießen kann sich der Kärntner nicht denken. Um Mitternacht oder beim ersten Hahnenschrei beginnt es und dröhnt dann fast ununterbrochen weiter. Das Schießen setzt sich dann bis gegen Mittag fort.

Die eigentliche Osterspeise sind die buntgefärbten Eier. Sie werden nebst Fleisch und „Reindling" am Karsamstag im „Weichkorb" zur Weihe in die Kirche gebracht. Das Ei ist der geheimnisvolle Sitz des Lebens. Da es Leben spendet, muß es ganz besondere Kraft haben. Wer das Ei ißt, nimmt seine Wunderkraft in sich auf. Eier, die beim Wiedererwachen alles Lebens im Frühjahre gelegt sind, tragen die ganze Zauberwirkung des Frühlings in sich. Sie heißen Antlaßeier, wenn sie an den „Antlaßtagen" Gründonnerstag, Karfreitag und Karsamstag gelegt wurden. Man bedient sich ihrer zu mannigfachem Zauber, da sie Wasser und Feuer zu bannen vermögen. An Stellen, die von Wildwasser bedroht sind, werden sie in Feld und Acker eingegraben. Ein Antlaßei, mit Wasser gefüllt, wird am Ostersonntag während des Mittagläutens über das Haus geworfen. Gelangt es unversehrt über das Dach und zerschellt erst auf der anderen Seite auf dem Boden, so gilt dies als glückbringendes Zeichen. Fällt es aber auf derselben Seite wieder herab oder zerschellt es auf dem Dache, so steht im kommenden Jahre dem Hause Unglück bevor. In manchen Häusern findet man solche Antlaßeier in die Wand eingemauert, damit sie Glück bringen, Not und Elend fernhalten. Jäger, Almhalter und Holzknechte tragen nicht selten eines bei sich, um sich gegen Blitzschlag zu schirmen. Die Bäuerin hebt eines der geweihten roten Eier das Jahr über sorgfältig auf. Wenn im Hochsommer Gewitter heranziehen, legt sie es ins Fenster. Es verhindert Hagel und Blitzschlag. Auch die Saaten schützt man durch Eierzauber, indem man Schalen von Ostereiern in den Ackerboden oder Obstgarten einscharrt.

Als Lebensspende nimmt das Ei eine wichtige Stelle unter den Osterspeisen ein. Man beschenkt sich gegenseitig mit roten, blauen und bemalten Eiern, auf denen oft allerhand Verzierungen und sinnige Verslein mit Beziehungen auf das Liebesleben angebracht sind. Daß die Jugend mit diesen segenbringenden Eiern gern alteingewurzelte Spiele treibt, ist selbstverständ-

lich. Vielleicht stehen manche Kinderspiele, wie das Eierrollen, Eierhacken oder -pecken, Eierturtschen und dergleichen, mit der einst beabsichtigten Segenswirkung des Eis in Verbindung und alter Segenbrauch ist zum Kinderspiel geworden.

Derselbe Lebenstrieb, der im Ei schlummert, wohnt auch immergrünen oder eben grünenden Pflanzen inne. Er kann von diesen auf Menschen, Tiere und andere Pflanzen übertragen werden. So ist denn auch der Palmbusch oder Palmbesen mit seinem Schmucke nichts anderes als der in mannigfachen Formen und zu verschiedenen Zeiten auftretende „Lebensbaum" oder die „Lebensrute", von der die Kraft des beginnenden Frühlings auf alle Lebewesen ausstrahlt.

Mit dem Palmbuschen umkreist der Bursche, wenn er von der Palmweihe zurückgekehrt ist, dreimal das Haus. Diesen Bannkreis kann weder Krankheit noch Unglück überschreiten. Zweige und Kätzchen dieses Lebensbaumes haben besondere Kraft. Drei Kreuzchen aus Palmzweigen werden am Ostertage vor Sonnenaufgang in die Felder gesteckt, um die Saaten vor Hagelschlag zu schützen. Bei herannahenden Gewittern legt man solche Kätzchen auf die Herdglut, ihr Rauch hält den Blitz vom Hause ab. Bei allen Räucherungen, zu Weihnachten, Neujahr, Dreikönig, brennen auf der Glutpfanne, die im Hause umgetragen wird, auch „Palmwutzel". Sie sollen Kind und Tür vor dem „Vermeinen" und den Fraisen schützen, verhüten Ohren- und Halsschmerzen. Die Zeichen C † M † B über den Türen sind häufig aus Palmzweigen geschnitten, da diese das Haus und seine Inwohner vor der „Trud" und allem bösen Spuk („Anwackeln") schützen. Deshalb steckt man solche Zweige auch in Wäldern und Triften, wo es spukt, auf Torfsäulen und Pflöcken auf. In der Stube steckt ein solcher Zweig zwischen der Decke und dem großen Tragbalken, in den Schlafkammern zu Häupten der Schlafenden an der Wand.

Durch den Palmbusch ist also der junge Frühling mit all seiner Lebenskraft ins Haus gebracht worden. Seine segenbringende Fülle soll sich von den grünen Zweigen dem ganzen Hause mitteilen. Deshalb wird er sorglich das Jahr über aufbewahrt. Da die Kirche diesem uralten Brauch ihre Weihe gab, hat sie seine einstige Bedeutung zwar umgeformt, ihn selbst aber in Zeiten herübergerettet, die den Glauben an die lebenspendende Kraft der treibenden Frühlingszweige längst aufgegeben hatten. Heidnische und kirchliche Grundformen wurden so in der Begehung der Osterzeit, die mit dem Palmsonntag beginnt, zu einem neuen Gebilde verschmolzen.

Den eigentlichen und weihevollen Abschluß dieser ganzen bedeutungs-

vollen Frühlingstage bildet jedoch die Auferstehungsfeier. Wenn sich die singende und betende Menge aus der österlich geschmückten Kirche ins Freie drängt und der Priester hinter der Gestalt des erstandenen Heilands unter dem „Himmel", einem tragbaren Baldachin, einherschreitet, mit der Monstranze segnend die Fluren oder das Dorf umzieht, während die Musik spielt, Böller dröhnen und Glocken läuten, so bricht sich in all dem der innere Jubel der Volksseele Bahn: wie der Auferstandene über Tod und Hölle gesiegt hat, so behauptet der Frühling gegen die Wintermächte das Feld. Und die schönen Weisen des alten Auferstehungsliedes künden diese Freude:

Laßt die Pauken und Trompeten
herrlich klingen überaus,
die Posaunen und Kartaunen
sollen auch nicht bleiben aus.
All Geschütz vor Freuden knall,
daß es in der Luft erschall:
Alleluja!

Aus der Zeitschrift „Der getreue Eckart" 1924, Heft 8.

Das Osterspiel

Von Johannes Lindner

Alle dichtenden Gewalten der menschlichen Seele, die in die Gewebe des Volksblutes versponnen sind, wie die Quellen und Feuer in Felsen und Erde, brechen nach unabänderlicher Bestimmung ewig wieder in mächtigen Kratern nach oben. Die heroischen Zeitalter der Gotik, des Barocks, die ungeheure Erglühung mystischer Erscheinungen erstehen von neuem in den Werken unserer jungen Meister der Farbe, des Wortes und Tones. Wo aber Volk und Künstler unbewußt ineinander wirken, aus ihrer höheren Gemeinsamkeit die Besitztümer einer unverbrauchten sinnlichen Erlebnistiefe nehmen, wo die gehirnliche Erhobenheit des einzelnen bescheiden hinter die Ursprünglichkeit der Massen zurücktritt, eine tragende Idee und Religion die Empfindungen tränkt, kurz, Dichter und Bürger die sinfonische Ganzheit bilden, da werden diese lautersten Schöpfungen deutscher Frömmigkeit geboren, welche der Adel, friedliche Mönche und das Volk gebildet haben. Ihr großer Aufbewahrer ist der Bauer. Unverwischt und zeitlos leben die heiligen Spiele in seinem Herzen weiter, Mund leiht an Mund die Melodien und Worte, aus seinem unberührten Gefühl erwächst die rührend-einfältige

und herbe Gebärde. Er braucht keinen Dramaturgen, Erklärer und Deuter, keinen Aufwand von Mitteln oder Verfeinerung, der Ausdruck seines Stiles und seiner Regie ist so einfach und natürlich, wie die Gebete der Kinder und die Linie der heiteren Tänze.

In einfachster szenischer Raumgestaltung, mit dem eigentümlich romantischen Zug verschollener Wanderbühnen wird am Palmsonntag zu Moosburg in Kärnten die Passion erneuert. Die ganze Verbrauchtheit der durch Geschlechter hindurch sorgsam behüteten Kulissen, des im derben Bauernblau alter österlicher Altartücher gehaltenen Vorhanges war schon von jener Kraft der Einbeziehung in den Kreis der Legende, die im 17. Jahrhundert den Kirchenschüler beim Erklingen eines mythischen Gemäldes vor seinem schaffenden Meister in die Knie warf.

Der Tod mit beinernem Schädel und schwarzen Rippen, diese wichtigste Figur der bäuerlichen Darstellung, eröffnet das Spiel vom großen Jesu-Leid. In eigentümlich abgehackter Bewegung, gleichsam in einer von jeder Irdischkeit losgebundenen Lebensart, betritt er die menschliche Nähe. Die gesungenen Worte, die in dunkler Einförmigkeit hinter der unerbittlich gleichbleibenden Maske hervorkommen, steigen in seltsamer Erdentfremdung empor, verweilen grollend in höherer Schwebung, versinken dann ungemein traurig in die Tiefe jenseitigen Grauens, um im letzten Takte wieder als eine wehmütige Ermahnung aufzuklingen. Und dieses oftmals verzerrte, dann wieder marionettenhaft aufgezogene Schreiten des Todes treibt aus derselben Härte des alpenländischen Holzschnittes wie die schmerzliche Hingebogenheit der göttlichen Magd Maria über ihren gegeißelten und von rohen Judenknechten bespienen Sohn. Die ganze urhafte Triebkraft des Naturmenschen überflammt den Auftritt, in welchem der Heiland vom Rate der Priester und Pharisäer als schuldig verurteilt wird. Judas, gekennzeichnet durch sein rotes Haupt und die von allen Kleidern der Christus-Jünger abstechende gelbe Gewandung, die jede Bewegung mit dem Scheine verborgener Leidenschaften umdroht, hadert in grober kärntnerischer Mundart um seine dreißig Silberlinge, verschlagen, beinahe tölpisch und doch von der eigenen Pfiffigkeit, die das Gebaren des armen Kleinhäuslers irgendwie abspiegelt. Schon die Verse, die hier geredet werden, sind so hanebüchen und derbgeschnitzt, so schwergelenk und hartgeformt in ihrer bäuerlichen Gleichnisfülle, daß man die ungefüge, holpernde Art des Vorbringers gar nicht missen will. Wie prachtvoll einfach und urtümlich lautet die Erkenntnis des alten Petrus, der den guten Meister verleugnet hat, wie wuchtig und der herben seelischen Gebrochenheit des Landmannes verwandt, entformt sich der fromme Gestus

aus seiner niedergebeugten Gestalt, die vor der Unwahrscheinlichkeit eines bemalten Leintuches und der hilflos angedeuteten Feuerstelle im Hofe des Gerichtsgebäudes die Mitte des Raumes beherrscht: ein erschütterndes Sinnbild der Demut und wilden Zerknirschung! Und in diese erdvertrauten, mittelalterlichen Holzschnitte spielt eine Lyrik von klarster, keuschester Lieblichkeit hinein, wenn Engel, Hirt und Schäferin zu Jesu Preis die Stimmen erheben.

In unbewußter Größe und Echtheit aber streben die Figuren des mächtigen Kreuzigungs-Zuges über die Beengung des herkömmlichen Rahmens hinaus. Voran, in ragendem Ernst, der Tod auf langsam trabendem Pferd, in der halb emporgerichteten Hand den flammenden Pfeil, dahinter zu endlosem Schwunge gebogen, dem Golgatha zu, beritten und zügelnd, die Häscher mit eisernen Hauben, dem riesigen Farbengeflacker orientalischer Mäntel. Ein wandernder Schock von Gaffern und Frommen schäumt ihnen nach, die Häupter in Aufruhr erhoben oder zu nachdenklichem Schweigen verdunkelt. Die Andacht des einzelnen Bildes entlädt sich zur dumpfen, dramatischen Tat. Von wiehernden Gäulen getragen, lehnen sich die dem Acker entrückten Bauern in die Würde ihres Richter- und Weisen-Stolzes zurück, mit letzter Inwendigkeit der heiligen Handlung zugekehrt. Ihnen folgt in wundersam geistlicher Sanftheit der den Kreuzesstamm schleppende Christus, geleitet von den weinenden Frauen und unaufhörlich dem Gelächter der scheckigen Büttel ausgeliefert. Die Obhut führt die mit alten Dragonerstücken bekleidete und im unverfälschten Drillton österreichischer Kasernenfelder befehlende Stadtgendarmerie des Pilatus, eine zu köstlich unbefangener Groteske gewandelte Persönlichmachung der Landpflegermacht, welche in ihrer szenischen Umrissenheit vielleicht das Abbild jener reinsten, kindlichsten Darstellungsweise zeigt, die von der sterbenden deutschen Romantik geblieben ist. Als helles, machtvolles Ende dieser biblischen Gestalten-Dichtung aber kommt wieder das Volk der Dörfer, des Berges, der einsamen Wälder. Die starken Gewitter einer allgemeinen religiösen Genesung walten über die ganze Erde. Der Wurzelstock des pfingstlichen Geistes schlägt in Krume und Menschen, in die steinernen Ungetüme der Städte, über die Freudigkeit der bäuerlichen Schwelle. Kein Erlaß, keine Ankündigung ist notwendig, um sich auf ihn vorzubereiten. Unvermittelt werden die Besten seinem Willen unterworfen. Der Mythos schafft sich seine Träger aus innerstem Gebot, er allein verleiht ihnen Ausdruck und Richtung in einer Zeit, für die selbst der Dichter bekennt: „Gesetz treibt in mir, wie im Stein und Licht, ich muß mich formen, ob ich will, ob nicht."

Huchenjagd

Von Johann Tschauko

Der Hauptkerl ist der Micha, breitschultrig, wuchtig, mit buschigen Augenbrauen, unter denen die hellen Augen blitzen, und markigen Fäusten; er ist seines Zeichens Maurer, stellt wohl überall seinen Mann, aber sein Steckenpferd ist und bleibt die Huchenfischerei. Er fischt am Wirtshaustisch, auf der Ofenbank, beim brennenden Kalkofen und — seine Frau behauptet es steif und fest — auch in der Kirche während der schönsten Predigt.

Sein Freund und Genosse ist der Josa. Schmächtiger, aber flinker wie der alte Micha, schaut er mit lachenden Augen in die Welt und ist stets gern dabei, wenn es gilt, einen reschen Fischzug zu wagen. Mit Vorliebe streicht er allein an lauschigen Buchten, schlummernden Tümpeln vorüber und bringt so manchen Hecht, Schleien oder Barben dem Wirte, dem Pfarrer, seinem Mojzelan und anderen Bekannten.

Der Dritte im Bunde ist der muntere Franzl, das reinste Quecksilber, dabei eine Zunge, die nie rastet, ein Auge, das nichts übersieht, ein Witz, der immer trifft und sticht. Zu diesem Kleeblatt gesellen sich oft noch andere fischfrohe Männer, die einen Zug ab und zu gern mitmachen, aber bleibend, fest und unermüdlich, der Kern der Fischerei, sind doch die drei.

Wenn der Winter weicher wird in seinem rauhen, eisharten Herzen, dann finden sie sich zusammen und besprechen den Zug. Der Micha hat seinen Stecher schon geschliffen, seinen Leibstecher, den ihm noch der alte Schmied Juri geschmiedet hat, aus hartem Sensenstahl, die Zähne gestählt in bester Holzkohle und, so behauptet es der Micha, unter uralten, geheimen Kolmoni-Segen, Zaubersprüchen geschweißt und geweiht. Auf diesen Stecher hält der Alte gar viel; er verträgt alles eher, als eine geringschätzige Beurteilung oder gar Schmähung seines Leibstechers. Josa hat auch seinen Stecher; er macht aber weiter nicht viel Federlesens damit, er schleift und schärft ihn, damit genug. Der Franzl hat keinen Stecher; er ist der Fährmann. Sein Machtbereich ist das Schiff, alles, was daran hängt, seine Sorge.

Das Boot muß klein sein und den geringsten Tiefgang haben. Einen Leuchter oder Korb brauchen sie auch: eine meterlange Eisenstange, an deren Ende ein Korb aus Drahtgeflecht von der beiläufigen Größe eines Hutes. In diesem Korbe wird Kien geheizt. Den Kien muß der Franzl beschaffen und seine Freude ist es, einen recht „speckigen", das ist harzigen, zu

ergattern; diese Art brennt gern und lichterloh. Aus einem Kohlensack, den sie über einen Bogen spannen, machen sie einen Schirm.

Es ist Lichtmeß vorüber; jaukiges Wetter wuchtet auf den Karawanken und die Luft ist warm geworden. Neumond steht im Kalender, pechschwarz sind die langen Nächte.

Da tritt der Wirt zum Micha, der hinter dem Gläschen vor sich hin brütet. „Micha!" redet er ihn an, „am Freitag muß ich in die Stadt; einen Huchen möcht' ich brauchen."

Das ist Wasser auf die Huchenmühle des Micha. Einen Huchen? Bei Sankt Peter und dem Kolmoni-Stecher! Einen Huchen werden wir heut' noch erwischen! Aufstehen, austrinken und zum Josa wandern! Der ist sofort einverstanden und geht zum Franzl. Der Jauk liegt schwer auf dem Obir, Neumond ist's; herrliche Anzeichen! Franzl hüpft froh auf. „Eingeschlagen, heute gehen wir! Den Korb flick' ich noch zurecht, Kien ist vorrätig, nur klieben muß ich ihn noch; dann gehe ich zum Schiff schauen, wenn es leckt, verstopf' ich es noch einmal mit pechigem Werg, dann schieb' ich's allein bis zur hohlen Birke, dort treffen wir uns."

Nach Mittag geht Micha zum Wirt. Der weiß, was sich gebührt, bringt Brot, Speck, Wurst, vor allem einen richtigen Enzianschnaps oder Sliwowitz; schmunzelnd packt der Alte diese Kostbarkeiten in seinen Rucksack und trollt sich heimwärts. Da holt er seinen Kolmoni-Stecher und, hinter dem Hause feilend, gedenkt er der vielen Heldentaten, die er mit ihm bestanden; er zähnt die Widerhaken und entsinnt sich dabei, wie oft dieser Fischger in den Schotter fuhr, ohne seine Schneid zu verlieren. Endlich ist er fertig und verabschiedet sich von seinem Weib.

Der Schnee ist durch den Föhn, den Jauk, weich geworden, ab und zu stehen schon kleine Lachen, in denen sich die abendliche winterliche Sonne spiegelt. Von weitem schon sieht der Micha Rauch aufsteigen; die Kameraden sind also bereit. Bald steht er bei ihnen und mustert Korb, Kien und Schiff mit einem prüfenden Blick. Er ist zufrieden, nickt, stopft seine Tschedra, zieht die bauchige Flasche und jeder darf aus ihr einen Schluck nehmen. Die Tschedra entzündet er mit einem glimmenden Holzkohlenstücklein. So schmauchen die drei und warten.

Der Abend kriecht still aus den dunklen Winkeln der Drauauen, der liebe Abendstern wird sichtbar und von irgendwo ist auf einmal eine Abendglocke zu hören. Da ziehen die Fischer den Hut und sind einige Minuten lang ganz still.

Das Läuten verhallt im Dunkel, Micha klopft die Tschedra aus, Josa

desgleichen, Franzl aber füllt schon den Korb mit schmalzigem Kien und bald schlagen die Flammen daraus. Lange schwarze Schatten huschen über die weite, weiße Schneedecke. Sie setzen sich in das Boot und Franzl beginnt mit einer eisenbeschlagenen Stange seine Lenkkunst. Das Schiff muß leise dahingleiten und darf nicht scheuern, darum muß der Fährmann Drau und Drauarme kennen wie den eigenen Hosensack.

In der kräftigen Hand den scharfen Fischger, den sie stoßbereit an den Bootsrand ansetzen, stehen Micha und Josa da und spähen angestrengt in das Wasser, das, vom Feuer hell erleuchtet, jedes Steinchen auf dem Grunde erkennen läßt. Aber lange bemerken sie nichts anderes als nur Steine, Sand, Wurzelwerk. Da taucht auf einmal ein Huchen auf; kohlschwarz, mit milchweißem Rachen, schwimmt er heran, blitzschnell stößt Micha zu, wie in einen weichen Polster sinken die Zinken ein, fest drückt er den Stecher gegen den Grund und hebt dann mit einem Ruck den heftig um sich schlagenden Fisch in das Boot. Sie schreien vor Freude auf, töten die Beute mit Axtschlägen und schätzen ihr Gewicht. Dann aber kommt wieder die Flasche an die Reihe, denn so ein Fischerglück muß ordentlich begossen werden.

Nun binden sie einen langen Strick an den Nachen, Josa und Micha schlingen denselben um Brust und Schulter — Franzl bleibt im Boot — und so ziehen sie das Schifflein wieder drauaufwärts, durch knietiefen Schnee watend, oft stundenlang durch dick und dünn, über Strauch und Stumpf, bis zur Landungsstelle.

Sie danken Sankt Peter und tragen den königlichen Fisch, den Raubritter der Drau, der auch allmählich auszusterben droht, durch die Nacht heim. Sie wissen, sie sind die weidgerechten Fischjäger, die Milchner und Rogener niemals auf der Grube, wenn sie laichen, stechen würden. Aber auch diese wahrhaften Fischer, die den Namen zu Recht und mit Ehren verdienen, sterben — Sankt Peter sei es geklagt — langsam aus.

Der heilige Antonius auf dem Tauern

Von Elisabeth Kraus

Mitten in stiller Bergeinsamkeit, fern allem Trubel der Welt, residiert Antonius von Padua in der alten Bergkirche auf dem Ossiacher Tauern. Er träumte ziemlich vergessen dort oben. Aber von Zeit zu Zeit bekam er arg viel zu tun. Das war in den Bittagen, wenn die Prozessionen von der deutschen und windischen Seite her zusammenströmten. Wieviel

geheimes Herzeleid hat er anhören müssen! Dann prangte die ärmliche Kirche in reichem Blumenschmuck. Aus einem nahe liegenden Bauernhause kam die erwachsene Tochter und räumte die Kirche auf; die Spinnweben wurden abgefegt, die Altardecken ausgestaubt und der Steinboden gekehrt. Dann ging sie mit uns Kindern auf die Wiese hinaus und aus des Herrgotts Garten holten wir den Schmuck für das Herrgottshaus: Margueriten und Glockenblumen, Lichtnelken und Thymian. Dazwischen schöne Gräser. Dann kamen noch Fensterblumen und bei nahendem Sommer gab's aus nachbarlichen Gärten Pfingstrosen, Feuerlilien und Verbenen; ein alter Jasminstrauch spendete dazu verschwenderisch seine starkduftenden Blüten. Dann sah aus allerlei anderem bunten Zierat Fromillers Altarbild noch einmal so licht hernieder.

Es ist sicher ein wertvolles Bild, aber wertvoller ist das an der linken Seite des Altares hängende, ein sehr alter Kupferstich, den heiligen Antonius mit dem Jesukinde darstellend. Es soll einst in der Burgkapelle von Klammenstein gehangen haben, einer Burg im obersten Glantal. Ganz dunkel war es schon, aber die Gesichtszüge von wunderbarer Reinheit und Klarheit. Die schönsten Blumen stellten wir immer auf das Tischchen davor und noch einmal so milde sah es dann aus dem dunklen, wurmstichigen Rahmen. Die hohen Fenster hatten Frühlingssturm und Regen blank gewaschen und die wackelige Chortreppe hielt immer noch. Waren dann die Bittage angebrochen, so kamen schon frühmorgens ein paar Weiblein um den Kirchenschlüssel. Ein paar Ministranten von Ossiach hielten aufgeregt Ausschau, welche Prozession wohl zuerst heraufkommen würde. Meistens waren die Ossiacher die ersten. Dann begannen die Glocken zu läuten; die große hatte einen Sprung, aber das machte nichts. Die Töne sprachen immer einen Namen aus, stets riefen sie: „Valentin, Valentin!", als wenn sie einen verirrten Wanderer rufen wollten. Waren die Ossiacher heroben, dann kamen die Köstenberger. Waren die Frauen von jenem Ort mehr einfarbig bekleidet, so gab es bei diesen viel Buntes zu schauen. Was für farbenfrohe Röcke und Blusen gab es da! Und die Kopftücher! Es war wie ein Bauerngarten im Juni. Etwas melodischer noch klang ihr Beten; und gerade, daß sie noch in der Kirche Platz fanden. Dann kamen die Glanhofner, sie waren immer die Letzten, hatten aber auch am weitesten zu gehen. Manchmal kamen noch die Sternberger dazu, oder die Kranzelhofner. Das war dann ein großes Gedränge, Läuten und Beten. Der heilige Antonius wurde mit Sorgen und Anliegen belagert und die alten, unbequemen Kirchenstühle wurden lange nicht leer. Vom Chor wurde zu jeder Messe gesungen, hie und da hatten Musikanten

ihre Blechinstrumente mitgebracht. Es wurde oft Mittag, bis die letzten Beter heimwärts eilten. Dann lag das Kirchlein wieder verlassen, nur am Sonnwendtag wurde hier immer eine stille Messe vom Ossiacher Pfarrer gelesen. Hernach sank es unweigerlich in seinen stillen Traum zurück. Zwischen Bittagen und Sonnwendtag wurde es noch mehrmals aufgesucht: war es lange heiß und trocken gewesen, so kamen die Bewohner der umliegenden Gemeinden in Prozessionen um Regen bitten. Hatte es lange geregnet, so kamen sie um Sonne flehen. Oft hat es geholfen, hie und da auch nicht; sicher aber hat sich hier viel echte Frömmigkeit bekundet, wo in den Sprachen zweier Völker um dasselbe gebetet wurde. Und wohl auch manches windische und deutsche Dirndl wird den heiligen Antonius um Fürbitte angegangen haben, daß es wohl einen braven Mann bekomme.

Waren diese menschenerfüllten Tage vorbei, so wurde der Platz um die Kirche, die auf einem kleinen Hügel steht, wieder der Lieblingsspielplatz von uns Kindern. Hier blühten, weil am sonnigsten gelegen, im Frühling die ersten Maßliebchen, der schönste Enzian. Hoch unterm Dach bauten die Schwalben, auf dem Turm mit seiner hölzernen Zwiebel knarrte ein alter Wetterhahn. Die Zeichen von zwei alten Sonnenuhren sah man noch an der rissigen Mauer, und an der Westseite gab es eine Steinbank im Bogenfenster der Sakristei. Da konnte man in der Abenddämmerung träumen, und dazu klangen die Abendglocken aus dem Ossiacher Tal herauf. Wo war es morgens schöner, als auf der Steinschwelle der Kirchentür? Die Sonne schien so warm her und die hohen Gräser nickten und ließen die Tautropfen zersprühen. Die Kirchentür war von Wind, Regen und Sonne ganz dunkelbraun gegerbt, wenig lichtgrauer, seidiger Holzflaum umgab die Einschnitte.

Gegen Osten, nahe der Kirchenwand, war ein grabähnlicher Hügel. Und ein Grab war es auch; hundert Jahre alt. Vor hundert Jahren hatte ein Soldat die Pferde auf den Tauernweiden gehütet. Es zog ein schweres Gewitter herauf, und der Blitz erschlug den Soldaten; er wurde bei der Kirche begraben, vielleicht der Erste und Letzte, der hier seine Ruhestätte fand; ganz verfallen war der Hügel schon, aber noch deutlich erkennbar. In der Kirche, hinter dem Hochaltar, hatte man die Mütze des Soldaten aufgehängt. Ihr altertümlicher Schnitt fiel sofort auf, das blaue Tuch war verblaßt, nur das rote leuchtete noch matt. In der Mitte waren große Risse, die der Blitz hervorgebracht haben soll. Vielleicht war der Soldat das Kind eines fernen Landes, das sonst hier niemand kannte; vielleicht jung und voll Lebensfreude, beglückt vom Sonnenstrahl, den das heitere Auge grüßte; oder etwa ein vergrämter, müdgewanderter Gesell, der nichts mehr freundlich fand. Wie und

wer er auch gewesen sein mag: nie wohl dachte er, hier seine letzte Ruhestätte zu finden. Die Jahre strichen darüber hin, sein Hügel verfiel, das Tuch seiner Mütze verblaßte; aber immer noch grüßt die Sonne zuerst am Morgen den stillen Platz, ihm zu Häupten bauen die Schwalben und zwitschern ihr Lied vom Wiedersehen und Abschiednehmen, und selige Kinder sitzen darauf, in Spiel und Sonne vertieft. Bald wird niemand mehr von dem Geschehnis wissen, denn für die laute Welt ist's gleichgiltig und die wenigen, die noch darum wissen, sterben dahin.

Aus dem „Kärntner Tagblatt" vom 12. Juni 1924.

Der Reiftanz in Hüttenberg

Von Felix Baumgartner

Anders ist es, wenn die Bürger der Städte ihre Feste feiern, als wenn sich die Bauern auf ihren dunstigen, staubenden Tanzböden drehen. Jede der Lustbarkeiten hat ihr besonderes Gesicht, gegen das Leben derer gerichtet, die sie begehen. Gar dann, wenn sie seit erdenklichen Zeiten an einen und denselben Ort gebunden sind, aus dem sie wuchsen, mit dem sie wurden und dem sie mit anderen Dingen Farbe und Klang leihen.

Da ist das Laubhüttenfest der Bergknappen zu Hüttenberg. Auch die Knappen können fröhlich sein; es scheint, als müßten sie sich immer an dem Lichte des Tages vollsaugen; ihre Augen sind wie weit aufgerissen und in irgendeiner verborgenen Falte des heitersten Gesichtes lauert doch jener dunkle Ernst, der gewohnt ist, des Todes in jedem Augenblicke gewärtig zu sein; denn wir sind nur Menschen, der Berg aber ist Natur, Gewalt und Ungewißheit.

Auch auf dem Knappenfeste muß natürlich ein Tanz sein, aber es liegt ein starrer Ernst auf ihm, seine Seele bricht nicht aus. Und als erschreckten sie immer wieder über sich selbst und den ungewöhnlichen Lärm und Trubel, als müßten sie zur Buße dann wieder Abbruch tun und wieder in ihrer Bergmannsstille erharten, ruhen sie mit ihrer Festfreude vier bis sechs Jahre bis zur nächsten Laubhütte. Immer wenn es scheint, als schliefe nun die Sitte der Väter und könne nicht mehr erweckt werden, zündet in irgendeinem Kopfe oder auch in mehreren zugleich die Erinnerung das Feuer an. Dann bereden sie sich, wenn sie in die Grube oder aus der Grube fahren, dann gehen sie am Feierabend von Haus zu Haus, hocken in Bündeln beisammen, tuscheln, beleben die uralten Regeln, frischen die Überlieferung auf und

plötzlich ist der Frühling voll von Vorbereitungen, Eifer, Freude. Der Frühling; denn an dem Sonntage vor Fronleichnam muß, dem geheiligten Brauche gemäß, die Laubhütte errichtet werden, auf neun hölzernen Säulen 24 Stangen als Dach, von dichtem Grün überdeckt, mitten auf dem Marktplatze von Hüttenberg. Denn es ist ein Fest der Familie der Bergleute; die niederen Bürgerhäuser stehen traulich rund im Kreise und die steilen, grünen Lehnen kommen ganz dicht an deren Hintertüren oder an den Hausgarten heran. Die Natur selbst drängt die Menschen eng zusammen; so ist der ganze Markt ein Fest und ein Sinn. Und was an Menschen von auswärts in den Sackgraben kommt, jedesmal eine dichte, neugierige Menge, das fügt sich, angeheimelt von der wirklichen Gemeindehaftigkeit des Bergleutemarktes, sogleich in die allgemeine, gar nicht zu umgehende Stimmung ein. Denn die Enge duldet in gar keiner Weise ein Ausweichen.

Der Krieg des großen Wahnsinnes hat unsäglich viel getötet und es schien, als ob auch das Fest der Laubhütte und des Reiftanzes nicht mehr Auferstehung haben sollte, denn mehr als zehn Jahre waren dahin, ohne daß sich dafür eine Stimme oder ein Finger rührte. Aber plötzlich im Frühling des Jahres 1924 wird die geheimnisvolle Kraft des alten Blutes wieder lebendig.

Die Knappen besinnen sich der verbrieften Rechte und der Mahnung der Ahnen. Da oben auf dem Berge ist eine freie Waldwiese, auf die kein Gehölz gepflanzt werden darf, weil dort die Bergleute seit jeher den Reiftanz proben. Der Graf aber wird den Platz vielleicht mit Wald überziehen, das Knappenrecht wird erlöschen, wenn sie es nicht wieder erneuern.

Und da sind sie denn nach Feierabend und am Sonntag hoch oben, Tänzer, die Bergmusik und das neugierige Volk. Und sie üben den Reiftanz mit heiligem Ernst. Die Nacht tritt aus dem Walde, im ungewissen Dämmerscheine gehen sie ihre Figuren. Fackeln lodern; Sommernachtsspuk auf der Bergwiese, dazu immer die eintönige Musik, zu dem ersten Tanz einhundertachtmal immer dieselben überlieferten, einst für Schwögler und Trommler bestimmten Takte.

So heben sie die Vergangenheit aus dem Grabe, so opfern sie Ruhe und viele Feierabende. Bis zum Sonntag vor Fronleichnam. Der Vormittag gehört dem Volke, der Messe und den Krämern, der Nachmittag den Knappen. Um ein Uhr mittags muß der untere Platz geräumt sein, sonst dürfen die Bergleute den Krämern die Verkaufsstände über den Haufen werfen.

Die Knappen in ihrer dunklen Tracht sammeln sich, je nach den grünen, roten, schwarzen Federbüschen auf dem Kalpak, an verschiedenen Orten, die Hüttenleute in den langen weißen Hemden kommen aus der Heft, verwehte

Takte von Musik widerhallen aus verwinkelten Gassen. Irgendwo rinnen die Fähnlein aller Bergleute zu einem Strome zusammen; es sind ihrer Hunderte; blasse, ernste Arbeitsgesichter, kein einziges rosiges darunter. Ja, die Bergtiefe nimmt die Farbe. Heute, an ihrem Sonntag, kommen sie zu Ehren und zeigen in ihrer Anzahl mittelbar das Werk des Erzabbaues. Als müßten sie aber nun doch ihre Festlust, zu deren überschäumendem Ausdruck sie nicht fähig sind, irgendwie in gesammelter Form darbieten, schicken sie den vierundzwanzig Reiftänzern zwei groteske, wassersprengende Schalksnarren voraus, die mit ihren Bocksprüngen die dankbare Menge belustigen.

Der Zug holt Tanzjungfer und Bürgermeister, wie er einst, als zu Hüttenberg vor dem Jahre 1803 noch das Berggericht amtierte, den von diesem bestimmten Kommissarius holte, der von dem Oberfähnrich einen Stock mit silbernem Knauf als Geschenk empfing und sich auch den Hut schmücken lassen mußte. Dann schlagen sie auf dem unteren Platze das Rad, das heißt: sie winden sich in einer großen Schneckenlinie um den Knappen, der die Bergwerksfahne schwingt, ziehen, die Schalksnarren immer jubelerregend voran, vor die Laubhütte, in der auf einem Tische goldene Kostbarkeiten stehen: der Pokal, 1604 vom Gewerken Karl Vellmer gespendet, die Weinkanne, die der Gewerke Kellerstein 1762 den Bergleuten zu diesem Feste gab.

Und nun beginnen die vierundzwanzig Knappen, ohne Bergleder und Kalpak, ihren Tanz. Sie nehmen den Reifen, einen Haselholzbogen, kunstvoll mit Buchsbaumreisern, Preißelbeerenlaub und künstlichen roten Nelken umwunden, den je zwölf von der rechten Schulter zur linken Hüfte, die anderen zwölf von der linken Schulter zur rechten Hüfte schärpenartig trugen, so, daß er über dem Haupte jedes Bergmannes eine sichtbare Bogengirlande bildet. Und nun dudelt die Musik, die Reiftänzer gehen lange ihre verschlungenen Figuren, die Sonne liegt prall auf dem Platze, rundum hinter dem Spalier der Knappen steht Kopf an Kopf, auf den Dächern sitzt die ländliche Jugend, hoch hinauf die Lehnen sind besät mit Zaungästen. Auf einmal hat eine Figur die Vierundzwanzig enge zusammengeführt; über ihnen bilden die Reifen ein Gewölbe und darunter singen sie das Bergmannslied: „Tief in der Erde Schoß ...“ Wie ein Bittruf zu Gott klingt an jedem Strophenende das „Glück auf!“.

Nun werden die Knappen noch morgen feiern; jeder, der sich in Hüttenberg ohne Bergleder zeigt, wird zur Laubhütte gebracht werden, erhält drei Peitschenschläge und muß sich loskaufen.

Die Knappen sind dieser beiden Tage froh, denn weiß einer, ob er die nächste Laubhütte noch erlebt?

Das Kufenstechen

Von Jakob Themeßl

Im Gailtale haben sich, wohl infolge seiner bis in die letzten Jahrzehnte ziemlich abgeschlossenen Lage, die alten Sagen und Sitten weit länger erhalten, als in anderen Tälern Kärntens.

Fast jede Jahreszeit hat ihre eigenen Bräuche, die meist bis in die Urzeit des Germanen- oder Slawentums — je nachdem es sich um das obere oder untere Gailtal handelt — zurückreichen.

Ein reicher Kranz von Sagen blüht ringsum und fast jedes Dorf hat seine eigene Ortssage, während andere wieder Gemeingut des ganzen Tales sind. Auch die Volkstrachten haben sich im Gailtale am längst erhalten.

Von der Unzahl alter Bräuche seien nur erwähnt: die Dreikönigsspiele, das „Bußnen", Faschingbegraben, die verschiedenen Feldsegen, Sonnenwendfeuer, Sonnenwendsprüche und das Scheibenschlagen; Kirchtags- und Hochzeitsbräuche, wie „Häfenschlagen", Sacklaufen und Kastenführen mit alten, feststehenden, gereimten Formeln, in der Erntezeit die „Mähder"- (Mäher-) und Schnittersprüche, im Herbst die „Brechelbräuche", die „Rauhnächte-" und Weihnachtsspiele.

Zu den eigenartigsten dieser Bräuche zählt wohl das Kufenstechen, das heute noch am Pfingstmontag oder am Kirchtagsmontag in einigen Dörfern des unteren Gailtales abgehalten wird und für das Tal eine Art Volksfest bildet.

Es dürfte wohl auf die alten Kampfspiele unserer Vorväter zurückreichen, in denen es für die jungen Männer galt, Mut und Gewandtheit zu zeigen.

Schon am Tage vor dem Feste sind die Burschen des Dorfes eifrig beschäftigt, am Platze einen übermannshohen, starken Pfahl fest in den Boden zu rammen. Dieser Pfahl endet in eine dünnere Spitze, auf welche die Kufe, eine Art Faß aus sehr dicken Dauben und starken Bändern, gestülpt wird. Die Pferde werden geputzt und mit Stroh und bunten Bändern geschmückt, denn es ist Ehrensache für jeden Burschen, daß sein Pferd womöglich das schönste ist.

Am Festtage selbst herrscht schon frühmorgens lebhaftes Treiben im Dorfe. Aus den Nachbarorten und von den Berghöfen, die oft stundenweit ober der Talsohle an den sonnigen Berghängen liegen, kommt alt und jung herbei, um diesem alten Brauche beizuwohnen.

Viele davon tragen noch die alten, malerischen Trachten; namentlich die jungen Mädchen („Diandlan" oder „Gitschen") bieten ein wunderhübsches

Bild. Sie tragen einen äußerst kurzen, schwarzen, mit grüner Borte eingesäumten und aus unzähligen Falten bestehenden Rock („Kittel"), gegen dessen Kürze einst die große Kaiserin Maria Theresia eine strenge Verordnung erließ — natürlich trotz der angedrohten Strafen ohne jeden Erfolg —, das geblümte „Fürtach" (Schürze), ein buntfarbiges, im Dreieck um die Brust gebundenes Tuch, um die Mitte den mit Pfauenfederkielen gestickten Ledergürtel, auf dem Kopfe die weiße Fältelhaube oder ein buntes Kopftuch. Ein Hemd mit breiter Halskrause und Ärmeln, eine mit den Spitzen unter dem Rocksaume vorlugende Hose, weiße Zwickelstrümpfe, welche die prallen Waden umschließen, niedrige, schwarze Lederschuhe oder hohe, gestickte Tuchschuhe vervollständigen die malerische Tracht.

Wenn so ein junges, sauberes Dirndl mit kurzen, zierlichen Schritten daherkommt, die Röcke wippend, daß die roten Strumpfbänder ober dem Knie hell aufleuchten, ist es ein Anblick, bei dem einem das Wasser im Munde zusammenläuft.

Die Burschen tragen kurze „irchene" (lederne) Hosen, über das Knie reichende, gelbe Stulpstiefel, geblumte Westen mit Silberknöpfen, schwarze oder dunkelbraune Joppen, schwarzen Hut, darunter eine Zipfelmütze, die Männer statt der Stiefel blaue Strümpfe.

Der Dorfplatz hat sich bald mit Zuschauern dicht gefüllt und schon hört man vom Gasthause her die Klänge einer Musikkapelle. In der Menge bildet sich eine Gasse, in der unter Vorantritt der Musik die Burschen angeritten kommen.

Sie sitzen ohne Sattel und Steigbügel auf schweren Pinzgauer Pferden, meist Hengsten, deren Zucht auf den Mooswiesen des unteren Gailtales seit alters besonders betrieben wird, jeder einen kurzen Eisenstecken in der Hand, und sammeln sich um den Pfahl mit der Kufe. Dort wird ihnen vom Wirte Wein gereicht und sie singen zuerst ein religiöses, dann ein weltliches Kärntnerlied.

Nun reiten die Burschen zum Ende des Platzes zurück, die Musik setzt schmetternd ein und in vollem Galopp sprengt der erste los, im Vorbeireiten der Kufe einen wuchtigen Hieb mit dem Eisenstecken versetzend; nach ihm in kurzen Abständen die anderen Reiter.

Es ist ein farbenbuntes, bewegtes Bild: alle die sehnigen Jünglingsgestalten in ihren schmucken Trachten, wie sie auf ihren durch die Musik, den Lärm und die Zurufe der Menge ganz wild gewordenen Gäulen, ohne Sattel und Steigbügel und doch wie verwachsen mit ihnen, daherjagen!

Manches junge Mädchenherz klopft bange oder freudig, je nachdem der

Hieb ihres Auserwählten auf die Kufe ausgefallen ist, und lautes Gelächter und Halloh erschallt, wenn einer der Reiter, unsicher gemacht durch das scheuende Pferd, die Kufe verfehlt und der Hieb in die Luft geht.

Nachdem alle Reiter an der Kufe vorübergesprengt sind, wird wieder getrunken (der Durst ist groß!) und gesungen und der Ritt so lange wiederholt, bis es einem der Burschen gelingt, unter tosendem Jubel der Zuschauer die Kufe mit einem kräftigen, wohlgezielten Hiebe zu zerschmettern.

Das Kufenstechen

Die Reifen der Kufe werden nun gesammelt und vom schönsten Mädchen des Dorfes oder, falls man sich darüber nicht einigen kann, durch einen angesehenen Bauer von einem erhöhten Standpunkt aus in die Reitbahn gehalten.

Die Reiter sprengen von neuem an und suchen mit ihren Eisenstecken die Reifen aufzuspießen. Der- oder diejenige, die sie hält, weicht jedoch immer zurück, und erst, wenn als Letzter der Sieger, also der Bursche, der die Kufe zerschlug, kommt, werden die Reifen losgelassen, von ihm mit seinem Stecken

aufgefangen und er reitet damit nochmals im Triumph durch die Gasse. Dann erfolgt die Verteilung der Preise, die meist in einem seidenen Halstuch und Zigarren bestehen.

Der Sieger genießt bis zum nächsten Jahre in der ganzen Gegend ein gewisses Ansehen.

Nach der Preisverteilung reiten die Burschen, voran die Musik, gefolgt von den Zusehern, ins Wirtshaus, wo der Tag mit Gesang und Tanz beschlossen wird.

In Rattendorf im oberen Gailtale wurde noch in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts eine andere Art von Kufenstechen geübt, das vielleicht den Namen besser verdiente und noch älter zu sein scheint, denn dabei wurde wirklich gestochen, nicht geschlagen, wie im unteren Tale.

Zwischen zwei hohen Pfosten war an einem Stricke ein mit Wasser gefülltes Wasserschaff aufgehängt, das unten einen Holzansatz mit einem runden, handtellergroßen Loche hatte.

Die Burschen mußten im Anreiten mit speerähnlichen Stäben in das runde Loch treffen, den Stab auslassen und ihn beim Durchreiten auf der anderen Seite wieder auffangen. Traf der Bursche nicht in die Öffnung, sondern den Ansatz, so neigte sich durch die Gewalt des Anpralles das Schaff und das Wasser ergoß sich unter dem Gelächter der Zuseher auf den Reiter. Noch größer war die Schande, wenn er Öffnung und Ansatz fehlte.

Auch dieses Kufenstechen, das ungleich mehr Gewandtheit und Übung erforderte, als die heute noch gepflegte Art, endete, wie ja so ziemlich alles im Gailtale, mit Tanz und Gesang.

Karntnerisch

Von Hugo Josef Kanner

In ihrer Ursprünglichkeit, rein und unvermischt, leben heimische Mundart, Sitten und Gebräuche nur mehr in den entlegeneren Tälern und Gräben des Kärntnerlandes weiter, in den Städten und verkehrsreichen Gegenden hat sie der Strom der Zeit schon arg entstellt oder gar verdrängt.

Wie sich in dem unermeßlichen Ozean die Wasser infolge des Wärmeunterschiedes ausgleichen wollen, so findet eine ähnliche Wechselwirkung auch bei den Menschen statt. Der Städter zieht auf das Land und verbringt dort einen Teil des Jahres; der Bauernknecht, die Bauerndirne verdingen sich in der Stadt oder suchen einen höheren Erwerb in den unterschiedlichen Fabriken.

In den Städten werden „Bauernbälle" abgehalten und am ländlichen Tanzboden heißt es bekanntlich: „Mensch'r, geht's eini, hiatzt is Damenwahl!"

Vor Zeiten war es anders. Die vielgerühmte patriarchalische Seßhaftigkeit war in allen Kreisen zu finden und das jetzige Herumzigeunern nur wenig im Schwunge.

Die himmelhohen Tauern im Norden, die kahl aufragenden Karawanken im Süden, die einst dem Wanderer ein Halt geboten, sind jetzt durchbohrt; nach allen Weltrichtungen ziehen Schienenstränge, bringen andere Menschen ins Land und locken die Einheimischen in die Ferne.

Ein köstliches Kleinod aber ist und bleibt das „Kärntnerisch", des Kärntners eigentliche Muttersprache.

Der Volkswitz meint, man sage „Muttersprache" und „Vaterstadt" — aber nicht umgekehrt —, weil, wenn die Mutter spricht, der Vater — „stad" sein müsse. Nun, diese Worterklärung mag vielleicht auch in den besten Familien seine Bestätigung finden. Kärntnerisch, Steirisch, Tirolerisch kann aber nur der richtig sprechen, der es von frühester Kindheit, also von der Mutter oder — im weiteren Sinne des Wortes — von der Heimat gelernt hat.

Biederkeit, wahrer, offener Sinn sprechen aus den Lauten der Mundart. Da gibt es keine Wortklauberei und Verdrehung. Was er meint und denkt, das gibt der Kärntner in seiner Ausdrucksweise klipp und klar wieder.

Aber derb sei seine Sprache, meint der Salonmensch.

Eine gewisse Derbheit steckt in jeder Mundart; das fühlt jedoch meist nur der, dem sie nicht geläufig ist, der für die Eigenheit des Volkes kein Verständnis hat und hochmütig darüber hinwegsieht. Die Kärntnerlieder haben ihren Weltruf wegen ihrer Gemütstiefe, Anmut und Lieblichkeit erreicht, daher muß wohl auch ihr Wortlaut gefühlvoll sein und zum Herzen dringen wie der Tonsatz, denn um einen Holzklotz gäbe man keinen goldenen Rahmen.

Jahrhunderte hindurch war ein Großteil Kärntens wie andere Alpenländer vom größeren Verkehr abgeschlossen und noch heute trifft man in den entlegensten Gräben alte Leute, die keine Stadt, keine Eisenbahn gesehen haben. Die Bewohner waren auf sich allein angewiesen, kamen mit anderen selten in Berührung, entwickelten ihre Umgangssprache auf engbegrenztem Gebiete und so kommt es, daß der Mölltaler vielfach eine andere Ausdrucksweise hat als der Lavanttaler, obwohl beide ein echtes Karntnerisch reden.

Die verschiedenen Abstufungen ein und desselben Selbst- und Zwielautes, die Hervorhebung der harten Mitlaute an Stelle der weichen und die Vermeidung der Schärfung kennzeichnen die Kärntner Mundart. Wie die klingenden Stimmen der Orgel aus dem Brummbaß, so treten in der

Sprache die hellen Reinlaute hervor und verleihen dem Ausdrucke Lebendigkeit und Lebensfrische.

Während wir im Hochdeutschen fünf Selbstlaute unterscheiden, weist das Karntnerisch solcher viel mehr auf, denn jeder derselben erscheint in verschiedenen, vollständig bestimmten und klaren Tonabstufungen, wofür jedoch leider die entsprechenden Schriftzeichen fehlen.

Die Schrift ist dieser Mundart nicht gewachsen und läßt vielfach gerade dann im Stiche, wenn etwas auf „echt karntnerisch" niedergeschrieben werden soll. Ein großzügiger Laut in der Kärntner Mundart ist das „A". Vom silberhell klaren Reinlaut bis zum tieftonigen Vokal wandert er in seiner Anwendung alle Stufen der Tonleiter durch.

Der Kärntner hat förmlich seine Freude damit.

„Warum wohl?" fragte ich einmal einen mundartkundigen Freund und Widersacher. Er stammte aus dem firnengekrönten Oberlande und däuchte sich mir schon deshalb überlegen, denn meine Wiege stand bescheiden in einem kropfreichen Tale Unterkärntens.

Schlagfertig, wie immer, erwiderte er mir: „Alles fängt mit a an" — er meinte nämlich das Wort „alles", und damit war er ja im Rechte —, „sogar die Namen der fünf Erdteile beginnen mit A: Asien, Afrika, Amerika, Australien und — Airopa; warum sollen wir Kärntner dieses prachtvolle Klöcklein nicht bevorzugen?"

Rein und hell klingt das A im karntnerischen, wenn etwas Zartes, Kleines, Anmutiges bezeichnet werden soll: a Bachle, a Astle, 's Hansele. Altert das Junge, erstarkt das Schwache, weitet sich das Enge, so leidet auch der Wortausdruck, indem das A dumpfer wird und sich schließlich zum O abtont.

Bei einzelnen Wortgruppen findet dieser Übergang plötzlich statt, bei anderen allmählich, je nachdem, ob der Begriff in seiner Erweiterung Mittelstufen aufweist oder nicht. Irgend jemand hat einmal eine hübsche Stufenleiter hierüber aufgestellt, die, weiter ergänzt, hiehergesetzt werden soll, wenn es auch nicht möglich ist, das fortschreitende Tieferwerden des A schriftlich lautrichtig zu bezeichnen, und wenn die feinen Schattierungen auch nicht jedermann geläufig sein werden. Die Reihung der Wörter mit sechsfach verschiedenem A lautet: Stamperle, Glas (a > o), Fläschn, Kondl (Kanne), Foß (Faß), Wonn (Wanne). Je größer die Gefäßformen werden, desto tiefer erscheint der Selbstlaut, bis er schließlich in o übergeht und auch dieses noch um einige Grade herabstimmt.

Aber nicht immer folgt die Mundart diesem Gebrauche. Das kleine

Stanle und der großmächtige Stanfelsen, das zarte Bamle und der knorrige Bam, der junge und der alte Jager haben ohne Rücksicht auf Größe und Alter das gleiche reine A. Dies bildet jedoch keineswegs eine Ausnahme, denn hier ist der Selbstlaut nicht von Haus aus dem Worte eigen, sondern er hat sich erst aus ei, au und ä gebildet: Stein, Baum, Jäger.

Anders ist es bei zwei männlichen Taufnamen: Natzi und Wastl, die sich nicht verändern, wenn auch die Träger derselben schon altersgrau geworden sind, während 's Jaggele zum Joggl, das Franzele zum Fronz, der Karle zum Korl heranwachsen.

Fein ist der Unterschied bei gleichlautenden Dingen.

Der duftende Nagl mit dem Rosenkrautblatt, den das Diendle dem Burschen auf den Sonntagshut steckt, bleibt auch dann noch ein Nagl, wenn er verwelkt und zertreten auf dem Tanzboden liegt, während der Zimmermann keinen Nagel, sondern einen Nogl in das Brett schlägt. Und das noch feiner als ein Nagl duftende Bratl würde auch dann seinen Namen behalten, wenn es einmal etwas angebrannt oder gar „zach" wäre, was aber einer Karntner Wirtin noch niemals widerfahren sein soll. Der Ausdruck „Brotn" wird weniger auf dem Lande als in der Stadt gebraucht.

Den Bewohner des Landes nennt die Mundart einen Karntner.

Das sonst so wandelbare A ist in diesem Worte festgebannt. Hell und rein erklingt es ohne Hinneigung zu einem anderen Laute und bleibt stets gleich, mag nun der Karntner ein munteres, junges Büblein sein oder Edelweiß seinen Scheitel decken. Es will gewiß die unwandelbare Liebe und Treue des Bewohners zu seiner Heimat andeuten und so rein und unveränderlich wie der helle Laut in ihm mögen auch stets des Kärntners Gesinnung, sein ganzes Tun und Walten sein!

Geist und Gemüt sind wichtige Bedingungen zur Heranbildung des Charakters.

Die Mundart deutet dies wieder kurz mit dem Laut an. Sie nennt einen Menschen, dem man aus dem Wege gehen soll, einen Zopfer, Tost, Togger, während der Schlanggl und der Klachl saggrische Kanatzi sind, denen wir nicht feind sein können und die sich ihr reines A nicht trüben lassen, denn einen Schlonggl, Klochl oder Soggra gibt es nicht. Selbst dem Teufel bringt der Kärntner in seiner gutmütigen Einfalt den hellen Laut entgegen und nennt ihn „Ganggerl", weil er ihn nicht so sehr als den schrecklichen Höllenfürsten fürchtet, sondern in ihm den armen Teufel aus der heimischen Sage sieht, der von den Menschen schon so oft geschunden worden ist und höchst selten als gruseliger, leibhaftiger Satan erscheint.

Der heiligste Besitz des Arabers ist neben dem Pferd sein Schwert, er soll für dieses dreißig Bezeichnungen haben. Die vielen Namen, mit denen die Mundart das Diendle beteilt, sind ein ähnliches Zeichen seiner Wertschätzung. Vom steirischen Diandl und österreichischen Deandl weichen die Kärntner Formen nur in der Endung ab: Diandle, Deandle, neben diesen werden am häufigsten Dirnle, Dirndle, Diendle, im oberen Lavanttale auch Denle gebraucht. Andere Namen sind: Madl, Zohl, Gitschen, Tudele, Treapale usf.

Zahllose Poeten im deutschen Dichterwalde, von den Anfängen der Dichtkunst bis auf unsere Tage, preisen das Weib. Das Karntnerisch tut dasselbe in feinster, innigster Weise, aber so verstohlen, unauffällig und heimlich, daß es meist sogar jene, welche es angeht, nicht wissen! Wieder ist es das Silberglöcklein A, das sich in den Dienst des Frauenlobes stellt.

Während aus dem jungen Franzele schon lange ein alter, mürrischer Fronz geworden ist, können die Nani, Hani, Mali, die Agnes, Fani, Sali hochbetagte Großmütter sein, der helle Laut in ihren Namen hat sich nicht geändert. Und ist die Schwiegermutter wirklich schon unausstehlich „grantig" geworden, so ballt der Herr Schwiegersohn wohl in den Hosensäcken die Hände, preßt die Zähne übereinander und stößt einen tiefen Seufzer zwischen den Lippen hervor, leise, recht leise, daß sie es ja nicht hört: „Wabn, Sauwabn!"

Das sind gewiß keine Kosenamen, aber das A darin klingt schon aus Hochachtung vor denen, welche es angeht, rein, hell und überaus freundlich.

Das Karntnerisch ist und bleibt eine Sprache des Herzens, des lustigen wie des traurigen.

Aus den „Mitteilungen der Kärntner Landsmannschaft".

„Verlassen"

Von Dr. Ferdinand Reich

Mehr als irgendwer oder irgend etwas hat dieses kleine, rührselige Lied von Thomas Koschat das Land Kärnten in der weiten Welt bekannt gemacht. Es ist die Marke geworden, mit der man Kärnten versah, seine Seele schien auch jene des Landes. Und doch ist es nur das geglückte Werk eines Begabten, dem die Stunde gnädig war, die eine, in der er es schuf, die andere, die es zu verbreiten begann. Es traf, wie alle erfolgreichen Dinge, einen geheimen Nerv der Zeit und brachte ihn zum Beben; es war die gelungene Form des Ausdruckes einer Welt, die in Stille und Abseitigkeit

erst wurde; es faßte Klänge, Gefühle, Stimmungen zusammen, die in dem Volke lebten, das zu verkünden es dann berufen schien. Und doch war es kein Lied dieses Volkes, sagte es das Wesen Kärntens und des Kärntners nicht erschöpfend aus, es verrückte sogar deren Bild um ein weniges aus der Wirklichkeitsachse. Aber es war der Klang eines echten und wahren Kärntners, in dem sich der urtümliche Geist der Heimat in einer eigenen Art brach, in dem zum volkstümlichen Kunstliede gewandelt wurde, was sich an volklichen Eigenheiten und Elementen in ihm sammelte. Koschats Lied war kein Volkslied; daß manches seiner Lieder und vor allem das „Verlassen" eines wurde, bezeugt nur, wie nahe er der Natur blieb, wie gerade und blank durch sein Herz der Weg ging, auf dem sich der Schöpfungsprozeß vollzog. Gleich dem Werke von Silcher und Abt ist auch das seine unvergänglich; für den Kranz des deutschen Liedes hat er den blauen, treuen Enzian beigebracht.

Ende 1871 empfing sein Herz einen empfindlichen Stoß, daß aus der Wunde das Blut zu tropfen begann. Unglückliche Liebe und bitteres Leid schrieben das „Verlassen". Aber Koschat war bei diesem vierten Werke schon so weit, die Frucht des Schmerzes nicht ungenützt zu lassen. Waren schon Liebe und Treue dahin, so sollte es nicht vergeblich sein. Aber wie der junge Mensch in Wien sich auch bemühte, an so viele Türen er auch klopfte, kein Verleger wollte sich finden. Der Komponist sollte die Kosten des Druckes selbst tragen. 48 ganze, schwere Gulden. Woher nehmen und nicht stehlen? Tagelang ging er mit schwerem Kopfe um. Endlich lieh ihm ein Freund fünfzig Gulden und das Lied konnte nun gedruckt werden; ja, es blieben sogar noch zwei Gulden als Dichterlohn übrig.

Und die Jahre trugen das Lied, wie der Wind den Samen verät, in die Welt.

Zehn Jahre später wurde es in Amerika gesungen, in London lag unter der Melodie bald ein schottischer Wortlaut, die Russen bemächtigten sich des schwermütigen Liedes, in Sevilla fühlte man sich im Herbst 1884 spanisch, im Frühjahr 1885 in Helmond holländisch „verlassen". Achtzehn Sprachen, darunter sogar das Altgriechische, haben sich an der Klage des trauernden Burschen versucht.

Thomas Koschat hat selbst oft erzählt, wie er sich von den Wandlungen und Wirkungen seines Liedes, das ihm ein glücklicher Augenblick eingab, überzeugen konnte. Er vermochte in einem kleinen Museum von Erlebnissen und Erinnerungen zu kramen und häufig ließ er, wenn er wohlgelaunt war, wenn sich sein Gemüt beim Anblicke einer Schüssel von Käsnudeln in goldgelb zerschmolzener Butter besonders aufhellte, daran teilhaben.

Gern und immer lächelnd dachte er daran, daß ihm im Jahre 1889 ein Notar aus New York ein Fünfdollarstück und einen herzlichen Brief gesandt hatte. Die Spende stammte von einem armen Mann. Er wollte dem Komponisten seines Lieblingsliedes, das er in der Kirche singen gehört und schließlich selbst auch gesungen hatte, eine Freude machen. Als er nun nachfragte und Ursprung des Liedes kennen wollte, erfuhr er, daß es eigentlich gar kein Kirchengesang, sondern durchaus ein weltliches, sogar sehr weltliches Lied sei und von einem Österreicher herrühre. Koschat heiße er. Diesem galt nun die Wertschätzung des Amerikaners; als deren Zeichen sende er das Goldstück und bitte inständig, daß es der, dem er so viel Freude verdanke, annehme. Das Lied werde auch ferner in jener amerikanischen Kirche gesungen werden, aber nur bei besonderen Festlichkeiten . . . Koschat trug das Goldstück des armen Mannes immer als Uhranhänger. Der Brief blieb ihm eine der liebsten Anerkennungen.

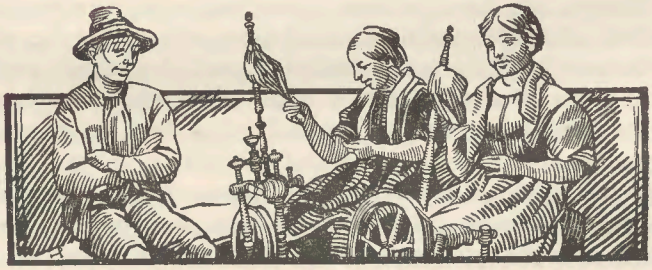
Aber auch auf der anderen, der Kirche entgegengesetzten Seite des Lebens wurde das Lied gesungen und es rührte an Menschen, die sich nicht in der Messe Erquickung der Seele holten. In einer alten, längst nicht mehr lebenden Berliner Zeitung, dem „Magazin für Literatur des In- und Auslandes", ist folgender Reisebericht zu lesen: „Wir trafen in einem Lokal in San Franzisko auf eine biedere Landsmännin mit geradezu unverschämt blond zu nennender Perücke, weiß getüncht wie eine Kalkwand, mit großen, blauen, verloschenen Augen, die vergeblich feuriges Temperament heuchelten . . . Sie sang das rührende Lied von Koschat: Verlassn, verlassn, verlassn bin i! sehr gefühlvoll und sehr falsch. Als sie uns deutsch sprechen hörte, setzte sie sich zu uns, bestellte eine Flasche Wein um die andere und erzählte uns unaufgefordert die „wahrhafte Geschichte ihres traurigen Lebens". Es war ihr (so behauptete sie wenigstens) nicht an der Wiege gesungen worden, daß sie vor spuckenden Goldgräbern in San Franzisko deutsche Lieder singen sollte. Sie wäre aus feiner Familie; ihr Bruder sei Feldmarschall, ihr Vater Minister, ihr Onkel regierender Fürst, ihr Schwager Erzbischof. Und sie wäre eine anständige Frau geblieben — ‚denn man kann überall anständig bleiben' — und dabei trank sie die Gläser ihrer Nachbarn aus und lallte mit tränenerstickter Stimme, daß sie immer verkannt werde . . . wia der Stan auf der Straß'n . . ."

Das kleine Lied hat sich die Welt erobert und Thomas Koschat teilt heute schon ein leidvoll glückliches Schicksal mit jenen, deren Werk so stark und selbständig wurde, gleich Goethes „Heidenröslein", daß es für sich allein, ohne Namen und Spur der Herkunft des Schöpfers, zu leben und

zu dauern imstande ist. Wie lange noch, und es wird ein urechtes Volkslied scheinen, das ein Leid sich vom Herzen klagt in den schlichten Versen:

„Verlåssen, verlåssen,
verlåssen bin i!
Wia der Stan af der Stråßen,
ka Diandle måg mi!
Drum geh' i zan Kirchlan,
zan Kirchlan weit 'naus,
durt knia i mi nieder
und wan mi hålt aus.

In Wåld steht a Hügerl,
viel Bleamerln blüah'n drauf,
durt schlåft mei årm's Diandle,
ka Liab wöckt's mehr auf.
Durthin is mei Wållfåhrt,
durthin is mei Sinn,
durt mirk i recht deutlich,
wia verlåssen i bin!"



Die Zeit

Virunum

Von Hermann Braumüller

Aus den lieblichen Waldbergen, die das Klagenfurter Becken anmutig beleben, hebt sich einer durch seine Steilformen besonders ab: der Ulrichsberg. Freundlich weitet sich das Tal am anderen Ufer der Glan zu einer kleinen Ebene, die sanfte Waldhügel von allen Seiten umrahmen. Arndorfs spitzer Kirchturm belebt die weiten Fruchtfelder, aus denen der schürfende Pflug Dinge zutage förderte, die das Auge voll Staunen betrachtete.

Vor Jahrhunderten bewies hier das traurige Trümmerfeld einer zerstörten Stadt die Vergänglichkeit des Irdischen und ein neues Geschlecht entriß ihm noch die letzten Reste seiner einstigen Pracht, indem es sie für seine Bauten als Werksteine verwendete. Noch gut kamen jene Marmorplatten weg, die man ungefüg zum Herzogstuhl zusammenstellte, oder jener Säulenrest, den man ausersah, als Fürstenstein eine große Rolle zu spielen; andere Bildsteine mußten es sich gefallen lassen, in Stallwände eingemauert zu werden. Wie aber die Stadt geheißen, aus deren totem Leib man die Trümmer brach, das hatte man vergessen. Erst der Fund einer Bronzestatue, die einen betenden Jüngling darstellt, ließ die Baureste als römisch erkennen.

Megiser, der letzte Rektor der protestantischen adeligen Schule zu Klagenfurt (um 1600), nannte den Ort irrigerweise Sala und erst 1745 brachte Jordan die Ruinen mit dem überlieferten Städtenamen Virunum in Verbindung. Die Zeit der aufsehenerregenden Funde nahm mit dem Einbrechen von pflügenden Ochsen im Frühjahr 1898 ihren Anfang, wodurch ein prachtvoller Mosaikboden bloßgelegt wurde.

Nicht klein war die Stadt, wie ihre Ausdehnung zeigt. Das weite Überschwemmungsgebiet der Glan mußte ihr im Westen Halt gebieten und selbst die Nähe des Flusses mied man, seine Hochwasser fürchtend. Die Römerstraße nach Süden verließ die letzten Häuser, wo jetzt der Herzogstuhl steht; hier kam auch ein Meilenstein mit der Zahl I ans Licht. Nach der entgegengesetzten Richtung hörte das geschlossene verbaute Gebiet bei der Lindgrube auf, doch noch weiter hinaus standen vereinzelte Häuser, bis zum Gratzerkogel bei Willersdorf, wo eine größere Anlage zuerst für die heidnische, später für die christliche Gottverehrung stand. Auch über die sanften Höhen, die heute das Tölitschacher Schloß krönt, stiegen nur selten mehr die Bauten zu den Bergen hinan, die am Magdalensberg die Sommersitze der reichen Virunenser trugen. Der Stadtmittelpunkt aber, wo das Forum und in seiner Nähe die anderen öffentlichen Bauwerke sich befanden, liegt nun unter dem Sulzermühlteich und seiner nächsten Umgebung begraben. Wie hoch die Einwohnerzahl gewesen sein mochte, können wir nur aus der Größe der verbauten Fläche abschätzen. Sie dürfte selbst in der Blütezeit 10.000 nicht überschritten haben, immerhin eine stattliche Ziffer für das damals ja nur dünn besiedelte Alpenland. Doch nicht immer war die Stadt so bedeutend. In ihrem Blühen und Welken spiegelt sich vielmehr das Geschick des römischen Kaiserreiches in seinem Glanz und seinem Verfall.

Virunum ist älter als die römische Herrschaft in dem Lande. In grauer Vorzeit siedelte am Zollfeld ein illyrischer Stamm. Erst vor kurzem konnte man am Maria-Saaler Berge eine Fliehburg aus vorgeschichtlicher Zeit feststellen, aus der ein Fundstück mit venetischen Schriftzügen zutage kam. Zur illyrischen Volksschicht kam eben, wie auch sonst im Lande, der venetische Einfluß. Als Stadtgründer kommen für Virunum aber diese ältesten Siedler nicht in Betracht. Dieser Ruhm gebührt vielmehr den Kelten, die etwa im vierten vorchristlichen Jahrhundert hier die Herren wurden. Kleine Gaufürstentümer faßten sie endlich zu einem losen Bunde zusammen, dem Königreich der Noriker, dessen letzte Herrscher kleine Münzen prägen ließen, wie man sie auch am Zollfelde fand. Einmal schon hatte der Zimbernschrecken einen Bund der Kelten mit den Römern gebracht, aber die italischen Waffen

versagten vor dem germanischen Ungestüm bei Noreia, der alten Hauptstadt unsicherer Lage, und hielten so die römische Einflußnahme für hundert Jahre auf. Was so versäumt worden war, holte Julius Cäsar nach, indem er mit dem Keltenkönig Vocio ein Bündnis schloß. Nun hatte das Herrenvolk aus dem Süden freie Bahn; bald danach, im Jahre 15 v. Chr., entriß es seinem Bundesgenossen den letzten Schein der Selbständigkeit und hielt dann fünfzig Jahre lang die Zügel scharf in Händen, bis endlich Kaiser Klaudius sich entschloß, der Provinz Norikum die Selbstverwaltung zu gewähren. Als colonia Claudia Virunum trat die Keltenstadt an die Spitze ganz Unterkärntens. Voll Dankbarkeit setzten ihre Bewohner dem kaiserlichen Prokurator Baebius Atticus, der ihre Gemeindeordnung geschaffen, in seiner Vaterstadt Julium Carnicum (Zuglio im Buttale) einen Denkstein. Der tiefe Friede, den römische Kraft dem Lande schenkte, ließ bei der Lebhaftigkeit des Keltenstammes bald Wohlhabenheit emporblühen. Wohl blieben keltische Sprache und keltisches Volkstum bestehen, aber der römische Kaufmann ebnete der lateinischen Staatssprache den Weg, wenn er selbst erst als Kunde kam, bald im norischen Lande seinen Absatz suchte und sich endlich dort ansässig machte, ebenso wie der ausgediente Soldat der römischen Legionen. So wurde Virunum allmählich römisch.

Der Römer aber schuf der alten Norikerstadt ein neues Kleid. Von Noreia, der Hauptstadt des alten Keltenkönigreiches, hat man trotz eifrigen Suchens keine Reste finden können, denn sie war aus Holz gebaut. Das römische Virunum hinterließ Zeugen seines Glanzes, die der vernichtenden Kräfte des ewig sich erneuernden Lebens eineinhalb Jahrtausende sich erwehrten.

Wo heute zu Füßen des Töltschacher Berges der Sulzmühlteich liegt, breitete sich in der Römerstadt der Marktplatz, das Forum, aus. Prächtig genug war sein Anblick. Derbes Plattenpflaster deckte den Boden über hundert Meter in der Länge und halb so weit in der Breite. Ringsum in der Reihe standen die Bronzestatuen, von denen uns ein mißgünstiges Geschick nur die Sockel erhielt, und aus dem Stadtbrunnen plätscherte das Wasser in jene große Schale, die heute demselben Zweck in St. Veit dient. Die Längsseiten des Rechteckes begleitete eine Halle, nach innen offen, so daß das Dach sich nur auf Pfeiler stützte, während außen sich die Amtsgebäude anschlossen. Denn hier auf dem Marktplatz, dem Orte des öffentlichen Lebens, mußten am schicklichsten sich die Amtsräume für Beamte und Priester anfügen. Je in einem offenen Halbrund am südlichen Ende des Platzes oblagen die beiden Ädilen ihrer Pflicht, das Marktleben zu überwachen, leicht erreichbar jedem, der ihrer Entscheidung bedurfte. Dahinter, dem Lärm entrückt, sprachen die

zwei Stadtoberhäupter Recht in einem Verhandlungsraume, in dem die halbrunde Steinbank den Senatsmitgliedern Platz bot.

Im Norden, wo die Priester, nahe dem heiligen Bezirke, wirkten, führte, das Forum abschließend, eine Freitreppe hinan zur Tempelterrasse. Zwei Meter hoch hatte man den Boden angeschüttet und fünf marmorverkleidete Sockel mit Standbildern sahen hinab zum weiten Platze, während die drei anderen Seiten dieses erhöhten Quadrats eine Halle umkreiste. Italiens lachender Himmel hätte den Baumeister hier einen Säulengang schaffen lassen, der kalte Kärntner Winter erzwang geschlossene Räume; als Ersatz stellte man Säulen in den Hof. Aus diesem Rahmen wuchs das Heiligtum in blendendem Marmor empor. Nicht groß im Umfange, wie ja die antiken Tempel allgemein (24·6×34·6 Meter), wirkte es durch seine erhabene Ruhe. An ihm ragten über vier Meter hohe Säulen auf, aus dem weißen Steine des Ulrichsberges gemeißelt, und gekrönt von eigenartigen Kapitälen. Baute man sonst im allgemeinen mit dem heimischen Marmor, wie man ihn am Ulrichsberg fand, für den Schmuck ließ man sich auf beschwerlichen, weiten Wegen selbst den roten Untersberger Marmor kommen. Wo gegen Westen die Terrasse Raum bot, da stieg auf gemauertem Unterbau ein mächtiges Denkmal empor. Nichts ist von allen Statuen erhalten, aber was wir vom Tempel sehen, zwingt uns, in ihnen Kunstwerke von Wert zu vermuten. Müssen sie doch ebenbürtig gewesen sein jener herrlichen Jünglingsgestalt, die heute die Wiener Antikensammlung birgt und am Magdalensberg ausgegraben worden sein soll.

Nicht am Forum allein standen die Prachtbauten der Stadt, aber die für das öffentliche Leben bestimmten Gebäude drängten sich in seine Nähe. Da wäre vorerst eine Anlage zu nennen, in der ein Raum durch jenen Mosaikboden geschmückt war, den der Zufall im Jahre 1898 wieder ans Licht brachte. In sorgfältigster Arbeit sind die bunten Steinchen aneinandergereiht. Der jugendliche Bacchus in der Mitte erscheint von rhombischen Feldern umgeben, je drei mit schwebenden Satyren, drei andere mit tanzenden Nymphen belebt. In Dreiecken endlich finden wir Vogelbilder von großer Natürlichkeit und meisterhafte Raumkunst zeigen die Mäanderbänder, die alles umschließen. Da gewöhnlich am Fußboden nur die Motive der Wandmalereien wiederkehren, so können wir daraus wohl auf den Zweck des Hauses schließen, das dem heiteren Bacchuskult geweiht gewesen sein mag. Auch ein Garten fehlte nicht, in dem die Marmorbilder von Gottheiten da eine Nische und dort ein Gebüsch belebten. Denn reichlich sind ihre Reste auf uns gekommen, selbst der vergänglichste Schmuck der Wände, die Malereien,

konnten da und dort noch festgestellt werden und sie sollen in Stoff und Ausführung den besten pompejanischen ebenbürtig sein. Die schönsten zeigten „zwischen schwach stilisierten, narzissenähnlichen Blüten Reiher in lebhaft bewegten, natürlich anmutigen Stellungen". Die Gebäude, welche geselligen Zwecken dienten, waren also reich geschmückt. Die öffentlichen Bäder spielten, wie in allen römischen Städten, auch im Leben der Bewohner Virunums eine große Rolle; sie waren die Stelle, an der man alle Welt treffen konnte. Zwei gleichartige Häuser dienten den beiden Geschlechtern. Die Wände spiegelten von Marmorplatten, die sich zu buntem Mosaik zusammenfanden, das auch den Boden bedeckte. Besonders gesorgt war für die Beheizung, die Norikums kalter Winter erzwang. Überall, auch in den Bürgerhäusern, hatte der römische Erfindungsgeist eine Heißluftheizung eingerichtet. Der Estrich war auf viele etwas über einen halben Meter hohe Säulchen gestellt und Hohlziegel in den Mauern ermöglichten das Aufsteigen der erwärmten Luft, die durch eine unterirdische Heizstelle erzeugt wurde. An dem Prunk öffentlicher Gebäude gemessen, waren die Bürgerwohnungen bescheiden. Nur zu ebener Erde waren sie mit guten Räumen ausgestattet, im ersten Stock aber drängten sich nur die engen Stuben der Sklaven. Wie heute diente der graue Schiefer als Baustein und die Marmorverkleidung der Prunkräume wurde hier durch marmorierte Wandbemalung ersetzt.

Ob Virunum ein gemauertes Theater hatte, das sonst zu den Großbauten der Römerstädte gehört, wissen wir nicht. Aufführungen haben sicher stattgefunden, denn ein Schriftstein erzählt von den Sklaven des Unternehmers Albius Maximus, die uns auch ein Relief im Porcia-Schlosse zu Spittal als Tierbändiger mit Bären zeigt. Die bei den Römern so beliebten Tierhetzen wurden also sicher auch von den Virunensern mit spannender Aufmerksamkeit und brausendem Jubel verfolgt.

Leicht nur war das Pflaster der Straßen, aber unter ihm zog im steinbedeckten Kanal das Schmutzwasser weiter zum Hauptstrange, der zur Glan führte. Das Trinkwasser entnahm man wohl einer Leitung und so dürften leicht vermodernde Holzrohre unter den Straßen versenkt gewesen sein.

Wer die Tage seines Erdenwallens beendet hatte, den trug der Römer hinaus aus der Stadt an die große Heerstraße. Hier sollte er abseits liegen, wenn das bunte Leben seine Wege zog. Was für Rom die Via Appia, das wurde für Virunum die große Handelsstraße, die westlich der Stadt vorbeilief, nicht fern der heutigen Bundesstraße. Von der Lindgrube bis zum Herzogstuhl reichte die Gräberzeile, verschieden in ihrem Anblicke wie das Los der Menschen. Weitab in eine rückwärtige Reihe drückte sich der Grab-

hügel des Armen, Steinsärge mit Inschriften schoben sich nahe heran und geben heute noch Nachricht von der Liebe, die über das Grab hinausreichte; im funkenden Glanze ihrer Marmorbekleidung und Mosaiken endlich gaben die gemauerten Grüfte Kunde von dem mächtigen Herrn, den der mächtigere Tod abberief.

Roms Herrscherklugheit ließ die Eigenart seiner Untertanen sich in der Selbstverwaltung ausleben. Wohl stand an der Spitze der Provinz der vom Kaiser geschickte Prokurator, aber schon bei dem ersten sehen wir, wie geschickt man ihn auszuwählen wußte, war doch Baebius Atticus selbst ein Sohn der Alpen. Vorsichtig schonte man das keltische Wesen, das sich deshalb so lang erhielt, aber keine Gegnerschaft gegen Rom mehr bedeutete; ja, man weihte sogar dem Genius der Noriker in der Reichshauptstadt selbst einen Altar. Seit Virunum colonia geworden war, regelten gewählte Mitbürger die Angelegenheiten der Stadt, aber auch des weiteren Gebietes, das sich über ganz Unterkärnten erstreckte, und selbst der oberste Beamte der großen norischen Provinz hatte anfangs seinen Amtssitz hier. Aus ihrer Mitte erwählte die Bürgerschaft in jährlicher Wahl zwei Bürgermeister, die zugleich Richter waren und der Verwaltung vorstanden. Zwei Ädilen regelten das Markt-, Bau- und Verkehrswesen, während ein Quästor der Stadtkasse vorstand. Wer diese unbesoldeten Ehrenämter unbeanständet durch sein Amtsjahr geführt hatte, trat in den Kreis der Dekurionen, der als Rat den Beamten zur Seite stand, auf Lebenszeit ein. Daneben gab es Hilfskräfte im Markt- und Bauamt, die Ädilizier, und eigene Beamte der Quästur. Diese Einrichtungen bewährten sich gut durch Jahrhunderte, bis um 300 n. Chr. eine Verordnung ihr Bild völlig änderte. Es wurden nämlich die Beamten mit ihrem eigenen Vermögen für das Einlaufen der drückenden Steuern haftbar gemacht und da sich daher niemand mehr wählen lassen wollte, zwang man reiche Leute, die Stellen zu übernehmen. Aus der Ehre wurde so eine Strafe.

Neben den Gemeindebeamten gab es auch staatliche. Da waren vor allem Steuerbeamte, wie der Prokurator der fünfprozentigen Erbschaftssteuer, von dem ein Stein in Tanzenberg erzählt. Die Gefälle aus den norischen Eisengruben wurden in Virunum verwaltet und hier hatte auch der Vorstand der kaiserlichen Fahrpost seinen Sitz; er ist durch einen Stein vom Zollfelde bekannt geworden, während in der Kirche von Maria-Saal ein Relief den Postwagen zeigt, ein Bild, das sich sonst nirgends erhalten hat.

Virunum war eine Handelsstadt und muß regen Verkehr gehabt haben, stieß doch hier die Straße, die vom großen Hafen Aquileja über Santicum

(das heutige Villach) ins Zollfeld führte, mit jener zusammen, die vom Etschtale über Agunt (Lienz) nach Petovio (Pettau) zog. Von Norden kamen über das Gebirge die Wege von Juvavum (Salzburg) oder Ovilaba (Wels) und auf ihnen ächzten die schweren Lastwagen von den Eisengruben her. Hier in Virunum feilschten die Händler um norische Waren, unter denen gewiß schon damals das Holz eine bedeutende Rolle spielte, daneben Vieh und festes Tuch. Die römischen Damen wußten den feinen Duft des Speiks zu schätzen, der, wie das meiste andere, auf den Großstadtmarkt nach Aquileja ging. Dafür stellten sich die reichen Kaufherren der Seestadt mit ihren großen Geldmitteln hinter die Geschäfte Virunums, wo heimische Geldwechsler den Umsatz vermittelten. Daneben blühte das Gewerbe, wobei jeder einzelne Zweig zunftartig zusammengeschlossen war, mit seinem Patron an der Spitze.

In Virunum, das eine offene Stadt blieb, lag keine Legion. Dafür aber finden wir schon früh die Noriker und auch Söhne der Stadt in verschiedenen Truppenkörpern des Weltreiches. Brachte doch der Dienst des Soldaten das römische Bürgerrecht mit allen Vorteilen, die den Kelten sonst noch versagt waren, bevor Caracalla (212) es aus Rücksicht auf den Steuereingang allen Provinzialen bescherte. Römische Vorsicht gebot, die jungen Leute, die sich der kriegerischen Laufbahn widmeten, vorerst in verschiedene Heeresteile einzugliedern, bis man nach zweihundert Jahren der Herrschaft ihrer so sicher war, um aus ihnen eine eigene Legion zu bilden. Jetzt mußte Virunum der Hauptwerbeplatz der norischen Abteilungen werden und wenn nun auch die jungen Krieger auszogen und oft weit von der Heimat ihren Dienstort fanden, die ausgedienten kehrten zurück und übernahmen wohl auch Zivilstaatsämter.

Als Stütze des religiösen Lebens fehlte der Stadt nicht die Priesterschaft. Am Forum hatte sie ihren Amtsraum. Den römischen Hauptgöttern zollte man auch hier die schuldige Verehrung, aber auch der Keltengötter hatte man nicht vergessen, wenn sie sich nun auch römische oder sonst fremde Namen gefallen lassen mußten. Doch der Glaube an die Staatsgötter verblich in späterer Zeit und so wandten sich die ringenden Seelen fremden Kulten zu, wie dem Persergotte Mithras und seiner mystischen Verehrung, bis die neue Heilslehre aus dem Osten auch hier Boden faßte. Aus Virunum stammt das älteste christliche Denkmal Kärntens, der Grabstein der Herdonia, den guten Hirten mit dem Lamm auf dem Rücken darstellend.

Virunums Blüte war in der christlichen Zeit schon dahin. Bald konnte die zunehmende Schwäche des römischen Weltreiches die Donaugrenze nicht

mehr sichern und nun ergossen sich auch nach Kärnten Schwärme der Wandervölker. Plünderung und Brandschatzung vernichteten den Wohlstand. Wer nur konnte, verließ das unsichere Land und suchte ferne eine Zuflucht. Einem solchen Schwarme, vielleicht waren es die Hunnen auf ihrem Zuge nach Italien, fiel Virunum, von den Horden in Brand gesteckt, zum Opfer. Die Lebensbeschreibung des heiligen Severin erzählt nichts mehr von dieser Stadt, ihr ist der Mittelpunkt Norikums Teurnia. Als dann Theoderichs starkes Zepter auch Kärnten befriedete, mag die Brandstätte neu belebt worden sein. Aber welch ein Unterschied gegen früher! In jenem Garten, in dem einst am plätschernden Wasserbecken die marmornen Götterstandbilder glänzten, erhob sich ein kunstloser Herdraum, die dünnen Wände mit schlechtem Mörtel beworfen. Immerhin könnte ein armes Landstädtchen wieder erstanden sein, wo einst die Hauptstadt Norikums blühte. Dann hätte Virunum, wie Teurnia, sein Ende erst in den Slawenstürmen gefunden.

Was Kärntner Ruinen erzählen

Von Hermann Braumüller

Wo steile Abhänge den sanften Schwung der Höhen des Glantales unterbrechen, ragt aus dem Blaugrün der Fichten da und dort altersgrau ein zerbröckelndes Gemäuer. Die Ruinen der Burgen sind es, die dichter als sonst im Lande hier in seiner Mitte liegen, einst der Sitz des lebensfrohen Treibens ritterlichen Adels. Verklungen ist der Minnesang, versunken die Pracht der Turniere, nur die Geschichte erzählt noch vom Schicksal dieser Herrensitze.

Wenig stattlich erheben sich nördlich von St. Veit, der alten Herzogstadt, die Ruinen der Freiburg, und doch war dieses Schloß der Wohnsitz des Landesfürsten. Noch Philipp, der letzte Spanheimer, der die Fahne Kärntens wohl beansprucht, aber nicht mehr getragen, zählte sie in seinem Testament zu den Hauptburgen des herzoglichen Besitzes. Drohend sah sie herab auf das weite Tal, drohend nach den festen Schlössern der Umgebung, schützend nach St. Veit. Obwohl die Stadt eine herzogliche Burg besaß, legte doch das Fürstenhaus so großen Wert auf den Besitz der Feste, daß die Meinhardiner sie durch Tausch zurückgewannen, als sie während des Zwischenreiches ein Ministerialengeschlecht gewonnen hatte. Der Wunsch mag durch die Heunburger-Fehde zum Verlangen geworden sein.

Der reiche Graf Ulrich von Heunburg hatte voll Ehrgeiz die Unzufrieden-

heit des steirischen Adels mit Albrecht von Habsburg auszunützen gesucht, um seinem Sohne die Markgrafenwürde an der San zu erwerben. Aber vor Bruck war das kecke Unternehmen zusammengebrochen. Nun wollte er sich durch einen neuen kühnen Streich eine günstige Stellung für die Ausgleichsverhandlungen sichern und besprach sich mit dem Vizedom von Friesach, Rudolf von Fohnsdorf, den Prinzen Ludwig, Herzog Meinhards Sohn, gefangenzunehmen. Die Überrumpelung St. Veits gelang und der fürstliche Herr fiel in die Gefangenschaft der Friesacher. Rasch wollte man sich auch der Freiburg bemächtigen, aber diese trotzte erfolgreich den Belagerern. Den Verrat zu strafen, schickte der Herzog seinen ältesten Sohn Otto nach Kärnten. Vorsichtig blieb er St. Veit fern und nahm in der Freiburg Wohnung. Dort hielt er ein strenges Strafgericht über alle Mitwisser der Verschwörung, die ihm in die Hände fielen. Als im Oktober rot und bleich die Blätter von den Bäumen fielen, zog sich ein breiter Blutstreifen den Burgweg hinab bis zum Marktplatz von St. Veit. An Pferde gebunden hatte man die Unglücklichen zu Tode geschleift, allzu zähem Leben brachte der Scharfrichter Erlösung von den Qualen durch sein Richtschwert.

Unter den Hingerichteten war auch ein Karlsberger. Vom schlanken Turme der väterlichen Burg konnte man hinübersehen nach der Richtstätte, wo ein Sohn jenes hochangesehenen Geschlechtes unrühmlich sein Leben aushauchte. Aber die Karlsberger Ritter hatten frohere Tage gesehen. Unter dem großen Spanheimer Bernhard gehörten sie zu jenen bevorzugten Familien, welche der prachtfrohe Herzog mit Hofämtern ausstattete. Als Marschälle mußten sie zum Mittelpunkte der Hofhaltung werden, wenn der Fürst in St. Veit oder Freiberg wohnte. Auch ohne Parkett war der höfische Boden schon damals nicht weniger glatt als später. Der Minnedienst trieb seine üppigen Blüten und ihnen entstieg auch bisweilen der betäubende Duft jener Giftblumen, die ihre Kelche nur zur Nachtzeit öffnen. Ränkespiele waren nichts Unbekanntes und einem solchen ist auch der arme, große Walter von der Vogelweide zum Opfer gefallen. Sein liederreicher Mund erweckte wohl allzu deutlich das Wohlgefallen der Frauenaugen und erzeugte ihm ebenso viele Feinde unter den Männern. Walter bekam so das ihm zugedachte Ehrenkleid nicht, an dem wohl zarte Finger gestickt hatten, und seine dichterische Anfrage an den Herzog benützte man zur Verleumdung des gottbegnadeten Sängers. Unbedankt wandte er dem ungastlich gewordenen Hofe den Rücken und zog weiter ins deutsche Land.

Wenig nördlich von Freiberg umstehen hohe Stämme die dunklen Fluten eines kleinen Waldsees. Aber wo sich das Rinnsal seines Abflusses den Weg

bahnt, lacht im hellen Sonnenscheine das leuchtende Grün einer lieblichen Au, die ein kahler Hügel abschließt. Dort liegen die Trümmer von Niederkraig und nur das bescheidene Burgkirchlein, dem Dienste des Ewigen geweiht, hielt sich im Wandel der Zeiten. Längst verstorben sind die reichen Erbauer der Burg und schon im 16. Jahrhundert zerbrach man am Sarge des letzten Freiherrn sein Wappen. Aber einst war das Geschlecht groß und mächtig und spielte am Herzoghofe mit der Würde des Truchsessen eine führende Rolle. Nicht hier auf dem niederen Hügel, nein, hoch oben an der steilen Bergwand hatte es sein erstes Nest gebaut und in kühnem Bogen leitete man später das Wasser des Felsenquells von dort oben hinab zu dem neuen, bequemeren Wohnplatze.

Gewaltige Kriegsherren waren die Kraiger. Einer von ihnen, Leopold, erfocht sich in den wilden Hussitenkriegen großen Ruhm. Wenn sonst die deutschen Heere schon vor dem Lärm der heranrollenden Wagen der fanatischen Tschechen Reißaus nahmen, so drang er bei Zwettl siegreich in ihre Wagenburg und rücksichtslos ließ er in eroberten Orten die feindliche Besatzung über die Klinge springen.

Kaum zwei Wegstunden von St. Veit sieht das Dörfchen Sörg vom Bergrücken ins Tal hinab. Hoch zieht die Sonne auf den ihr zugeneigten Hängen die Felder hinauf und auf Obstbäumen reift ihr warmer Strahl die süße Frucht. Dort, wo den sanften Schwung der Höhen der Steilabsturz der Talwände ablöst, ragen aus blumiger Wiese die Steinmauern von Liebenfels. Weit ausgedehnt sind sie und fest muß der Herrensitz einst gewesen sein. Den ganzen Jammer der tatenlosen Regierung Kaiser Friedrichs III. erzählt uns das alte Mauerwerk. Damals zogen die blutgierigen Horden der Türken dort vorüber. Der starken Burg freilich konnten diese wilden Reiter nichts anhaben, aber der qualvolle Anblick der gefangenen Bauern blieb ihr nicht erspart, die mit Weibern und Kindern vorbeigetrieben wurden, um wie ihr Vieh verkauft zu werden, wenn nicht ein Rohling an ihrem martervollen Tode größeres Ergötzen fand. Kaum war diese Heimsuchung vorüber, kam eine andere. Unbezahlte kaiserliche Söldner bemächtigten sich des Schlosses, machten es zur Räuberhöhle, wohin sie ihre Beute schleppten, die sie weit herum sich errafft. Endlich gelang es den Kärntner Ständen, die Truppen ihres kaiserlichen Herrn zu zwingen, Liebenfels zu räumen und den Raub herauszugeben. Wenige Jahre später sah die Burg den Reichsfeind in ihren Mauern. Der reiche Bürger Gleismüller von St. Veit hatte die Feste als Pfand bekommen. Der gewinnsüchtige Pfeffersack hielt aber in ihr keine Besatzung und so konnten die Scharen König Matthias Corvinus', der in

erfolgreichem Kriege gegen Kaiser Friedrich kämpfte, sie ohne Widerstand gewinnen. Wieder wurde sie zum Mittelpunkte der Raubzüge im Kärntnerland und blieb es bis zum Tode des großen Ungarnkönigs.

Reiche Fruchtböden breiten sich von St. Veit nach dem Norden aus. Aber immer enger drängen sich die Berge heran, bis die Grebenzen als Schlußblock vor dem schmal gewordenen Tale liegt. Hier wird an der Landesgrenze ein Traumbild aus dem Mittelalter lebendig: die Stadt Friesach. Noch schnüren die Mauern das Städtchen ein, im klaren Quellwasser des Grabens huschen Forellen und darüber hinweg wuchtet auf der Höhe der Bergfried empor, umgeben vom zerfallenden Gemäuer der Burg. Weit dehnte sich schon im frühen Mittelalter der Besitz des Erzbistums Salzburg hier aus. Um ihn zu schützen, entschloß sich Erzbischof Gebhard, am Petersberg eine Feste zu bauen, denn die Zeit war gefahrvoll, die Schrecken des Investiturstreites zerrissen das deutsche Land. Bald war Friesach der Kampfplatz zwischen Anhängern des Kaisers und des Papstes. Gebhards Nachfolger Thiemo geriet da in schwere Bedrängnis. Aus Salzburg fliehend, suchte er Schutz in seinem festen Kärntner Schlosse, fiel aber, bevor er es erreichte, seinen Feinden in die Hände, die gerade Friesach belagerten. Da banden sie ihn vor eine ihrer Belagerungsmaschinen und stellten die Eingeschlossenen vor die bange Wahl, das Kampfmittel ungefährdet an die Mauern kommen zu lassen oder auf ihren eigenen Herrn zu schießen. Als Wunder priesen es die Päpstlichen, daß der Kirchenfürst aus dieser Gefahr gerettet wurde.

Die Kriegsfackel entzündete sich immer wieder in Deutschland und Italien und selbst nach dem Wormser Ausgleiche kam Kärnten nicht zum ersehnten Frieden. Der Spanheimer Herzog Engelbert stürmte 1123 gegen den Petersberg ohne Erfolg an und so suchte er ihm durch Hunger beizukommen. Auf dem nahen Virgilien- und Geiersberge baute er seine Schanzen, bis Markgraf Leopold III. von Österreich der Burg zu Hilfe kam und so den Spanheimer zwang, von Friesach abzulassen. Belehrt durch diese Notzeit, zog Erzbischof Konrad den Virgilienberg in die Stadtbefestigung ein und ließ am Geiersberg ein starkes Vorwerk errichten.

Weitab von Friesach gegen Abend, wo sich die tiefen Schluchten der Tauerntäler zum Lurnfeld weiten, liegt gegenüber dem aufblühenden Spittal die Ortenburg in ihren Trümmern. So machtvoll war das Geschlecht, das einst von dieser Hochburg herab das Land beherrschte, daß Sagenranken im Volke seine Erinnerung festhalten. Lang erkannte es keinen Herrn über sich als den deutschen König und reich mehrte es seinen Besitz, der endlich über Oberkärnten hinaus durch das Erbe der Sternberger sich bis an den Wör-

thersee dehnte. Unglücklich aber war die Ehe des letzten Grafen. Früh starb sein einziger Sohn und seine böse Frau trachtete ihm nach dem Leben. Von Mund zu Mund ging die Sage, sie habe mit ihm bei festlichem Mahle heimtückisch einen Apfel geteilt, den sie mit einem auf einer Seite vergifteten Messer zerschnitten.

Erzählte man hier schon von der Bosheit einer Frau, so war das Kärntnervolk dem spanischen Geschlechte der Salamanca, welches Ferdinand I. zum Herrn der reichen Grafschaft machte, noch weniger gewogen. Wie die alten Ortenburger die Gründer des Spitals, um das später der Markt Spittal entstand, so sind die neuen die Erbauer des herrlichen Renaissanceschlosses in Spittal, das auf deutscher Erde wenig Gleichwertiges dieser Stilart hat. Im Volk aber erhielt sich nur die Erinnerung an den Geiz jener Katharina von Salamanca, die nach dem Tode ihres einzigen Sohnes ihre Schätze einmauerte und alle Mitwisser tötete. Deshalb findet sie nicht einmal im Grabe Ruhe und erscheint als Gespenst in der alten Burg.

Rauschend eilt die Drau an diesem unheimlichen Orte vorüber, sehnend sucht sie weiteres, ebenes Land. Hat sie es im Jauntal erreicht, dann freut sie sich der Saaten an ihren Ufern und nur widerwillig verläßt sie wild aufschäumend das Kärntner Gebiet. Dort im Osten liegt Bleiburg. Älter als die Bleiburg ist jene Ruine bei der Ortschaft Moos, die Minneburg, die Feste der Liebe. Die Bleiburg aber war aus dem reichen Erbe der Heunburger durch Pfandschaft in den Besitz der Auffensteiner geraten. Arm war der Tiroler Ritter Konrad mit Herzog Meinhard ins Land gekommen, aber er hatte sich durch den Sieg am Wallersberge die höchste Gunst seines Herrn erworben, der ihm seine Treue mit der Kärntner Marschallswürde lohnte. Jahrzehntelang führte Konrad die Landeshauptmannschaft und war so der eigentliche Herrscher. Mit rechten Dingen konnte ein so rascher Aufstieg nicht erreicht werden, meinte das Volk, und so erzählte man von einem wundertätigen Ring, den der Sieger am Wallersberge vom gefallenen Ritter von Schärfenberg bekommen haben soll. Solange der Träger des Kleinods die Treue hielt, sollte sein Gut wachsen, und so wurden die Auffensteiner ungeheuer reich. Aber die Letzten des Geschlechtes zerfielen mit ihrem habsburgischen Landesherrn. Rudolf der Stifter enthob zwei Brüder dieses Hauses ihrer Hauptmannschaften in Kärnten und Krain und als durch das Aussterben des einen Zweiges dieses Geschlechtes die Würde des Landmarschalls verlorenging, benützten die letzten Auffensteiner von Bleiburg die Zeit, als Herzog Albrecht III. Truppen zum Römerzuge Kaiser Karls IV. entsendet hatte, um einen Aufstand zu wagen. Sie brachen die Treue, die

sie einst beschworen, und ihr Glück war dahin. Burg auf Burg nahmen ihnen die Truppen des Landesfürsten; in der letzten, der Bleiburg, wehrten sich die Aufständischen zwei lange Monate tapfer. Endlich mußten sie sich doch der Gnade des Herzogs überantworten und der ließ sie in Strechau bei Rottenmann in Steiermark in jenem Turm gefangenhalten, den einst ihr Großvater in den Tagen des Glückes gebaut hatte. Dort starb der eine Bruder, der andere erlebte noch den Tag der Freiheit, nach achtundzwanzig harten Jahren.

Den Auffensteinern hatte auch einst die Seeburg gehört. Früher, in der Spanheimerzeit, war sie den Landesfürsten selbst ein lieber Wohnsitz gewesen. Hier mag auch Jutta, Herzog Bernhards Gemahlin, von den tiefen Fensternischen zu den spielenden Fluten des Wörthersees hinabgeträumt und froh die hohe Steilmauer der Karawanken sich türmen gesehen haben. Denn hinter den Bergen, wo die Sonne heißer brennt, die blauen Wogen der Adria die istrische Halbinsel umspülen, da lebte eine, der sich einst Bernhards Herz zugewandt hatte. Aber ein anderer hatte die Schöne heimgeführt, der Markgraf jenes vom Meer umbrausten Landes. Fast hätte der gekränkte Herzog um seiner verschmähten Liebe willen eine Fehde begonnen, aber kluger Fürsten Rat sänftigte die Leidenschaft. Aus der Fehde wurde das große Turnier von Friesach, das Ulrich von Liechtenstein, der Minnesänger, schildert.

Den weiten Fernblick, den man über Pörtschach hinweg in lachendes Land von den Trümmern der Seeburg tun kann, schließen rasch waldige Hügel, wenn man der Straße nach Norden folgt. Bald aber legen sich kleine Seen zwischen die Wälder und mitten in ihnen thront auf einer Insel die Moosburg, die Pfalz des Karolingerkönigs Karlmann. Dorthin zog sich auch sein Sohn Arnulf zurück, als man ihm des Vaters Erbe nahm. Ein Kind der Liebe war jener Fürstensproß, einer Liebe, die keine Priesterhand gesegnet. Aber gerade er ist vom erlöschenden Stern der Karolinger das letzte, strahlende Aufleuchten. Aus den Sümpfen der Moosburg und der Karnburg zog er aus zum Sieg über die gefürchteten Normannen. Im rauhen Norden deutschen Landes pflückte er sich den Lorbeer, aus dem italienischen Süden holte er sich die funkelnde Kaiserkrone.

Seine Karnburg ist verschwunden. Ein freundliches Kirchlein, umgeben von wenigen Bauernhäusern, grüßt heute herab ins Tal von der Stelle, wo einst die Pfalz stand. Es ist jenes weite Tal, durch das die stille Glan sich schlängelt. In ihm schafft die Natur immer neues Leben. Es ist ein Leben, das langsam und still allem, was einst Menschenhand baute, den Tod bringt.

Von frommer Männer Werken

Von Michelangelo (Baron) Zois

Die Klösteraufhebung unter Kaiser Josef konnte wohl die Mönche vertreiben, konnte einen Großteil des durch Jahrhunderte angesammelten Habes und Gutes in alle Winde zerstreuen, konnte manchen Kreuzgang umlegen, seine Quadern und Grabsteine zum Bau eines Stalles verwenden lassen.

Aber die Räume sind geblieben, die hallenden Gänge, die Kirchen und vor allem all jene unwägbaren Dinge, die nun, so wie die Gebete der Väter in den Wölbungen der verwaisten Schiffe hängen, uns jene Stimmung schenken, in der wir erkennen, daß hier, zum Teil ohne Grund, Werte vernichtet wurden, die uns nun heute fehlen, deren Fehlen wir bedauern müssen. Denn wenn auch manche der Stifte ihre Aufgabe nicht erfüllt hatten, absterbenden Wesen glichen, die der nächste Wind mit sich genommen hätte, so waren andere noch kräftig, könnten heute noch segensreich wirken, wenn — — Und dieses Wenn verfolgt uns, wenn wir durch den Kreuzgang von Millstatt schreiten, uns die Steine betrachten, die von einer ganz frühen Besiedelung sprechen, wenn wir sehen, was Unverstand aus den herrlichen Stukkos des Refektoriums in Ossiach gemacht hat, die Ruinen des Klosters in Arnoldstein betrachten, die Kunstschätze bewundern, die im Stift Griffen vergessen ruhen, wenn wir vor den Glasmalereien der Kirchen in Viktring und Friesach stehen, die märchenhafte Krypta des Domes in Gurk auf uns wirken lassen. Immer und immer wieder fragt man sich: „Warum?", findet unter dem Einflusse der geistigen Kraft, die aus den Dingen strömt, die Antwort auf die Frage — nicht!

Und immer und immer wieder staunt man über die Fülle von Kunstschätzen, welche diese Stätten bergen, über die Kraft, mit der hier die Vergangenheit zu uns spricht, über die Zähigkeit, mit der sich doch etwas vom Geist erhalten hat, der einst die Bauten schuf, sie mit Seele erfüllte, über die Überlieferung, die noch heute nachwirkt.

Überlieferung ist auch die erste Quelle, aus der wir schöpfen können, die uns das Bild, das die Geschichte gibt, runden hilft.

Denn seltsam sind in Kärnten die Geschicke der Lehre Christi gewesen, seltsamer als anderswo.

Kärnten ist zweimal christlich geworden! Eine Tatsache, die wenig bekannt ist und es erklärt, daß hier die geistlichen Stiftungen bei aller Ehrwürdigkeit nicht jenes Alter haben wie in anderen Ländern.

Schon zur Zeit der Herrschaft Roms hat das Christentum, von Süden, von Aquileja her kommend, seinen Einzug in das Alpenland genommen, muß frühzeitig festen Fuß gefaßt haben, wie die Darstellung des guten Hirten auf einem römischen Grabstein es zeigt. Es hat die ganze Bevölkerung erfaßt, so daß wir heute von wenigstens zwei Bischofssitzen mit Sicherheit wissen, in Teurnia, dem heutigen St. Peter im Holz bei Spittal an der Drau, und in Juenna, wahrscheinlich Globasnitz. An diesen Orten hat der Spaten bestätigt, was die Urkunden erzählten. In St. Peter hat man eine Friedhofkirche freigelegt, in St. Hemma aber, das ober Globasnitz thront, ein Baptisterium. Dann kam der Slawensturm und von all dem blieb nichts als rauchende Schutthaufen. Und so mußte ein zweitesmal an die Christianisierung geschritten werden, die diesmal von Salzburg ausging, ihren Stützpunkt in Maria-Saal hatte, wo der Weihbischof Modestus seinen Sitz aufschlug.

In diese dunklen Zeiten führt uns die Gründungssage von Millstatt, die trotz ihrer Umkleidung mit allerlei später ersonnenem Beiwerk und trotz der Wahrscheinlichkeit, daß der angebliche Gründer, der selige Herzog Domitian, eine erfundene Gestalt sein dürfte, doch einen Kern enthält, an dem man nicht achtlos vorüberschreiten kann. Denn an dem Stifte finden sich da und dort Spuren, die darauf hindeuten, daß an derselben Stelle einst ein weit älterer Bau sich erhoben haben muß, der in die Zeit, in der die Gründungssage spielt, zurückreichen kann, an dessen Ausschmückung noch langobardische Meister beteiligt waren, von deren Arbeit ein Kreuz und etliche Säulen erhalten sind. Hier also haben fromme Brüder, nach der Überlieferung Benediktiner, in jenen Zeiten, zu denen das Slawenvolk noch heidnisch war, gewirkt, haben mit dem Christentum die höhere germanische Bildung verbreitet, haben die Wälder gerodet, Felder angelegt, haben für die Erschließung des Landes zu höherer Kultur gewirkt.

Dann hören wir lange, lange nichts.

Nicht als ob das Christentum keine Fortschritte gemacht, die Kraft der Missionäre sich ausgegeben gehabt hätte — nein! Aber es scheint, daß die verfügbaren Mittel in dem armen Alpenlande durch andere Aufgaben völlig in Anspruch genommen wurden. Man baute Kirchen und Burgen und die spärlichen Reste, die auf uns gekommen sind, lassen erkennen, daß die Bautätigkeit sogar eine ziemlich rege gewesen sein muß. Da und dort findet man Steine, die, mit Flechtwerkmuster überzogen, uns sagen, daß sie einem weit älteren Bau angehören, der vielleicht verbrannt, durch Erdbeben, Menschenhand vernichtet wurde, um in neuer Gestalt seine Auferstehung zu feiern.

Und man kann annehmen, daß schon zur Zeit, als Kärnten dem Deutschen Reich einen Kaiser in der Gestalt Arnulfs, des letzten Karolingers, gab, das Christentum gesiegt hatte, eine große Zahl von Kirchen bestand, von denen ein Großteil nur aus Holz gewesen sein wird. Ja, es ist nicht ausgeschlossen, daß auch etliche kleine Klöster aus diesem vergänglichen Baustoff errichtet worden waren, die dann verfielen, bei der Dürftigkeit der schriftlichen Quellen uns daher unbekannt geblieben sind.

Tatsache ist, daß wir festen Boden erst um das Jahr 1000 finden, denn von da an fließen die geschichtlichen Quellen reicher.

Das Jahr 1000, vor dem sich die christliche Menschheit gefürchtet haben muß, als sie davon überzeugt war, daß nun das Jüngste Gericht kommen werde. Man tat den weltlichen Tand von sich, baute Kirchen, schenkte ihnen sein Hab und Gut, stiftete Klöster, in die man sich selbst zurückzog, um dort unter Beten, Fasten und Almosengeben den Tag des Gerichtes zu erwarten. Dieser Weltuntergangsstimmung verdankt Kärnten das Kloster St. Georgen am Längsee, das um das Jahr 1000 errichtet wurde, somit das urkundlich älteste Kloster des Landes ist. Die Kirche ist gotisch, und von einem Gebäude, das um 1250 entstanden sein muß, erzählt bloß eine Säule, die nun an der Gartenfront verwendet ist. Das Klostergebäude selbst dient heute als Gasthaus.

Etwas jünger ist das Stift Ossiach, das von der zweiten kirchlichen Macht, die im Lande herrschte, Aquileja, gegründet worden ist. Hier sei bemerkt, daß durch einen Schiedsspruch Kaiser Karls des Großen Kärnten durch die Drau eine kirchliche Grenze erhalten hatte, indem das Gebiet nördlich derselben der Jurisdiktion des Erzbischofs von Salzburg, jenes südlich dieses Flusses der des Patriarchen von Aquileja unterstand. Und auf salzburgischem Boden gründete, jedenfalls im Einvernehmen mit dem Bischof von Salzburg, Patriarch Popo vor 1028 das Stift Ossiach, das an dem See gleichen Namens, nur mehr ein Schatten des Glanzes, der es einst umgab, voll Poesie stiller Verlassenheit gleich einem Dornröschen dahinschläft. Der Unverstand der Menschen hat es seines Kreuzganges beraubt, in dem die Mitglieder der stolzesten Geschlechter des Landes der fröhlichen Urständ entgegenharrten, hat die herrlichen Stukkos des Speisesaales so lange mit Tünche überkleckst, bis all die Feinheiten der Modellierung verlorengingen und man die Pracht nur mehr ahnen kann, hat rußende Lampen unter Deckengemälde gehängt, bis sie nur mehr ein schwarzer Fleck waren. Aber dafür ranken sich Sage und Kunst um das Gemäuer, in dem König Boleslaus von Polen sein Leben als Büßer geendet haben soll, in dem die Kunstfertigkeit der Mönche die Wölbung der romanischen Kirche mit leuchtenden, farbigen

Stukkos überzog, die uns ahnen lassen, was uns im Refektorium verlorengegangen ist. Fresken von Fromiller schmücken Treppenhaus und einen großen Saal und eine kleine gotische Kapelle birgt einen Flügelaltar, dessen Gestalten sich seltsam unirdisch vor uns aufbauen.

Kaum zwei Jahrzehnte später ist das Kloster in Gurk durch die selige Hemma ins Leben gerufen worden. Und wenn auch von dieser Zeit so gut wie nichts erhalten blieb, das Kloster bald eingegangen ist, so muß der Stifterin doch hier Erwähnung getan werden. Nicht weil in der Unterkirche ein Stein gezeigt wird, auf dem sitzend die selige Hemma den Arbeitern den Lohn ausgezahlt haben soll, sondern weil sich an den bescheidenen Anfang eines Nonnenklosters auch andere Stiftungen anschlossen, aus denen Bistum und Stift Gurk erwuchsen.

Ein enges Tal öffnet sich uns, durch das die Gurk in unzähligen Windungen fließt. Waldesrauschen steigt von den Hängen herab, umfaßt Schlösser, Kirchen, kleine Ortschaften, bis, wenn man Lieding hinter sich hat, wo einstens ein stolzer Dom hätte entstehen sollen, sich die Türme von Gurk zeigen.

Es ist in doppelter Hinsicht eine sonderbare Sache um Gurk. Denn der Dom ist von außen fast schmucklos, wirkt bloß durch die Wucht, die Farbe des Steines, durch den sparsamen Zierat, das Maß der Bauteile zueinander. Innen aber birgt er erlesene Kunstschätze, so viele, daß man nicht recht weiß, wo man mit dem Bestaunen anfangen soll. Farbige Fenster glühen in der Vorhalle, die mit gotischen Fresken geziert ist, romanische Schnitzereien bedecken die oberen Teile der mächtigen Tür. Ölgemälde von Fromiller hängen an den Wänden neben den wundervollen spätgotischen Schnitzwerken, die die Legende der seligen Stifterin zum Vorwurfe haben. In der Mitte des Schiffes steht der Kreuzaltar, den Raphael Donner geschaffen; hinter ihm erhebt sich der mächtige Bau des Hochaltares, hinter dem, in der Apsis, noch Fresken von Blumental den Halbrund schmücken. Und wenn man das hölzerne Antependium des Hochaltares zurückschlägt, so erblickt man herrliche Kosmatenarbeit. Dann steigt man in die Krypta, wo hundert, wohlgezählte hundert schlanke Säulen die Last des Chores tragen, wo im Halbdunkel uralte Tischaltäre stehen, wo die selige Hemma ruht, die den Bau nicht geschaffen und ihn, dies ist die zweite Merkwürdigkeit, doch völlig beherrscht. Groß muß die Glaubenskraft dieser Frau gewesen sein, so groß, daß sie die Namen der Bischöfe, die das Gotteshaus bauten, verdunkelte, kein Mensch, außer den Gelehrten, mehr von ihnen weiß, während die Selige im Gedächtnis der Menschen weiterlebt.

Dann haben wir noch die Westempore, zu der man, an einem Renaissance-Flügelaltar vorbei, durch eine Stiege in der Mauer gelangt. Dort glänzen die Wände noch im alten Schmucke der Farben, dort können wir uns vorstellen, wie eine romanische Kirche ausgesehen hat, ehe noch der Pinsel mit Kalkmilch über die Fresken kam. Und dann finden wir in der Sakristei nicht bloß Kleinode, die einst Eigentum Hemmas gewesen sein sollen, sondern auch prächtige geschnitzte Schränke, ein Zinnlavabo und, wenn wir Glück haben, in der Osterwoche eintreffen, das große Fastentuch mit seinen hundert Bildern, das Meister Konrad von Friesach um die Mitte des 15. Jahrhunderts gemalt hat.

Das ist ein rascher Überblick über die Schätze, die sich finden; wieviel mag erst im Laufe der Zeit zugrunde gegangen und verschleppt worden sein!

Während Gurk still, einsam, in Waldesrauschen eingebettet liegt, von einer einzigen starken Persönlichkeit erfüllt, ist dies bei Millstatt, zu dem wir nun zurückkehren, anders.

Die selige Hemma hat gelebt, der selige Domitianus oder Tuitianus aber nicht. Als Stifter des Klosters erscheinen urkundlich Graf Aribo und die Seinen. Er war wohl eher ein Wiederbeleber als ein Neuschöpfer. Jedenfalls tritt er nicht so stark hervor wie die Gräfin Hemma. Und auch der Bau hat andere Geschicke gehabt, als jener im Gurktale, der immer Sitz der Bischöfe war. Millstatt aber galt auch als Heerlager, denn hier hatte der St.-Georg-Orden seinen Sitz, dem als Hauptaufgabe die Bekämpfung der Türken zugefallen war.

Politische Erwägungen haben den Orden ins Leben gerufen, aber sie waren nicht so stark, ihm ein gedeihliches Arbeiten zu ermöglichen. Er ging ein und hinterließ eigentlich kein anderes Zeichen seines Bestandes, als die Anlage in Millstatt, die zu den merkwürdigsten der Art gehört, in der Zeiten und Welten gegeneinanderstoßen. Langobardische Reste stehen in inniger Verbindung mit romanischen Bauteilen, die noch immer nicht die Herkunft von der Holzarchitektur abstreiten können. Gotische Fresken spinnen sich über vermauerte romanische Portale eines im Grunde frühchristlichen Planes, seltsames Flechtwerk, Überbleibsel germanischer Schmuckformen, quillt aus Quadern. Spitzbogige Wölbung schwingt sich über die romanischen Mauern und seltsam groß, bewegt und doch starr stehen die Grabsteine der Großmeister da. Tiefe Sinnbildlichkeit spricht aus den Figuren, die an den Toren stehen, sonderbares Leben schwebt aus den Kapitälen und Säulen des Kreuzganges. Rätsel über Rätsel werden wach.

Und während man in Gurk eine einzelne Gestalt, eine Frau, sah,

werden hier Zeiten lebendig. Von Glauben erfüllte und doch von Gedanken gepeinigte Menschen werden wach, die dem, was sie fühlen, Ausdruck zu geben suchen, die Gedanken greifbar machen wollen, Sinnbild zu Sinnbild setzen, den Versuch wagen, das Unfaßbare auszudrücken. Und dann klirren Geharnischte über den Hof, wollen aus dem Glauben heraus eine Schutzwehr gegen die Gefahr des anstürmenden Morgenlandes bilden, möchten die lodernde Begeisterung der Kreuzzüge wieder erwecken. Dann schalten die Jesuiten dort, täfeln einzelne Räume, und heute ist der Ort eine Sommerfrische. Das Kloster dient Kanzleien und die verblaßten Fresken des Kreuzganges blicken nicht mehr auf fromme Benediktiner, nicht mehr auf reisige Herren, nicht auf die Jünger des Loyola, sondern auf die lichten Kleider von Sommergästen.

Und nun naht die Zeit, in der man erkennt, daß Klosterstiftungen nicht nur eine Sache des Seelenheiles, sondern auch eine wirtschaftliche Angelegenheit sind. Denn die Mönche bauen nicht bloß das Kloster, sondern auch Straßen, Gotteshäuser. Sie roden Wälder, legen Sümpfe trocken, stauen Bäche zu Teichen, in denen sie die Fischzucht betreiben. Sie lehren die Leute das Fertigen von Stoffen, den Anbau von Gemüsen. Sie pflanzen Obstbäume, Reben, unterhalten Schreibstuben, gründen Schulen. Aus Einöden schaffen sie lachende Fluren, sind Beispiel und Ansporn.

So bestiften die Spanheimer St. Paul im Lavanttale, das die Gebeine der ersten Habsburger birgt, die aus St. Blasien im Schwarzwalde dorthin übertragen wurden, und dessen Kunstschätze zum größten Teile auch von dort stammen. Denn das Stift selbst wurde unter Kaiser Josef aufgehoben und erst im 19. Jahrhundert wieder besiedelt. So künden nur der Bau und seine Einrichtung, auch die nur zum Teile, von der alten Pracht. Dafür ist aber das Stift noch heute von frohem Leben erfüllt, sind hier Patres am Werke, die das Neuland der jugendlichen Seelen pflegen und betreuen.

Kärnten war nicht immer einem einzigen Herrn untertan. Neben dem Herzog, der in St. Veit Hof hielt, hatten auch die Bischöfe von Salzburg und der Bischof von Bamberg großen Besitz im Lande. Und so finden wir als nächsten Klostergründer einen Bischof von Bamberg, der Arnoldstein 1107 mit einem Kloster versah, das heute als Ruine auf den Ort herabblickt. Viktring wieder haben 1142 die Spanheimer ins Leben gerufen, die dort Zisterzienser ansiedelten, die aus Frankreich, das auch den ersten Abt stellte, die gotische Baukunst in ihre neue Heimat brachten. Prächtig ist der große Hof, in dem unter einer steinernen Madonna ein Brunnen in eine moosumgrünte Schale springt. Aber der Kirche ist übel mitgespielt worden.

Unverstand hat sie, schändend, verkleinert. Aber hinter dem Hochaltar gleißen und glänzen noch immer alte, farbige Glasfenster von so hohem Reize, daß ihr Schein die ganze Kirche erfüllt.

Wieder wandern wir weiter und gelangen nach Eberndorf, wo 1149 ein Stift entstand. Auch hier ist das Gebäude wohl erhalten, dient aber anderen Zwecken. Schule, Gericht sind in ihm untergebracht, die Kirche ist Pfarrkirche geworden.

Klosterhof zu Viktring

Sie ist ein prächtiger spätgotischer Bau, dessen Strebepfeiler nach innen gezogen sind, bis in die kleinste Einzelheit ein Denkmal deutschen Geistes und deutscher Arbeit. In einem Seitenschiffe schläft ein Geharnischter unter einem wuchtigen Sarkophag aus Untersberger Marmor den letzten Schlaf, erhebt sich das Grabmal des Propstes Lochner von 1540. Und dem kundigen Auge zeigen sich auf Schritt und Tritt Reste der alten Herrlichkeit, da und dort Überbleibsel von Wandbildern, von alten Altären, Gemälden. Alles ist deutsch — nur eines mutet fremd an: daß der Turm frei steht, ohne Verbindung mit dem Gotteshause, was den Einfluß Italiens bezeugt.

Der nimmt auch nicht wunder. Liegt doch Eberndorf südlich der Drau, fiel also unter die geistliche Herrschaft des Patriarchats Aquileja.

Zwei Stunden nördlich liegt im Grünen Stift Griffen, das die Bamberger 1236 gegründet haben, abseits von der Straße, die von Völkermarkt nach Markt Griffen führt, einsam, verlassen, zwar bewohnt, aber doch dem langsamen Verfall preisgegeben. Noch steht der eine Wehrturm trotzig da, noch spinnen sich zarte Stukkos über die Decke des Sommerspeisesaales. Aber da und dort fällt der Mörtel ab, müssen schon Pfosten die Balken stützen, fehlen Scheiben in den Fenstern; Regen dringt in die eine Seitenkapelle, gefährdet die Wölbung und ihren Schmuck. Und merkwürdig, während man in Eberndorf ganz vergessen konnte, daß hier einmal geistliches Leben herrschte, ist dies in Griffen nicht der Fall. Denn noch hebt sich im Chorgestühle der prächtig geschnitzte Sitz des Abtes ab, noch erinnern verwitterte Steine an die Geschlechter, die einst waren, schwebt um die Ampel mit dem ewigen Licht etwas wie der Nachklang der Gebete, die einst die frommen Brüder sprachen. Einfach, wuchtig ist der Kreuzgang, läßt sich freilich mit dem von Millstatt nicht vergleichen. Aber wundervolle Schnitzereien aus der Zeit um 1520 schmücken ihn, darunter eine große Kreuzigungsgruppe mit vielen Gestalten. Und auch die Reste einer romanischen Anbetung der heiligen drei Könige haben sich erhalten, die uns erzählen, wie der Künstler mit dem Steine rang.

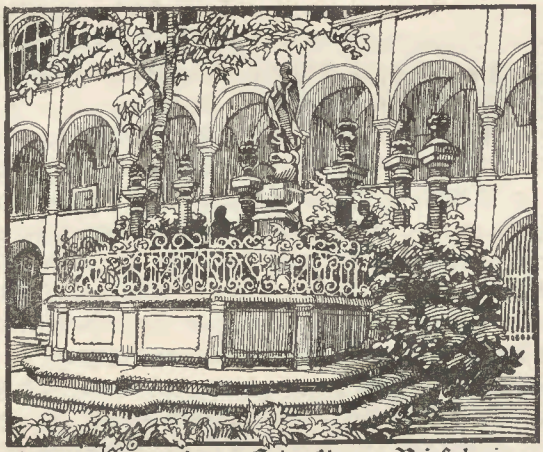
Klein nur ist das Stift. Aber es ist voll Stimmung, ein Juwel, das vergessen an den Hängen der Berge liegt.

Und nun zu guter Letzt noch Friesach, das wohl von geistlichen Herren erbaut, doch in seiner Gesamtheit weniger von ihrer Frömmigkeit, als von ihrer fürstlichen Macht erzählt. Es scheint wohl kein Zufall zu sein, daß die erste Ordensniederlassung, die dort erwähnt wird, jene des wehrhaften Deutschen Ordens ist, der die Kette gewaltiger Befestigungen, die die Bischöfe geschaffen hatten, durch sein Haus vermehrte, und daß die nächste jene der Dominikaner war, der auf geistigem Gebiete streitbaren Jünger, und daß auch deren Niederlassung in das große Festungswerk einbezogen wurde.

Friesach ist eine Stadt, noch heute von Mauer und Graben umgürtet, von den Ruinen der mächtigen Residenz der Bischöfe überragt. Die Kirchen und Kapellen zeugen für die Frömmigkeit der Erbauer und doch findet man nur wenig von jener Stimmung, die in Griffen herrscht. Aber sie ist doch da, nur muß man sie suchen und findet sie in den Glasgemälden, die einstens Schmuck der Kirche der Dominikaner waren, nun aber in der Pfarrkirche untergebracht sind. Sie stellen die klugen und die törichten Jungfrauen dar

und darin ist etwas von der Seele der Zeit, mit ganz einfachen Mitteln der Stolz des Besitzes, die Verzweiflung des Verlustes geistiger Güter festgehalten.

Und da ist dann die Kirche der Dominikaner, groß, schlicht, einfach, hallend. In Einzelheiten nicht immer glücklich wiederhergestellt, hat sie doch gewaltigen Stimmungswert, der noch durch eine Kleinigkeit gehoben wird. In einer Seitenkapelle steht der Grabstein eines Thanhauser. Wenn man den Namen gelesen hat, stutzt man. Thanhauser? Und mit einemmal weiß man, daß Thanhauser und Tannhäuser ein Wort sind, erinnert sich des



Brunnen im Kloster Viktring

Minnesängers, denkt an den Sängerkrieg auf der Wartburg, an den Hörselberg. Und da steht die uralte Zeit neben uns, läßt in raschem Flug aufleuchten, was einst war: den fahrenden Ritter, seine Kumpane, die ritterlichen Sänger, den strengen Papst, Weltlichkeit und Askese im Kampfe miteinander um die Seele des einzelnen. Man wird nachdenklich und steht dann um so ergriffener vor der Gestalt des Gekreuzigten, die im Mittelschiff in Pein zusammenbricht, vor deren innerem Gehalt man die Mängel der Ausführung übersieht. Ein großer Künstler, ein Vorläufer des Matthias Grünewald, hat das Werk geschaffen, dessen Herz erfüllt war von dem Opfertode Christi, dem Frömmigkeit die Hand führte, ihm die Gnade gab, ein Werk zu schaffen, mit dem er über sich selber hinauswuchs, sich und seiner Zeit ein Denkmal setzte, das noch heute ein Erlebnis für jenen bedeutet, der die Stätten alter

Kultur nicht mit kalter Neugierde, sondern mit suchenden Augen und offenem Herzen durchwandert, die Vergangenheit nicht bloß mit dem Verstande, sondern auch mit der Seele zu erfassen sich bestrebt.

Weltgericht und Totentanz

Von Paul Grueber

Örtlich gebunden waren die bildlichen Darstellungen des Weltgerichtes, die entweder auf den Außenseiten der Kirchen oder auf dem die Laienkirche vom Priesterchor trennenden Triumphbogen zur Versinnlichung gekommen sind. Weltgerichtsbilder im Chor selbst dürften zu den größten Seltenheiten gehören, denn die Schrecken dieses Gerichtes mußten doch nur den Gläubigen stets vor Augen gehalten werden und dazu hat wohl der Triumphbogen die geeignetste Stelle abgegeben. Von großem Kunstwert ist das vielbesprochene, eine Fläche von 20 Quadratmeter bedeckende, an der Außenseite der Millstätter Kirche angebrachte Gemälde des Jüngsten Gerichtes, welches aus dem 16. Jahrhundert stammt und sich besonders durch die Ruhe der Zusammenfügung auszeichnet. In der üblichen Weise sind unter dem Weltenrichter die Gruppen der Seligen und der Verdammten gruppiert. Unter denen, die in das Himmelreich einziehen, befindet sich unter anderen auch der Kaiser Maximilian, und aus den Gesichtern der Geistlichen, die sich im Zuge befinden, ist zu entnehmen, daß es sich auch hier um bestimmte Personen handelt. In den Höllenrachen werden in unparteiischer Weise auch ein Papst und ein Ritter vom Teufel hineingezerrt.

Die Außenseiten der Karner (Beinhäuser) waren besonders geeignete Orte zur Anbringung von Weltgerichtsbildern, weil diese Stätten eindringlich an das Ende des Daseins mahnen. An den Karnern in Gmünd und Berg bei Greifenburg haben sich solche Weltgerichtsbilder erhalten. Als ein Beispiel für eine auf einem Triumphbogen angebrachte Weltgerichtsdarstellung wäre die von Maria-Saal anzuführen, bei welcher Plastik und Malerei in Anwendung gekommen sind. In der im Triumphbogen unter dem Gewölbscheitel ausgesparten kreisrunden Öffnung thront in greifbarer Ausführung der Weltenrichter, auf dem Regenbogen sitzend, mit den Füßen die Erdkugel berührend. Von seinem Munde geht, wie um den Richterspruch zu verstofflichen, einerseits die Palme, anderseits das Schwert aus. Auf der Seite der Palme befinden sich, in den im weiteren durch Malerei wiedergegebenen Szenen, die Seligen und auf der Seite des Schwertes die Verdammten.

Einer kleinen Weltgerichtsdarstellung in der Kirche am Radsberg ob Gurnitz bei Klagenfurt möchte ich aus dem Grunde gedenken, weil der Maler dort dem Gegenstand eine humoristische Seite abzugewinnen wußte, indem er in der Gruppe der Verdammten eine Szene bringt, in der dem Teufel ein altes Weib entkommen ist und vor welchem er sichtlich Angst hat, es neuerlich zu holen.

Als eine Abart der Weltgerichtsbilder sind in gewissem Sinne die Totentänze aufzufassen. Der Tod sucht in allen Altersstufen seine Opfer. Ein Teil derselben wird in der Regel dem Höllenrachen überliefert. Es ist somit nur die betrübende Szene aus dem Weltgerichtsbilde herausgenommen und selbständig behandelt worden. Die Totentänze, welche vielleicht auch in dramatischen Aufzügen ihre Vorbilder hatten, haben bei dem unterdrückten Volke deshalb viel Anklang gefunden, weil der Tod als Gleichmacher alt und jung, arm und reich, hoch und niedrig nach seiner Pfeife tanzen lehrt. An dem als Oktogon gestalteten Karner in Metnitz bei Grades ist ein solcher Todeszug, der sich auf die ganzen Außenwände desselben erstreckt, in 28 Tänzerpaaren zur Darstellung gekommen, von welchen 22 noch ziemlich gut erhalten sind. Im Karner sind heute noch nach Hunderten zählende Schädel und dazugehörige Knochengerüste sauber aufgeschichtet. Dicht an die Kapellentür anstoßend ist im ersten Feld ein Prediger zu sehen, der zu den höchsten Personen, Papst, Kaiser und Kardinal, spricht. Auf der nächsten Oktogonseite ist der Höllenrachen dargestellt. Den Reigen beginnt der Papst, welcher sich dem Eintritt in den Rachen heftig widersetzt, so daß eine Todesgestalt ihn bei der Hand zerrt und eine zweite am Rücken nachschiebend mitwirkt. Nun folgen die Paare des Todes mit dem Kaiser, der Kaiserin, dem König, dem Ritter und dem Mönch. Bei der Beförderung des Mönches hat sich der Tod in eine Kutte gesteckt und bläst auf einem Horn. An der sich darauf anschließenden Wand sind die Bilder zur Unkenntlichkeit verwittert. Dann folgen ein Arzt, ein Reisiger, eine Edeldame, ein Kaufmann und eine Nonne. Nun kommen die besterhaltenen Bilder, in welchen sich der Tod des Bettlers, des Koches, des Bauers, des Kindes und der Mutter bemächtigt. Den Schluß bildet eine zweite Kanzelrede, wo der Redner zu den vor ihm auf dem Boden kauernden Zuhörern, wie es scheint, vom Tode spricht, der figürlich dasteht und so dem Ganzen den Anschein einer Sittenpredigt verleiht. Nach der auf dem Bildwerk angebrachten Jahreszahl, 1546, stammt diese Arbeit aus dem 16. Jahrhundert. Der unbekannte Meister hat es verstanden, sowohl der Todesfigur als auch seinen Opfern passende Stellungen und guten Ausdruck zu geben. Der Tod erscheint in Form eines

abgemagerten Leichnams mit geöffneter Bauchhöhle, wodurch das Seelenlose zum Ausdrucke gebracht wird. Seine Farbe ist verschieden, violett, grün oder braun. Der mehr an das Skelett erinnernde Schädel zeigt ein gewisses Mienenspiel und die ganze Stellung des Todes ist sehr wechselvoll. Beim Ritter scheint er das Marschzeitmaß einzuschlagen, während er dem Edelfräulein zierlich vortänzelt. Beim Kinde ist er in ein Tuch gehüllt und lockt dasselbe durch ein Stückchen Naschwerk. Einen mühsamen Gang nachahmend, holt er die Mutter von der Wiege und hat hiebei seinen Kopf mit flatternden Bändern geschmückt. Der Totentanz war mit einem erläuternden Wortlaute versehen, denn um den ganzen Bildstreifen zieht sich ein Spruchband herum, auf welchem sich die vier Zeilen noch deutlich, die Buchstaben aber nur in geringen Spuren erhalten haben. Beim Zwiegespräche des Todes mit dem Kinde deuten die Spruchspuren dahin, als wären hier die Worte des Heidelberger Totentanzes in Verwendung gekommen. Der Tod spricht: „Kreuch heran du must hie tanze lern, Weyne oder lache ich hör dich gern, hettestu den totten in dem munde es hilft dir nicht an diser stunde", und hierauf spricht das Kind: „Owe liebe muter meyn Eyn swarzer man zeut mich dohin, Wy wiltu mich nw vorlan Nw mus ich tanzen ond kan noch nicht gan."

Aus der Zeitschrift „Deutsches Südland", Sonderheft „Kärnten".

Fürstenstein und Herzogsstuhl

Von Dr. Georg Graber

Auf der kleinen Hochebene zwischen dem Südabhange des Ulrichsberges (urkundlich Mons Carantanus oder Carinthus mons genannt) und dem Orte Karnburg stand einst Kärntens „Fürstenstein", ein abgebrochenes römisches Säulenkapitäl, das im Boden eingelassen war und dem Volksrichter als Sitz in der Dingversammlung des Gaues diente. Daher galt er als Sinnbild der höchsten richterlichen Gewalt im Lande. Jeder neue Landesfürst mußte, solange die deutsche Herrschaft in Kärnten besteht, diesen Stein unter höchst altertümlichen, seltsamen Zeremonien in Besitz nehmen; anfangs waren es Grafen, später wirkliche Herzoge, die sich dem Brauche unterzogen. In ihm hat sich eine ganze Anzahl von Zeremonien zu einem vielverschlungenen Knoten verwoben. Aus diesem Gewirr, das uns noch dazu durch schriftliche Quellen von sehr verschiedenem Wert und Alter überliefert ist, die Hauptranken gelöst und bis zu ihren Wurzeln verfolgt zu haben, ist ausschließlich das Verdienst deutscher Forschung. Aber ihre Ergebnisse

wurden in den letzten Jahren von Österreichs nationalen Wirren immer häufiger in den Dienst des politisches Kampfes gegen die Deutschen in Kärnten gestellt, die Vorgänge am Fürstenstein als Zeugen der bei den Slowenen angeblich seit jeher bestandenen Demokratie aufgerufen, Fürstenstein und Herzogsstuhl zu nationalen Heiligtümern der Slowenen erklärt. Ja, man scheute sich nicht, an einem dieser stummen Zeugen des deutschen Lebens in Kärnten eine arge Geschichtsfälschung vorzunehmen. An dem Wege

Der Herzogstuhl am Zollfelde

zwischen Maria-Saal und Zollfeld, mitten in der so benannten Ebene, steht heute noch der alte Herzogsstuhl, ein aus Steintrümmern des römisch-keltischen Virunum erbauter doppelseitiger Thron mit östlichem und westlichem Sitz. Eine seiner Seitenlehnen enthält einen römischen Stein, dessen Inschrift von der frevelhaften Hand eines slawischen Fanatikers umgemeißelt wurde, um wenigstens auf diese Weise die sonst unhaltbaren Ansprüche der Slowenen auf Kärnten zu erhärten.

Die Bräuche, die vom 9. Jahrhundert an sich jedesmal beim Eintritte des neuen Kärntner Fürsten am Fürstenstein und am Herzogsstuhl abspielten, entsprangen ausgesprochen deutschem Rechtsbewußtsein und waren der Aus-

fluß der fränkischen Königsgewalt, die sich seit dem Sturze Tassilos (788) nicht nur über Bayern, sondern über alle Gebiete des ehemaligen Pannoniens und Norikums erstreckte. Schon im 8. Jahrhundert hat das bayrische Volksrecht auf das Verfassungsleben der Karantaner Slawen abgefärbt und hier sichtbare Spuren hinterlassen. Um 740 kam Kärnten unter bayrische Oberhoheit, behielt jedoch seine einheimischen Fürsten. Unter Ludwig dem Deutschen wurden diese nach einem mißglückten Aufstand abgesetzt und an ihre Stelle traten im Jahre 828 fränkisch-bayrische Grafen, die nun mit geringeren Unterbrechungen bis zum Schlusse des 11. Jahrhunderts die staatliche Verwaltung und oberste Gerichtsbarkeit in Kärnten für den Herzog von Bayern leiteten. Als Markgrafen, die hier auf wichtigem Grenzposten gegen die Slawen den König vertraten, übten sie die höchste Richtergewalt an jener Stätte aus, wo der Fürstenstein stand.

Diese Örtlichkeit besaß schon in vorslawischer Zeit große politische Bedeutung, denn der Karantanerberg und Karnburg tragen noch jetzt den Namen jenes keltischen Stammes, der in Kärnten voreinst die politische Vorherrschaft besessen hatte und nach dem nachmals das ganze Land benannt wurde. Das Heidentum wählte zur Gerichtshaltung heilige Örter, an welchen Opfer dargebracht wurden. Die Stätte oberhalb Karnburgs, wo der Fürstenstein stand, trug einst das Stammesheiligtum der keltischen Karantaner und war zugleich die alte Gerichtsstätte, wo unter offenem Himmel am großen Steine die Dingversammlung tagte. Aus diesen Verhältnissen erklärt es sich, warum die Deutschen, sobald sie in Kärnten zur Herrschaft gelangten, an der Örtlichkeit festhielten. Es war im Jahre 828, als zum erstenmal ein deutscher Königsbeamter mit der Würde des Grenzgrafen von Kärnten bekleidet wurde und nach heimischem, das ist fränkischem Brauche seinen Eintritt am Fürstenstein vollzog.

Welche seltsamen Bräuche mit der Übernahme der Fürstengewalt am Fürstenstein damals verbunden waren, schildert eine Einschaltung, die in zwei Handschriften des „Schwabenspiegels" aus den Jahren 1282 bis 1286 überliefert ist. Der neue Landesfürst reitet auf einem „Feldpferd", das bisher weder als Reit- noch Arbeitspferd verwendet wurde, an den Stein heran und wird hier von der Gerichtsgemeinde und ihrem vorsitzenden Richter empfangen. Er trägt dabei die im ganzen fränkischen Reiche seit Karl übliche Bauernkleidung: einen grauen Rock, der von einem roten Ledergürtel zusammengehalten wird. An diesem hängt eine große, rote Tasche mit Mundvorrat, an seiner Seite ein Jägerhorn mit rotem Gehänge. Beide Stücke kennzeichnen den Landesfürsten als Inhaber eines königlichen Hofamtes.

Nach altem Brauche kann nämlich nur ein Reichsjägermeister mit der Würde eines Fürsten von Kärnten bekleidet werden und muß sich mit einem Hirsch beim König das kärntnerische Lehen verdienen. Die Bauerntracht wird vervollständigt durch graue Hosen, einen ebensolchen Mantel, einen hohen grauen Hut mit einfacher Schnur und Bundschuhe, die mit roten Riemen geschnürt sind.

Während die Menge zu Gottes Lob und Preis ihre Gesänge anstimmt, wird er dreimal zu Pferd um den Fürstenstein, den Sitz und das Sinnbild der höchsten Richtergewalt im Lande, geleitet und setzt sich damit in den Besitz der Richtergewalt, des Landes und all seiner Fürstenrechte. Nunmehr kann er vor dem heimischen Richter wegen privatrechtlicher Ansprüche nicht mehr belangt werden, als Reichsfürst besitzt er einen eigenen Gerichtsstand und ist nur vor dem Königsgericht Rechenschaft schuldig. In drastischer Weise schildert diese Rechtsverhältnisse der „Schwabenspiegel". Erhebt ein „windischer Mann" vor dem Landrichter gegen ihn eine Klage, so kann ihm der Fürst, wenn es ihm beliebt, erwidern: „Ich weiß nicht, guter Freund, was du meinst. Ich verstehe deine Sprache nicht!" und hat ihn damit rechtskräftig abgefertigt.

Jüngere Quellen erwähnen auch andere Bräuche von so altertümlichem Gepräge, daß man annehmen muß, sie hätten schon zum ältesten Zeremoniell am Fürstenstein gehört. So berichtet Abt Johannes von Viktring (um 1341), daß von eigens dazu bestellten Leuten während der Feier Holzstöße entflammt wurden. Der gelehrte Abt hält sie für Freudenfeuer. Spätere Schriftsteller deuten diesen Brauch, für den das historische Verständnis bereits ermangelte, im Sinne der erklärenden Sage und berichten, daß der „Brenner" damit betraut gewesen sei, während der Handlung am Fürstenstein überall im Lande zu sengen und zu brennen, wo man sich mit ihm nicht gütlich abfand. Rechtsbräuche der alten Skandinavier zeigen jedoch, daß das Entfachen von Feuerbränden an den Grenzen des Gebietes, von dem man Besitz ergreifen will, die tatsächlich erfolgte Besitznahme ausdrückt. Das dreimalige Umreiten des Steines wie die Entzündung von Scheiterhaufen sind somit Besitznehmungssinnbilder. Jede Häufung von gleichbedeutenden Sinnbildern hat den Zweck, den Eindruck auf die Sinne zu verstärken, und sie tritt häufig da auf, wo es sich um Bräuche handelt, die auf eine lange Entwicklung und Ausübung zurückblicken.

Der Übergang der landesherrlichen Gewalt an deutsche Grafen bedeutete für die Kärntner Slowenen den Verlust ihrer nationalen Selbständigkeit. Nicht nur, daß der alte Volksrichter als Gaurichter vom Schauplatze seiner

bisherigen Tätigkeit verschwand, gelangten nun sowohl das Land wie seine Bewohner unter die Oberhoheit des deutschen Fürsten, den der König ernannt hatte. Es ergab sich daher für die naive Auffassung jener Zeit, die jeden Rechtsvorgang in sichtbare Zeichen zu kleiden liebte, die Notwendigkeit, auch dem Begriffe der Trennung Ausdruck zu verleihen. Dies geschah durch Sinnbilder, deren Kenntnis wir wieder nur späteren Berichten verdanken. So erzählt Jakob Unrest († 1500) von dem sogenannten „Mahdrecht" der Gradenegger. Dieses Geschlecht sei dazu befugt gewesen, während der Herzog auf dem Stuhle saß, überall die Wiesen zu mähen, wo man mit ihnen keinen gütlichen Ausgleich traf. Durch Ausreißen oder Abschneiden des Grases wird der Übergang der Sache von einem Besitz in den anderen sinnlich wahrnehmbar begleitet. In unserem Falle bedeutet es die Trennung der Bewohner von ihrem bisherigen Herrn und den Eintritt in die oberherrliche Gewalt des deutschen Grafen, der vom König geschickt wurde.

Dazu trat noch ein anderes uraltes Sinnbild des Besitzwechsels, von dem uns Johannes von Viktring berichtet: Nachdem der neue Fürst den Stein bestiegen hat, trinkt er aus einem Bauernhute frisches Wasser. Bei Entsagung, Schenkung, Verkauf, aber auch bei gewaltsamer Landesaneignung tritt uns dieses Übergangs- und Trennungssinnbild häufig entgegen.

Johannes weiß auch noch von einem anderen Brauche: Bevor der bäuerliche Volksrichter den Stein räumt, gibt er dem Fürsten einen leichten Backenstreich. Seinem volkstümlichen Gehalte nach gehört der Schlag zu den Übergangsbräuchen, in denen alle Arten des Schlages eine bedeutende Rolle spielen, und bezeichnet in seiner Anwendung soviel als Schneiden oder Zerbrechen, also wieder Trennung. Und so muß der Schlag auch in seiner Verbindung mit den Zeremonien am Fürstenstein aufgefaßt werden. Die Ankunft eines neuen, vom Frankenkönig kommenden Fürsten und die Übernahme der Herrschaft durch ihn waren nicht nur für die davon unmittelbar betroffenen Slowenen, sondern auch für die Deutschen ein so wichtiges Ereignis, daß es durch die Zeremonie des Schlages allem Volke deutlich vorgeführt werden mußte. Ja, es hat den Anschein, als hätten sich die Deutschen hierin gar nicht genug tun können, den Eintritt dieses Ereignisses und den Wechsel der Verhältnisse, wie er in dem Amtsantritte des deutschen Fürsten zum Ausdrucke kam, am Fürstenstein recht nachdrücklich und wiederholt zu betonen. Warum hätten sie sonst dem Begriffe der Trennung und des Überganges in dreifacher Form, als Grasschnitt, Wassertrunk und Backenstreich, Raum gegeben?

Wohl stand in der ersten Zeit der deutschen Herrschaft dem Volke ein

gewisses Scheinrecht auf die Wahl des Landesherrn zu. Vor dessen Einzug richtet nämlich der heimische Gaurichter an die beim Steine versammelten Dinggenossen die Umfrage, ob ihnen der neue Herr brauchbar und tauglich erscheine und ob er für das Land der rechte Mann sei. Aber die Ernennung liegt allein in des Königs Belieben. Und es ist nie vorgekommen, daß eine Belehnung hinfällig geworden wäre, weil das Volk von seinem Ablehnungsrechte Gebrauch gemacht hätte. Doch selbst dieses zu einer bloßen Förmlichkeit zusammengeschrumpfte Recht wurzelt nicht in demokratischen Einrichtungen der alten Slowenen, sondern ist der letzte Rest eines den Slowenen durch die deutsche Verfassung zugekommenen Wahlrechtes.

Schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts zeigt der Brauch, mit dem der Eintritt des Landesherrn am Fürstenstein begleitet war, ein anderes Aussehen. Manches, was früher den Teilnehmern und Zuschauern in seinem Sinne durchsichtig und verständlich war, hatte seine ursprüngliche Bedeutung verloren und wurde nun als anscheinend sinnlose Handlung weggelassen, wie der Ritt um den Stein; oder es mußte sich, wenn es doch beibehalten wurde, eine neue, verstandesmäßige Deutung gefallen lassen, wie der Wassertrunk, das Brenn- und Mahdrecht. Das Volk hielt auch jetzt noch an der Überlieferung fest, daß jeder neue Kärntner Fürst sein Amt am Steine zu Karnburg anzutreten habe, aber dem alten Kern ward eine neue Hülle gegeben.

Auch jetzt noch erwartet der bäuerliche Richter den in Bauernkleidung zu Fuß daherkommenden Herzog. Aber er bleibt, wie es alte Satzungen dem Richter vorschreiben, mit verschränkten Beinen auf dem Steine sitzen und unterzieht den von seinem Gefolge begleiteten Fürsten einem Prüfungsverfahren, wie wenn es von seiner Gnade abhinge, ob er ihm den Stuhl räume oder nicht. Er richtet an die Begleiter des Herzogs folgende Fragen in windischer Sprache: 1. wer der Herankommende sei; 2. ob er den christlichen Glauben habe und diesen verteidigen wolle; 3. ob er ein gerechter Richter sei, der auf das Wohl des Landes denke, die Schwachen beschützen, dem Unrecht steuern wolle, und 4. ob er freien Standes und der Stelle würdig sei. Nachdem die Begleiter für den Herzog, der nicht Windisch versteht, geantwortet haben, erhebt der Bauer die Forderung nach einem entsprechenden Entgelt für die Räumung des Steines und erhält 60 Pfennige, ein scheckiges Rind und das schon bekannte Feldpferd. Später soll er die Bauernkleider, die der Fürst noch am Leibe trägt, erhalten, ferner soll sein Haus frei sein von Abgaben. Damit ist der Bauer, in welchem man unschwer den alten Volksrichter des „Schwabenspiegels" erkennt, zufrieden, versetzt dem

Herzog einen leichten Backenstreich, erhebt sich, nimmt die Tiere an sich und räumt den Stein. Der Fürst aber stellt sich auf den Stein, schwingt sein Schwert nach allen Himmelsrichtungen und erklärt vor allem Volke, daß er ein gerechter Richter sein wolle.

Weit entfernt, als Überreste eines alten slowenischen Volksrechtes gedeutet werden zu können, wurzeln vielmehr alle einzelnen Teile dieses Frageverfahrens ebenso wie der Schwur auf dem Stein in uralten deutschen Rechtsverhältnissen. Nicht durch Wahl, sondern durch königliche Belehnung hat der Herzog seine Amtsgewalt erlangt. Was die anscheinend so selbstherrliche Fragestellung des Bauers anlangt, erweist sie sich bei genauerer Prüfung als eine volkstümliche Umformung des Verfahrens in der alten Landgemeinde. Hatte einst der Volksrichter an die versammelten Dingmänner eine Umfrage gerichtet, um den hergebrachten Landesbrauch festzustellen, so war jetzt diese Einrichtung des Landteidings abgekommen. Da man aber von der überkommenen Gewohnheit nicht ganz lassen wollte, so faßte man das Anhalten des dem Steine nahenden Herzogs als einen volkstümlichen Brauch auf, ähnlich dem Anhalten des Hochzeitszuges oder dem Wegversperren, das der Braut oder dem Bräutigam gegenüber angewendet wird.

Die einzelnen Fragen des Bauers aber decken sich inhaltlich zum Teil vollkommen mit dem Frageverfahren, das bei der deutschen Königskrönung angewendet wurde, und enthalten zum anderen Teil Forderungen, die schon in einer Formelsammlung der Karolinger für solche Königsbeamte vorgesehen sind, die eine Grafschaft übernehmen sollen. Dieser Fragenbestand wurde unter Herzog Bernhard dem Spanheimer durch einzelne Züge aus der Formel des ritterlichen Gelübdes vermehrt. Dem genannten Kulturkreise entstammt zum Beispiel die Frage nach dem christlichen Glauben des Herzogs. Vom ganzen Frageverfahren bleibt nur der Teil als altes Gut bestehen, der sich auf das gerechte Richten und die Freiheit der Person des Herzogs bezieht, zwei Fragen, welche die wichtigste Seite der Amtsbefugnisse des Herzogs betreffen, der eben als Nachfolger des alten Volksrichters und Leiter der Dingversammlung ebenso freibürtig sein muß wie die Dinggenossen.

Die Begünstigung der Steuerfreiheit und die Erblichkeit seiner Würde sind zwei Vorrechte, die der Herzogbauer als einstiger Volksrichter genießt. Beide Sonderrechte stammen aus verhältnismäßig später Zeit und sind gerade für das Richteramt mehrfach nachweisbar. Sie wurden an die Herzogsbauern aus der Familie der Edlinger zu Blasendorf erst durch Meinhard V. (1286 bis 1295) erblich verliehen. Dagegen mag schon der erste Graf, der den Fürstenstein bestieg, dem abtretenden Volksrichter ein Entgelt verabreicht

haben, um ihn für den Entgang wirtschaftlicher Vorteile, die ihm sein Richteramt eintrug, wie Anteil an den Bußen, am Wehrgelde, zu entschädigen. Eine bestimmte Vorschrift wurde dabei nicht eingehalten. Das Nebeneinander von Gewand, Rind, Pferd und Geld in der Entschädigungssumme weist auf verschieden alte Schichten des Brauches hin. Offenbar wurde zuerst vom Fürsten ein dazu bereitgehaltenes Rind, dem ja im Altertum Schatzwert zukam, übergeben. Als später das „Feldpferd" nicht mehr als Reittier in Verwendung kam, da der Ritt um den Stein fallen gelassen wurde, trat es nun im Aufzug dem Rind als Tier mit Schatzwert zur Seite. Das jüngste Zahlungsmittel endlich ist das Geld. Seine Aufnahme in die Entgeltsumme stammt erst aus einer Zeit, in der die alte Naturalwirtschaft überwunden wurde.

Auf ganz alten germanischen Rechtsbegriffen fußen die Besteigung des Steines durch den Herzog und der Schwur, den dieser auf dem Stein ablegt. Der Schwur beim heiligen Stein ist die früheste Form des altgermanischen Eides. Schon zur Heidenzeit wurde diese Sitte so gedeutet, als ob durch Treten auf den Stein dessen Festigkeit auf den Menschen und sein Versprechen übergehe. Um seinem Schwure Festigkeit und Unverbrüchlichkeit zu verleihen, bestieg wohl schon Graf Helmwin, der erste Kärntner Graf (828), den Stein zu Karnburg.

Durch anderthalb hundert Jahre war der seltsame, eigenartige Brauch am Fürstenstein nicht weniger als zehnmal geübt worden, bis endlich im Jahre 976 Kärnten zum selbständigen Herzogtum erhoben wurde. Seit nun hier Herzoge zur Regierung gelangten, gestaltete sich so manches, was bisher der Neuerung widerstanden hatte, anders. Wirkliche Herzoge konnten das Anlegen von Bauernkleidern, das an und für sich wenig reizvolle Reiten auf einem bisher ungesattelten Pferde, das Trinken aus einem Bauernhute, das Hinnehmen eines Backenstreiches von einem Bauer mit ihrer Würde nicht vereinbar finden. Es fiel ihnen um so leichter, die alte Gewohnheit zu durchbrechen, als den meisten Sinnbildern der zugrunde liegende Rechtsgehalt ohnehin schon abhanden gekommen war. Es war jetzt zu einem anscheinend sinnlosen Bauernbrauch, zu einer Art Volksbelustigung herabgesunken, je mehr das Volk in dunklem, unbewußtem Rechtsempfinden an ihm festhalten mochte. Aus Rücksicht darauf konnten sich die Herzoge ihm nicht ohne weiteres entziehen, aber sie mögen das Bedürfnis empfunden haben, den eigentlichen Rechtsgehalt der Herrschaftsübernahme nicht mehr am alten „Bauernstuhl", wie der Fürstenstein jetzt verächtlich genannt wurde, sondern an einem wirklichen Lehen- und Richterstuhl zum Ausdrucke zu bringen. Zu diesem Zwecke

wurde wohl bald nach 976 auf dem Zollfelde der steinerne Doppelthron, Herzogsstuhl genannt, errichtet. So finden wir denn bei Johannes von Viktring die erste Nachricht, daß der Vorgang am Fürstenstein sich auf den Vormittag beschränkt, während die eigentlich staatsrechtliche Handlung sich nachmittags am Herzogsstuhl abspielt, wo der Herzog, entsprechend seinem Range, in fürstlicher Kleidung und umgeben von höfischer Pracht, als Richter waltet und die heimgefallenen Lehen austeilt.

Aus der Zeitschrift „Donauland", Sonderheft „Kärnten".

Das Stift Millstatt

Von Maria Viktoria Attems

Abseits von der großen Verkehrsstraße, die von Villach nach Lienz führte, liegt das uralte Stift Millstatt. Seine Geschichte erinnert an die leidende Auffassung, die Burne-Jones seinem Werke „Die sieben Schöpfungstage" zugrunde legte: während bei den meisten Malern der liebe Gott „schafft" und arbeitet und unter seiner Hand die Dinge und Wesen entstehen, sind die sieben Schöpfungstage des großen Engländers sieben schmale, feierliche Engel, von denen ein jeder eine große Kristallkugel in Händen hält; in diesen Kugeln spiegeln sich, wie eine ferne Fata Morgana, die Gestalten der Schöpfung; andere Stifte und Orden handelten und kämpften, siegten oder unterlagen, Millstatt spiegelte nur einen Schimmer dieser Dinge wider und ließ alles mit sich geschehen.

Das große Weltgeschehen hat oft seine letzten verebbenden Wellen an die Mauern von Millstatt gesandt. Alle mächtigen Zeitströmungen, die Reiche erhoben oder stürzten, haben in Millstatt ihren Widerhall gefunden, wie das Brausen des Weltmeeres in einer Muschel; denn die Geschichte Millstatts weiß vom Aufstieg und Verfall der Kirche, von Türkennot und Inquisition, von Empörung und Wiederherstellung.

Der Name Millstatt ist wohl nur mit Mühlstatt, Stätte, an der eine Mühle lag, zu erklären; bis ins 17. Jahrhundert schrieb man noch Müllstatt und umgekehrt wurde Mühldorf in Kärnten das ganze Mittelalter hindurch Milldorf genannt. Eine oft wiederholte, aber ganz frei erfundene Sage, der Millstatt sogar sein Wappen (drei Säulen mit Tierköpfen) verdankt, will den Ortsnamen davon ableiten, daß dort in Heidenzeiten ein Tempel bestanden habe, dessen tausend Götzenbilder (mille statue) der Herzog Domitian habe in den See werfen lassen.

Gewiß ist nur, daß an den Ufern des Millstättersees eine frühchristliche Ansiedlung bestanden hat, da auch ganz in der Nähe, beim heutigen Sankt Peter im Holz, eine solche einwandfrei nachgewiesen ist.

Das Stift Millstatt verehrte den heiligen Domitian als seinen Gründer; auch dafür fehlt jeder urkundliche Beleg; nur der nicht immer verläßliche Valvasor („Das Hertzogthum Kärnthen", 1688) gibt mit großer Genauigkeit anno 829 als Stiftungsjahr an und weiß auch sonst noch allerlei über den heiligen Domitian zu berichten. Im 14. Jahrhundert soll der Abt Otto die Gebeine des Heiligen und seiner Gattin Maria gefunden haben, in einem „tief vergrabenen Sarg". Und weiters erzählt Valvasor: „Ebenermaßen hat man auch daselbsten sein Bildniß gefunden, nemlich ein in dem Stuhl sitzenden, auch ein Schwert in der Hand haltenden Hertzogen, inmaßen solcher Stein noch daselbst zu sehen ist." Die Reliquien des heiligen Domitian werden noch heute in einer nach ihm benannten Kapelle aufbewahrt.

Während Valvasor die Geschichte anderer Kärntner Stifte, wie Sankt Paul i. L., Ossiach, Viktring, ausführlich behandelt, geht er über die von Millstatt ziemlich kurz hinweg; doch bringt er eine bemerkenswerte Ansicht des Stiftes, die in bezug auf die Baulichkeiten sehr genau ist, doch das ganze Stift umgekehrt zeigt, die dem See zugewandte Seite landwärts, die entgegengesetzte seewärts.

Der See hat sich übrigens im Laufe der Zeit stark verändert; das ganze obere Ende scheint erst in den letzten zwei Jahrhunderten durch Erdabschwemmungen hinzugekommen, denn noch Valvasor berichtet: „Der Müllstetter See ist auch groß, hat seinen Ausgang in die Lyser, unweit davon bey Dobriach seynd ebenfalls zwey Seen, und fließen in den Müllstetter See." Diese zwei kleinen Seen, die sich mit dem großen vereinigt haben, bilden jetzt die Bucht von Döbriach.

Das St.-Salvator-Kloster in Millstatt, zur Diözese Salzburg gehörig, wurde von den Voreltern (parentibus) des Pfalzgrafen Engelbert von Görz erbaut; er stellte das Kloster unter päpstlichen Schutz. Infolgedessen fertigte Papst Kalixt II. (wie auch später seine Nachfolger) am 27. März 1122 eine Schirmbulle für Millstatt aus: er verkündigte den Mönchen, daß er den Schutz ihres Klosters übernommen habe, bestätigte ihre gegenwärtigen und zukünftigen Güter, erteilte ihnen die freie Wahl ihres Abtes und Vogtes, welchen kein Recht zustehen sollte, die Klostergüter wider den Willen der Klostergemeinde als Lehen oder Dienstgut zu vergeben. Somit hatte die Abtei eine Verfassung erhalten; den Mönchen fiel eine große Macht zu, die später viel zum Verfall des Klosters beitrug.

Aerbo (Erbo, Aribo) und Boto, Söhne des Pfalzgrafen Hartwig und der Sächsin Friedrun, Vorfahren des Pfalzgrafen Engelbert, die das Kloster gründeten und im Millstätter Totenbuch verzeichnet stehen, waren in die Verschwörung verwickelt, welche durch die im Jahre 1052 von Kaiser Heinrich III. erfolgte Absetzung des bayrischen Herzogs Konrad veranlaßt wurde; deshalb verlor Aribo die Pfalzgrafschaft, Boto seine bayrischen und karantanischen Güter. Unter Kaiser Heinrich IV. scheinen sie bei Hofe wieder in Gnaden aufgenommen worden zu sein, da sie als Zeugen königlicher Stiftungsurkunden auftreten.

Die Gründung von Millstatt muß vor 1090 stattgefunden haben; Boto, der dem Kloster Güter im Pinzgau schenkte, starb 1104, eine Tochter Adelheid hinterlassend; Aribo, der eigentliche Gründer der Abtei, starb 1102. Pfalzgraf Aribo und seine Frau Luitgard wurden die Stammeltern des Geschlechtes der Görzer Grafen, die bis 1397 Vögte des Klosters waren. (In diesem Amte folgten ihnen die Grafen von Ortenburg.)

Der erste nachweisbare Abt des Benediktinerordens in Millstatt ist Otto, der als Zeuge am 27. Februar 1136 einen Vertrag zwischen dem Erzbischof Konrad von Salzburg, dem Patriarchen Peregrin von Aquileja und dem Abte von Ossiach unterzeichnete. Dieser Otto kam aus Admont, wo er nach dem Ertrinkungstode des dortigen Abtes Heinrich, 1108, vier Jahre lang als Prior dem Kloster vorgestanden hatte; ob er unmittelbar darauf, also um 1112, oder erst später Abt von Millstatt wurde, ist ungewiß.

Gleichzeitig mit dem Männerkloster entstand in Millstatt auch ein Frauenkloster, dessen Kirche dem heiligen Andreas geweiht war und nördlich von der St.-Salvator-Kirche des Männerklosters lag; die Andreaskirche ist seit der Mitte des 15. Jahrhunderts verschwunden, ebenso das Kloster der Benediktinerinnen, die den „ersten Hof zunächst an dem Markte" bewohnten; von diesem Hofe ist heute nur mehr ein Trakt übrig, der als Pfarrhaus dient.

Im 12. und 13. Jahrhundert war das Benediktinerkloster Millstatt eine Kulturstätte des Landes und viele Handschriften mit köstlichen Miniaturen und Randleisten zeugen heute noch von dem Können seiner Mönche. Der Millstätter Benediktinerorden erlebte damals seine Glanzzeit; er zählte ohne die Laienbrüder 150 Mitglieder, hielt eine eigene Klosterschule und der Abt war in mancher Hinsicht einem Bischof gleichgestellt; zum Beispiel hatte ihm Erzbischof Eberhard II. von Salzburg (1200 bis 1246) die Befugnis erteilt, Kirchen und Friedhöfe einzuweihen.

Das Kloster war in Kärnten und den Nachbarländern reich begütert; in den verschiedenen päpstlichen Schirmbullen werden seine Besitzungen immer

namentlich angeführt, wobei wir auch das Alter der um Millstatt liegenden kleineren Ortschaften erfahren: 1177 wird unter anderem „Lomarsdorf" (Lammersdorf) erwähnt, 1187 „villam Radentin" (Radenthein), „Chirchaim" (Kirchheim), „Dobraw" (Döbriach), „Lisere" (Lieseregg), „Lenginholz" (Lengholz) usw.

Seit ihren ersten Zeiten hatte die Abtei Millstatt innige Beziehungen zum Patriarchat Aquileja. Schon vor 1154 besaß Millstatt ausgedehnten Grundbesitz in San Focà (San Focato, San Avocà) nördlich von Cordenons, 1177 erscheint ein Besitz in Maniaco; 1178 schenkte Heinrich von Manzano dem Kloster eine Hube in Fontanofreddo und fünf Jahre später schenkte Herzog Otachar VI. von Steiermark Grundstücke bei Cordenons. Vor 1232 übte Millstatt im Dorfe Caporetto die Gerichtsbarkeit und geistige Oberhoheit aus. Im Jahre 1261 schenkten die Herzoge von Kärnten ihre Friauler Güter dem Patriarchen von Aquileja, mit Ausnahme von „Pigonuto und Olereno, die sie aus Andacht der Abtei Millstatt geschenkt hatten". Und 1285 erwarb die Abtei Millstatt im Tauschwege gegen Kärntner Güter von der Abtei Rosazzo in Friaul Liegenschaften im Bezirke Flitsch. Noch hundert Jahre später, 1384, waren die Friauler Güter der Abtei von großer Wichtigkeit, denn Abt Johann von Millstatt begab sich damals selbst nach Cividale, um sie zu besichtigen. Er wurde — so berichtet die Friauler Chronik — im Hause des Johann von Nicoletti fürstlich aufgenommen, besuchte viele kirchliche Würdenträger und bestätigte in Gegenwart des Adels dem Durazio von Attimis die Lehensgüter, die dessen Familie seit längerer Zeit von der Kirche von Millstatt innehatte.

Von da ab werden Millstatts Güter in Friaul nicht oft mehr erwähnt; wahrscheinlich sind sie in der nun kommenden Verfallszeit teilweise veräußert worden; nur San Focà erscheint noch 1511.

Zu Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts lockerte sich wie überall so auch in Millstatt die kirchliche Zucht; die Macht des Abtes war untergraben, die Güter schlecht bewirtschaftet, die Klostergebäude verwahrlost; eine Neuordnung schien dringend geboten. Im Jahre 1435 sandte der Basler Kirchenrat den Abt Johann von Klein-Mariazell als Visitator nach Millstatt und er verfaßte am 23. August eine sogenannte Reformationsurkunde, die abzustellenden Mißbräuche betreffend. Er beantragte, den Abt von Millstatt anzuhalten, besser für den Unterhalt der Klosterfrauen zu sorgen, die mit ihrer „Meisterin" im Elend lebten, auf die Arbeit ihrer Hände oder Gaben mildtätiger Verwandten angewiesen; auch sollte im Frauenkloster strenger auf die Klausur gesehen werden. Noch viel mehr Übelstände zeigten sich im

Männerkloster; allein die Vorschläge kamen zu spät und fruchteten nichts. Innerhalb der nächsten zwanzig Jahre ward das Frauenkloster aufgelöst. Der Abt des Männerklosters, Christoph, sah sich seinen Mönchen gegenüber ohnmächtig, wurde öfter vom Erzbischof von Salzburg vermahnt, konnte aber der Mißwirtschaft nicht mehr steuern; so entsagte er am 17. Mai 1455 seiner Würde und legte sie in die Hände des Erzbischofs Siegmund; dieser traf vorläufige Maßnahmen, machte aber in der Verwaltung von Millstatt so schlechte Erfahrungen, daß er es vorzog, den schwachen Abt Christoph wieder einzusetzen. Dieser übte nun bis 1468 seine „Gewalt" aus, da sich niemand fand, der ihm die Regierung eines so tief zerrütteten Klosterwesens abgenommen hätte. —

Nachdem die Türken im Jahre 1453 Konstantinopel erobert hatten, war Kaiser Friedrichs III. heißer Wunsch stets auf einen Kreuzzug gegen die Feinde der Christenheit gerichtet; da er in seinem eigenen Reiche bedrängt war, fehlten ihm aber die Mittel zur Verwirklichung dieses Planes. Als er im November 1462 von seinem Bruder Albrecht und den Bürgern der Hauptstadt in der Wiener Burg belagert wurde, tat er das Gelübde, einen Ritterorden zu gründen, der wie St. Georg, der Drachentöter, das heidnische Ungeheuer, die Türken, bekämpfen solle. Um dieses Gelübde zu erfüllen, schien die herabgekommene Abtei Millstatt, die außer dem Abte nur mehr sechs Mönche zählte, gerade geeignet, einem neu emporblühenden Orden übergeben zu werden. Zu Weihnachten 1468 traf der Kaiser in Rom ein, erwirkte vom Papste die Bestätigung des St.-Georg-Ordens und am 1. Jänner 1469 erteilte der Heilige Vater selbst dem ersten Hochmeister Johann Siebenhirter die Weihe.

Siebenhirter entstammte einem alten Bürgergeschlechte, das in Siebenhirten bei Wien ansässig war; er war früher Hauptmann der Schlösser Eisenstadt und Forchtenstein und Kaiser Friedrichs Küchenmeister gewesen.

Der neue Fürst und Großmeister des St.-Georg-Ordens nahm am 14. Mai 1469 Millstatt in Besitz und wurde vom Bischof Michael von Petina in das Ordenshaus eingeführt; der Abt Christoph war zugegen, wiederholte, daß er freiwillig allen seinen Rechten zugunsten des Großmeisters entsage, und zog mit seinen sechs Mönchen ab, denen eine Rente zugesichert wurde. Siebenhirter fand bei seinem Einzuge die Klostergebäude arg verfallen, so daß die Einkünfte der Güter zu ihrer Wiederherstellung verwendet werden mußten. Gleich seinem kaiserlichen Herrn mit steter Geldnot kämpfend, gelang es Siebenhirter doch, das Stift Millstatt mit Mauern und Wehrtürmen zu umgeben, wie sie heute noch stehen; sein Wappen ist oder den

Toren an mehreren Stellen angebracht; er erbaute auch die Kapelle, in der 1482 die Reliquien des heiligen Domitian aufgestellt wurden.

Die St.-Georgs-Ritter sollten ihre Hochmeister selbst wählen; ihre Kleidung war weiß, mit einem roten Kreuze auf der linken Schulter. Sie leisteten die Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams, nicht aber jenes der Armut; doch ein bitterer Hohn des Schicksals wollte es, daß gerade die Armut der stete Begleiter des Ordens ward.

Der Orden wurde zwar reich bedacht; er erhielt außer den von den Benediktinern ererbten Gütern noch das Bistum Wiener-Neustadt, das Hospital St. Martin in Wien, etliche Pfarren und Propsteien in Kärnten, Steiermark und Tirol; doch fehlte es stets an barem Gelde und der großmütige Siebenhirter mußte zweimal aus eigenen Mitteln das Hospital Sankt Martin aus den Händen eines Wiener Fleischers ablösen. Da 1471 der Orden erst elf Mitglieder zählte, wurde, um ihm aufzuhelfen, eine Verbrüderung gegründet, die, ohne Gelübde, durch Beiträge an Geld und Waffen, einjährige Kriegsdienste usw. die Zwecke des Ordens fördern sollte. Diesem Bunde konnte jeder, ohne Unterschied des Alters, Standes und Geschlechtes, beitreten; auch Papst Alexander VI. und Kaiser Maximilian wurden Mitbrüder. Doch weder ihr Beispiel noch alle Begünstigungen, die den Rittern gewährt wurden, lockten viele Mitglieder an. Der große Geist, der die Templer und Johanniter getragen hatte, war eben erstorben; die Georgsritter kamen zu spät und ihr Orden siechte in einer Zeit dahin, die vom Rittertum nichts mehr wissen wollte.

Es war einzig und allein Siebenhirters große Persönlichkeit, die den Orden zusammenhielt; da es dem edlen Manne nicht möglich war, seine Untertanen mit dem Schwerte zu schützen, opferte er große Summen, um die durch Kärnten ziehenden Ungarn von Raub und Brandlegung abzuhalten. Sechsmal fielen damals die Türken in Kärnten ein und der Ritterorden, dem es an Geld und Streitern gebrach, konnte nichts tun, als dem flüchtenden Landvolk Obdach innerhalb der Stiftsmauern zu gewähren; hohnlachend zogen die Türken an Millstatt vorbei, ganze Viehherden im Angesichte der ohnmächtigen Kreuzherren wegschleppend. Ungebeugt an Geist, trotz seines schweren Lebens, treu seinem Wahlspruche „Vergiß dich nicht!", erlebte Siebenhirter das 88. Jahr und starb am 10. Oktober 1508 in Millstatt; sein schöner Grabstein steht an der Wand des linken Seitenschiffes der Kirche; ihm gegenüber befindet sich das Grabmal seines Nachfolgers, des zweiten Hochmeisters Johann Gaymann von Gailspach. Dieser war 1495 nach dem Tode seiner Gattin in den Orden getreten, war Rat Kaiser Maximilians und

versuchte vergeblich, im Stifte Ordnung herzustellen. Er erbaute nach einem Kirchenbrande, im Jahre 1516, die Stiftskirche fast ganz neu, in spätgotischem Stil, und ließ an den Gliederungen des Netzgewölbes die Wappen der Georgsritter und Brüder anbringen, wie sie heute noch zu sehen sind.

Kaiser Maximilian lag der Kreuzzug gegen die Türken so sehr am Herzen, daß er noch auf seinem Sterbebett in Wels den Hochmeister von Millstatt zweimal herbeirief, um mit ihm darüber zu sprechen; doch starb er vor Gaymanns Ankunft. Vergeblich wandte sich nun Gaymann an die jungen Herrscher Karl V. und Ferdinand, stellte ihnen vor, daß er trotz seines Fürstentitels in Armut lebe, und bat sie, einige in Verfall geratene Bistümer und Klöster mit dem Georgsorden zu vereinigen, der, alt und jung eingerechnet, vierzig Köpfe zählte. Gaymann machte auch Vorschläge, um die Anzahl der Ordensritter zu vermehren: „Ich habe gehört, wie ein Orden in Hispania sey, der auch mit geistlichen Gütern erhebt und aufgerichtet, und denen, so darinnen seyn, Weiber zu haben und wieder aus dem Orden zu kommen erlaubt ist —"

Auch das Beispiel des opferwilligen Achaz Flaschberger, der 1518 sein Schloß Flaschberg an der Drau dem Stifte Millstatt schenkte, fand keine Nachahmung. Alle Bemühungen waren umsonst, da im Orden selbst der Gehorsam nicht eingehalten wurde; einzelne Ritter erschlichen vom Papste die Erlaubnis, in andere Stifte überzugehen, und zogen mit Hab und Gut davon; die Zurückbleibenden verwalteten die Ordensgüter eigennützig und dem Großmeister blieb kaum genug, um die Gebäude instand zu erhalten.

Gaymann starb 1533, ihm folgte der dritte und letzte Hochmeister Wolfgang Prantner. Nach dessen Tod trat ein wirtschaftlicher und moralischer Verfall ein, „Confusion, Unordnung, Zerrittigkeit und Impietät" zeigten sich, und da, ähnlich wie bei dem Niedergange der Millstätter Benediktiner, Mahnungen und Verbesserungsversuche nichts halfen, ging der Georgs-Orden schließlich ein.

Das arg vernachlässigte Stift ward nun vom Staate verwaltet; aus den Hofkammerakten geht hervor, daß im Jahre 1573 die Geistlichkeit von Krain Beiträge zur Schuldenentlastung des Stiftes Millstatt bewilligte. Im selben Jahre wurden Millstatt und das nahe Gmünd wegen der Türkengefahr gerüstet, doch kam es damals zu keinem Überfall.

Erzherzog Ferdinand schenkte am 26. Juli 1598 das Stift Millstatt samt allen seinen Besitzungen dem Jesuitenorden zu Graz, der damit den ersten festen Sitz in Kärnten gewann; es war dies eine der ersten Verfügungen, die der junge Fürst nach seinem Regierungsantritte traf. Der

Boden war für die Jesuiten gut vorbereitet, denn Millstatt war einer der wenigen Orte in Kärnten, in welchen die lutherische Lehre nicht Wurzel gefaßt hatte; die Gegenreformation ward dort willig hingenommen, von den wenigen protestantischen Untertanen des Stiftes verharrten nur zwei bei ihrem Glauben und wanderten aus.

Die Jesuiten von Graz ergriffen 1598 in der Person des Rektors Richard Haller und des Predigers Niklas Coronius von Millstatt Besitz. Im selben Jahre brach die Pest aus, die in Klagenfurt 113 Personen dahinraffte; da flüchteten die Laibacher Jesuiten samt den Schülern und Professoren ihres Kollegiums nach Millstatt, welches dank seiner abgeschlossenen Lage von dem furchtbaren Übel verschont blieb.

Im Stifte Millstatt lebten nur wenige Jesuiten und ein Weltpriester, der als Vikar der dortigen Pfarre beistand; sie sahen auf Zucht und Ordnung, erneuerten 1610 die Kirche, erbauten zu Ende des 17. Jahrhunderts die Lorettokapelle, doch waren sie strenge und unbeliebte Herren. Unter ihnen wurden im Stiftshofe Hexen verbrannt (Ankershofen erzählt von einer alten Frau und ihrer schönen Enkelin). Auch drückten sie die Bauern mit hohen Abgaben, die nach den Türkenkriegen noch stiegen. Infolgedessen gärte es im Millstätter Bezirk und es wurde sogar den Soldatenaushebungen Widerstand entgegengesetzt. Später brach auch offener Widerstand aus, der aber blutig niedergeschlagen wurde.

Nach diesem Ereignisse fiel im Millstätter Stift nichts Bemerkenswertes vor bis 1773; in diesem Jahre ward der Jesuitenorden allgemein aufgehoben und die Güter des Grazer Kollegiums, darunter Millstatt, kamen in den Besitz des steiermärkischen Studienfonds; die Stiftskirche wurde zur Pfarrkirche des Ortes umgewandelt. Die folgenden achtzig Jahre wurde das Stift von Kameralpflegern verwaltet, die aus den Klosterräumen Wohnungen und Kanzleien machten; ihr allzu zweckgerichteter Sinn gestaltete sogar den Kreuzgang zum Kuhstall um und verwendete seinen Hof als Schweineanger. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts stellte die Zentralkommission für Denkmalschutz diese Mißbräuche ab und rettete, was noch zu retten war; von den Fresken im Kreuzgang ist freilich wenig übrig geblieben.

Das Stift Millstatt ist ein gutes Beispiel dafür, daß die verschiedensten Stile nebeneinander ein harmonisches Ganzes abgeben, wenn jeder Künstler, der zum Alten etwas Neues hinzufügt, für das Alte Sinn und Verständnis hat. In den Baulichkeiten und Kunstwerken des Stiftes sind der romanische, der spätgotische und der Barockstil (im Innern der Kirche) vertreten. Sogar aus karolingischer Zeit findet sich ein Relief, in einem Tordurchgang eingemauert.

Was das Stift Millstatt besonders anziehend macht, sind die unerschöpflich vielfältigen romanischen Skulpturen, die bei dem Neubau Gaymanns aus dem 15. Jahrhundert mit feinem Verständnisse verwertet wurden. Die romanische Plastik, die wir selten in so abwechslungsreichen Motiven studieren können wie in Millstatt, erschließt uns hier den herben Zauber ihrer bald mystischen, bald grotesken Märchenwelt. Hervorragend ist der wohl ganz erhalten aus der ersten Anlage übernommene Haupteingang der Kirche, der in seiner monumentalen Größe an ähnliche Meisterwerke in Dalmatiner Domen erinnert, Spalato, Traù usw. Im üppigen Rankenwerk, in den geometrischen Mustern, die das Tor umgeben, zeigt sich ein unglaublicher Formenschatz; an den seitlichen Säulen entdecken wir bizarre Tier- und Menschenfratzen, häßlich und gequält; ober dem Tore zieht sich ein Fries hin, in dessen Windungen sich zwei Tauben schnäbeln, ein Fuchs die Hasen belauert und Hunde munter spielen; darüber, im Bogenfelde, thront Christus, umgeben von allen Gestirnen, die Hand segnend über den knienden Abt Heinrich ausgestreckt, der das Modell des Stiftes in Händen hält; so reihen sich Menschen, Tiere, Pflanzen und Gestirne um ihren Herrn. Welch tiefen Sinn bergen diese einfachen Ausdrucksmittel! Alle Leidenschaften und Wünsche sind mit kindlicher Hand angedeutet; ob gut, ob böse, sollen sie vor dem Tore gelassen werden, damit jeder, frommen Sinnes wie der Abt im Bogenfeld, sein Haus, seine irdischen Sorgen und Pflichten vertrauensvoll unter den Schutz Christi stellen möge.

Eine Fülle köstlicher Einzelheiten bieten auch die romanischen Säulenkapitäle im Kreuzgang, von denen nicht eines dem anderen gleicht; den meisten dieser Bildwerke wurden tiefsinnige theologische Auslegungen gegeben, sie erklären sich aber doch am besten mit dem kindlich-innigen Glauben und der stets schöpferischen „Lust am Fabulieren" ihrer Zeit.

Das Juwel der Millstätter romanischen Plastik, der Höhepunkt ihrer mit einfachsten Mitteln packenden Ausdrucksfähigkeit ist ein noch zu wenig gewürdigtes Relief gleich links vom Eingang im Vorraum der Kirche; die beiden eng umschlungenen Gestalten, mit einer kühnen Einfachheit gezeichnet, um die moderne Künstler oft vergeblich ringen, sind als zwei Nonnen gedeutet worden. Doch ein Blick auf die derberen Züge der einen Gestalt, auf den bei beiden verschiedenen Kopfschmuck, und der Umstand, daß die zartere Gestalt von der anderen am Arme getragen wird, sagen uns deutlich, daß es sich nicht um zwei Nonnen, sondern um Mann und Frau handle. Vermutlich ist der Stein die Gedenktafel eines Stifterpaares, vielleicht erinnerte er an Aribo und Luitgard, die ersten Stifter von Millstatt, und wäre möglicherweise

sogar ihr Grabstein gewesen. Jedenfalls beweist schon die Aufstellung am Eingange der Kirche, daß sich noch zu Zeiten des Umbaues ein wichtiges Vorkommen an dieses Bildnis knüpfte.

Während auf allen anderen romanischen oder gotischen Grabsteinen die Eheleute meist steif nebeneinander stehen, mit gekreuzten Händen und niedergeschlagenen Augen, umgeben von Wappen und Inschriften, ist der Millstätter Stein ein einziges Beispiel, daß ein Künstler des frühen 12. Jahrhunderts die unerhörte Kühnheit hatte, alle weltlichen Zutaten wegzulassen (wenn eine Inschrift überhaupt vorhanden war, so muß sie auf einem getrennten Stein angebracht gewesen sein!), um nur die große Liebe des Fürstenpaares zu betonen, die aus jeder Linie des Meisterwerkes zu uns spricht: sowohl aus den nicht schönen und doch so seelenvollen Gesichtern mit den tief ausgebohrten Augen, als aus der Stellung der etwas eckigen Hände, der Neigung der Köpfe, aus jedem Fältchen des Mantels. Innig umschlungen hat das Fürstenpaar ein Jahrtausend überdauert und grüßt jeden Besucher, der seine Schöpfung — das Stift Millstatt — bewundern kommt.

Zuletzt wollen wir noch zweier lebenden Zeugen der Millstätter Vergangenheit gedenken, der beiden mächtigen, uralten Linden, die die Klosterhöfe schmücken; die größere, von der Überlieferung die „tausendjährige" genannt, war jedenfalls im 13. Jahrhundert schon ein stattlicher Baum, unter dem sich einer alten Sitte gemäß Amtshandlungen und Besprechungen abspielten. Aus den Kronen der Bäume raunt das Märchen der Zeit.

Bauernaufstand im Drautale (1737)

Von Dr. H. Hermann

Der unglückliche Türkenkrieg ruft eine allgemeine Aufregung im Landvolke hervor. Drückende Steuern, Abgaben und Soldatenaushebungen sind die Ursache. Zu Kärnten gärt es besonders im Millstätter Bezirke. Die dortigen Untertanen des Klosters senden drei Abgeordnete als Beschwerdeführer nach Wien. Hier werden sie, bevor sie vom Kaiser empfangen werden, in einem Vorstadtwirtshause von dem Winkelschreiber Paul Zopf beraten. Zopf gibt sich als kaiserlicher Kommissär aus; die Kärntner sind mit seinen Vorschlägen einverstanden und kehren mit ihm in ihr Heimatland zurück. Am 2. November 1737 hält Paul Zopf als angeblicher kaiserlicher Kommissär beim Bauer Georg Thomas in Dellach eine Anrede an die bewaffnet erschienenen Landleute. Er weist eine gefälschte kaiserliche Vollmacht vor und

ruft die Bauern auf, die Jesuiten aus Millstatt zu vertreiben, denn diese trügen die größte Schuld an dem Elend. Die erhitzten Bauern und Knechte brechen nun in das Stiftsgebäude ein, vertreiben den Verwalter samt seiner Familie und die anwesenden Mönche. Sie plündern das Kloster völlig aus und berauschen sich im Keller. Aber schon am Morgen des 4. November erscheinen bewaffnete Bürger aus Spittal und nach kurzem Widerstande werden die noch anwesenden Bauern festgenommen. Paul Zopf hatte sich nach Erbeutung von 3000 Gulden in Gold zeitig aus dem Staube gemacht und wurde erst in Kleinkirchheim entdeckt und eingezogen. Das am 18. Juli 1738 eingesetzte Gericht spricht über Paul Zopf und zwei Rädelsführer das Todesurteil. Ihre Köpfe werden in eisernen Käfigen an der Ecke des Stiftsgartens zur Schau gestellt. (Noch um das Jahr 1800 konnte man sie dort sehen.) Die schuldigen Bauern müssen sämtlichen Schaden ersetzen und die Gerichtskosten tragen; viele von ihnen fronen zur Strafe jahrelang in den Bergwerken. In der aufrührerischen Gegend werden Soldaten einquartiert und müssen von den Bauern erhalten werden. Im Verhöre berufen sich die Bauern auf die Hilfe, die ihnen von den Tirolern versprochen wurde. Sie erzählen auch, daß im Lurnfeld aus den Zeiten der Unterjochung der heidnischen Wenden Prügel und Keulen vergraben seien. Diese wollten sie haben und damit die Herren erschlagen.

Der Fahneneid des k. u. k. Infanterie-Regiments Graf v. Khevenhüller Nr. 7 aus dem 17. Jahrhundert

Wir Offizier und Soldaten schwören und geloben zu Gott dem Allmächtigen und seinen Heiligen mit diesem körperlichen Aydt: daß, solange uns Gott leben läßt, wir bey unserem Löbl. Regiment und Fähnlein bleiben, auch unseren vorgesetzten Ober- und Unteroffizieren in allem, was uns zu Ihro Röm. Kayſl. Majestät Diensten und Nutzen schaffen und anbefehlen werden, alles treu, aufrichtig und fleißig, ohne einzigen Widerwillen verrichten und gehorsammen wollen, ingleichen von dem löbl. Regiment, noch unserem Fähnlein, in Feltzügen, Schlachten, Stürmen, Besatzung, noch in Summa, wie es den Namen haben mögte, weder davon ausreißen, entlauffen, noch dieselbigen quittieren, und von denen entweichen wollen, sondern jederzeit unser Fähnlein sowohl zu des Löbl. Regiments Ehr und Ruhm, als auch unsers Aydes und Pflicht gemeß, als es einem ehrliebenden Soldaten geziemet und wohlanstehet in allen Occassionen maintenieren, schützen und beschirmen

helffen, niemals einige Gedanken schöpffen, dieselbige zu verlassen, davon entweichen, noch weniger ausreißen wollen, so wie denn mit aufgehobenen Fingern, sowohl die allhier versamblete und absente, unter freyem Himmel zu Gott treulich geloben zu halten, so wahr Gott und sein Heiliges Evangelium uns zur Ewigen Seeligkeit verhelffen solle. Amen!"

(Das Infanterie-Regiment Nr. 7 der alten österreichischen Armee bestand fast durchwegs aus Kärntnern. Dieses alte kärntnerische Hausregiment, ruhmvoll seit je, in seinem Wesen ein Ausdruck des Landes, erneute im großen Kriege den Ruhm seiner Waffen in einer Reihe von Schlachten und Gefechten. Sein Name lebt auch jetzt nach seiner Auflösung fort gleich einer Legende.)

Begebenheit aus dem Jahre 1809

Von Johann Baptist Türk, Kommandant der Landesverteidigung in Kärnten im Jahre 1809

Am 18ten während dem Mittagessen brachten 2 Gemündener Jäger einen schönen, jungen Mann mit zirka 23 Jahren, einen Bedienten samt einer Kiste, welchen erstere auf der Straße bei Spittal anher aufgehoben hätten. Der junge Mann tratt weinend und zitternd vor. Auf die Frage, wie er heiße, was sein Geschäft und Bestimmung wäre und ob er mit Paßwort versehen seye, sprach er: „Ich bin aus Zara in Dalmatien gebürtig, heiße Christoph Manipulo, Apotheker Assistent bey der französischen Armee, wurde von dem Kommandanten in Villach mit Medicamenten nach der Feste Sachsenburg mit ¼ Munitionswagen abgehend gemacht; bey meiner Arretierung wurde mir mein silbener Uniform Degen, meine goldene Sackuhr, drei St. Luisdor in Gold und zirka 5 fl. in 20 Kr. St., mein blautücherner Mantel und eine blecherne Schachtel, worin mein Diplom, Anstellungsdekret, Familienbriefe und meinen Marschbefehl abnohmen." Bey Untersuchung der Kiste fand sich außer sehr wenig Wäsche Charpien, Bandagen, chyrurgischen Instrumenten und Medikamente vor. Wir boten selben Platz am Tische und luden ihm zum Essen. Er hatte keinen Appetit, vielmehr fielen ihm immer mehr Tränen aus den Augen, und er war sehr niedergeschlagen. Er sowohl als sein Bedienter sprachen nichts als schlecht italienisch. Wir ließen aus Luxheims Soldaten einen Dolmetschen holen, dem erzählte der arme, daß man ihm schon in Villach gesagt habe, daß er, so er in Tyroller Bauern Hände komme, sicher wo nicht gleich todt geschlagen, doch wenigst die Ohren und Nasse abgeschnitten werden würden. Der Dolmetscher lachte unsinnig, während Erzähler weinte. Nach gespannter Erwartung der Verdeutschung mußten auch wir laut auflachen. Prister Zimmermann suchte ihm in lateini-

scher Sprache das Gegenteil zu dessen Beruhigung erweisen, da es der toll lachende Luxheimer nicht vermochte. Er wurde ruhiger, nun jammerte er um seine Efekten. Er ließ auf der Stelle die zwei Mann, welche ihm eskortierten, arretieren und schrieb dem Hauptmann Perwein, daß er sogleich für die sämtliche Rückstellung des Geraubten Sorge trage, da wir nur gegen persönliche Feinde aber nicht gegen die ganze Menschheit in Kriege stünden, dieser Gefangene kein Militair, sondern dem Universum der Menschheit zugehören und derlei Angriffe der Nation zur Schande gereichen müßten. Zur Ehre des Landes seye es gesprochen, daß dieser Anruf sogleich willigen Eingang fand und binnen 15 Stunden alles ohne mindesten Abgang eingeliefert wurde. Bey Überlieferung desselben war der junge Mann vor Freude ganz außer sich; er küßte mehrmals seine blecherne Aktenschachtel und weigerte sich standhaft, seine Börse rückzunehmen, die als bewilligte Beute zur Verteilung der freygelassenen 2 Eskortmännern mitgab. Wir mußten ihme zirka 5 Tage im Hauptquartier behalten, wo derselbe uns in Behandlung der Verwundeten sehr gute Dienste that. Wir beschlossen sonach im Gemeinderathe, diesem Apotheker samt all dem Seinigen mittels eines Trompeters an die äußersten Vorposten Sachsenburgs absenden und durch H. Lieutenant Wallenstein von Luxheim, der französischen Sprache kündig, dem Uibernahms Officier in unserem Namen zu eröffnen, daß wir nur für unser Vaterland aber ja nicht gegen die Menschheit mit im Kriege stünden; auch war es uns hauptsächlich darum zu thun, der Garnison und dem Commandanten von uns edlere Gesinnungen einzuflößen. Nach 3 Stunden kam ein französischer Vertreter und Officier an die untere Draubrücke mit denen 2 H. v. Loibennischen Knechten mit dem Vermelden, der H. Festungs-Commandant erkenne achtungsvoll unsere Gesinnungen und schücke uns auch 2 Bauern, die er eben nicht als Krieger in der Gefangenschaft halten wolle. Wir wußten nichts früher von ihrer Arretierung.

Aus J. B. Türks „Jugend- und Kriegserinnerungen".

Vernichtetes Volksgut

Von Ludwig Jahne

Volksgut war für Kärnten einst seine Eisenindustrie, welche seit etwa zwanzig Jahren bis auf einige Reste verschwand, ja, die mit einer gewissen Absichtlichkeit vernichtet wurde. Die Kärntner Eisenindustrie war ein Volksgut, denn sie verbreitete sich über das ganze Land. Überall, wo

ein Eisenerz ausbiß, da versuchte man einen Hochofen zu errichten, und wo ein frischer Waldbach rauschte, da baute man ein Hämmerlein daran. Die Ausbreitung dieser Industrie bezeugte die Tatsache, daß in 19 Kärntner Tälern 105 Eisenwerke standen und in 25 Orten 35 Hochöfen rauchten.

Das Kärntner Eisen hatte schon seit dem Altertum einen guten Ruf, denn die Römer wußten das „norische Eisen" sehr zu schätzen, seine Erzeugung vervollkommnete sich im Lande immer mehr und eine Reihe bedeutender Erfindungen wurde bei den Kärntner Eisenwerken gemacht. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ließ man einzelne Hochöfen auf, so 1812 zu Hüttenberg, 1821 in Eisenkappel, 1823 in Urtlgraben bei Guttaring, ein einst berühmter Ofen, 1824 in Pontafel.

Die bedeutendste Eisenerzeugung Kärntens fand von alters her im Gebiete von Hüttenberg, dank seinem berühmten Erzberg, statt. Nach vielfachem Wechsel der Besitzverhältnisse gingen diese im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts in das Eigen von sieben Gewerken über, die aber nicht immer einmütig ihre Vorteile vertraten, sondern sich oft zu eigenem Schaden bekämpften. Außer manchen verworrenen Grenzen der einzelnen Grubenbesitze gab die Gewinnung der wichtigen Holzkohle oft den Anlaß dazu. Seit alter Zeit bestanden dort „Widmungen" von Wäldern, deren Holz die Eigentümer bestimmten Werken zugewiesen hatten. Das war von hoher Bedeutung für diese Betriebe, und später kam es nicht selten vor, daß die Besitzer sich einzelne Huben mit Waldbeständen gegenseitig wegkauften, um genügend Holz zur Kohlenerzeugung für ihre Hochöfen zu haben. Dann ermöglichte die nach Italien führende Bahn eine viel bessere Verwertung des Holzes für auswärtige Bauzwecke, denn der Preis für Kohlholz betrug nur einen bis zwei Gulden, jener für Merkantilholz aber fünf bis sechs Gulden. Da trat nun bald ein Mangel an Holzkohle ein und man begann zu erwägen, wie dem Übel abzuhelfen wäre, und zog Vergleiche zwischen dem mit Holzkohle und dem mit Koks erzeugten Eisen.

Die technischen und Verkehrsverhältnisse erforderten bedeutende Mittel für Neuanlagen und führten 1869 zur Vereinigung der Hüttenberger Werksbesitzer in eine Aktiengesellschaft, die „Hüttenberger Union". Der Erfolg war diesem Unternehmen nicht hold, denn seine Papiere sanken bald bedenklich. Nun vereinigten sich 1882 die kärntnerischen, steirischen und niederösterreichischen Eisenwerke zur „Alpinen Montan-Gesellschaft", über welcher aber erst recht ein Unstern leuchtete, denn ihre mit hundert Gulden ausgegebenen Aktien sanken bis auf einen Tiefstand von zehn Gulden (Juni 1887).

Die Alpine Montan-Gesellschaft ging daran, die technischen Fortschritte

bei den steirischen Werken einzuführen, die aus verschiedenen Ursachen billiger arbeiten konnten als die Kärntner.

In Hüttenberg kam bei Bergbau mit Stollenbetrieb der Meterzentner Erz auf 35 bis 43·3 Kreuzer, im steirischen Vordernberg bei Tagbau nur auf 18 Kreuzer. Im Kärntner Werk zu Lölling erzeugten 120 Mann 100.000 Meterzentner Roheisen, im steirischen Eisenerz mit neuen maschinellen Einrichtungen aber 50 Mann eine Million Meterzentner. In Prävali betrugen damals die Gestehungskosten für Koksroheisen 4 Gulden, in Donawitz bei Leoben nur 2 Gulden 50 Kreuzer. Diese Zahlen sprechen alle zugunsten Steiermarks und rechtfertigen die Maßnahmen, welche den Schwerpunkt der Eisenindustrie von Kärnten nach jenem Lande verschoben.

In Kärnten sah man dem einbrechenden Verhängnis nicht ruhig zu, sondern wehrte sich kräftig für die Erhaltung der alten Eisenwerke. Schon 1883 wurden alle Eisensteinbauten in Kärnten außer Hüttenberg eingestellt, dafür aber noch zwei neue Hochöfen in Heft und Prävali und in dieser Anlage sogar noch ein neues Walzwerk errichtet. Als 1885 aber die Stahlwerke im Vellachtal bei Eisenkappel und die Werke zu Eberstein und Brückl zur Auflassung kamen, wurden weitere Kreise aufmerksam und besorgt.

Die Entwicklung der folgenden Jahre zeigte immer deutlicher das Ziel und 1893 entschloß sich der Kärntner Abgeordnete Nischelwitzer als Alterspräsident der Delegation in einer Ansprache, Kaiser Franz Joseph um Schutz der Kärntner Eisenindustrie zu bitten. Dies veranlaßte die Alpine Montan-Gesellschaft zu einer ziemlich matten Erklärung in verschiedenen Zeitungen. Als zu Anfang 1895 die Nachricht auftauchte, daß Prävali aufgelassen werden sollte, stellte der Kärntner Landtag bei der Wiener Regierung den Antrag auf Übernahme der Kärntner Werke durch den Staat sowie auf möglichste Begünstigung der Kleineisenindustrie, erhielt darauf aber keine Antwort. Auf eine Anfrage des Landtages bei der Gesellschaft selbst kam die wenig tröstliche Auskunft, daß die Auflassung aus technischen Gründen nötig sei, aber erst in zwei Jahren erfolgen werde.

Unbekümmert um alle Einsprüche nahm aber die Auflösung der Kärntner Werke ihren Fortgang und 1898 waren nur noch die Bessemerei Heft und der Hochofen zu Lölling im Betriebe, Prävali stand vor der Einstellung. Heftige Fehden entbrannten im Kärntner Landtag, aber das Verhängnis ging seinen Lauf und brachte schließlich auch Eisenwerke zum Stillstande, welche nicht der Gesellschaft gehörten, wie das bedeutende Lippitzbach und das kleine Waidisch, wo 1908 Kärntens letzter Hochofen gelöscht wurde.

Von ausschlaggebender Entscheidung war der Wandel in der Art der

Bergwerksbesitzer. Die Geschichte des Hüttenberger Erzbaues bietet uns gute Erkenntnis. Die Arbeiter waren in den ältesten Zeiten auch die Besitzer der Gruben. Das Erz trat vielfach zutage, wurde von den kleinen Häuslern und Bauern im Gebiete leicht abgegraben, anfangs in Gruben, später in sehr einfachen kleinen Öfen ausgeschmolzen und das gewonnene Eisen dann auf dem Rücken zum Markte nach Althofen getragen. Später erforderte der Bergbau Stollenanlagen, auch die Verhüttung stellte höhere Anforderungen, denen der einfache Mann nicht gewachsen war. Es mußten daher mehrere der kleinen Besitzer sich einem unterordnen, der fachlich besser ausgebildet war, und dieser nannte sich Bergmeister, später Radmeister. Das zu Markt gebrachte Eisen wurde oft gegen Vorschuß verkauft. Die kleinen Eigentümer verschuldeten und verkauften dann oft ihren Besitzanteil an Handelsleute in Althofen, Friesach und St. Veit. Mit diesen kam Geist in den Betrieb, der auch mit den vorhandenen Vermögen großzügiger eingerichtet werden konnte. Es entstanden damit die Werksherren oder Gewerken, welche dann durch viele Jahrhunderte im Gebiete von Hüttenberg ansässig waren und viele Fortschritte veranlaßten. Diesen beiden Zeitabschnitten folgte der dritte, für die Entwicklung dieser Industrie wichtigste: die Bergbau- und Hüttenbesitzer zogen sich in die Städte zurück und überließen die örtliche Leitung der Werke ihren Beamten. Dies geschah in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Diese Art der Werksleitung blieb, aber nach wieder hundert Jahren verloren die Besitzer ihre persönliche Anteilnahme an den Werken, die sie seit Geschlechtern besaßen und denen sie ihren Wohlstand verdankten, und verkauften ihr Eigen an Aktiengesellschaften und damit an Fremde.

Zwanzig Jahre und mehr sind seitdem verflossen. Der Kärntner Erzberg wird weiterbetrieben, seine Erze auswärts verschmolzen. In den Tälern ragen die Ruinen einstiger Werke auf und wenn sich in einzelnen auch Sägewerke oder Holzstoffabriken einrichteten, so wird deren Ertrag wohl kaum Ersatz für das Verlorene bieten. Wir brauchen ja nicht Ziffern zu bringen in unseren Tagen, welche die Beurteilung über Zahlen verloren, aber die flüchtige Erwägung ergibt, wie viele Menschen einst bei den Kärntner Hüttenwerken ihren Erwerb fanden und welche Fülle von Geist und Bildung von dort ausging und festgehalten wurde.

Nicht nur recht haben jene, die in der Preisgabe der alten Kärntner Werke einen Frevel am Volksvermögen erblickten, es war auch ein Verzicht auf Anhänglichkeit und Hingabe zur Heimat; der Vorteil einzelner siegte über den der Gesamtheit.

Es gibt Städte, welche auf alten aufgelassenen Friedhöfen Lustgärten anlegten. Das neue Geschlecht vergnügt sich auf den Gräbern des versunkenen. Auch in unserem Falle ist Ähnliches zu sagen: es ist zerstörtes Volksgut, auf dem sich das heutige Geschlecht erfreut.

Aus der Zeitschrift „Deutsches Südland", Sonderheft „Kärnten".

Krieg im Winter

Von Dr. Franz Josef Krug

Wenn auf den Bergkämmen und in den Hochtälern der Winter seinen Einzug hält — und er herrscht im weiten Reiche der Berge von November bis Mai — dann treten neue Gefahren an die Verteidiger der Gebirgsfront heran: zum Kriege gegen den Welschen gesellt sich der Kampf mit den Wintergewalten der Natur.

Schon im November fällt Schnee. Eine weiße Flockenlast, die bald liegen bleibt und alles überdeckt. Da heißt es dann, alle Mann mit Schaufeln ans Werk, damit die unheimlichen Massen nicht Menschen, Stellungen, Geschütze und Unterkünfte verschütten. Zwischen hohen Schneemauern führen nun die Pfade und jeder frische Schneefall bringt neue Arbeit, neue Mühe. Einen Vorteil bringt der Schnee: die tiefen Gräben und die Tunnels in der weißen Masse bergen vor des Feindes Sicht.

Wo sind die Drahtverhaue? Mit Schneereifen und Skiern kann man auf bald sanft, bald jäh geschwungener Schnee-Endlosigkeit hoch über Pfosten und Drähte hinweg. Keine Spur von den eigenen und feindlichen Hindernisreihen.

Und der Gegner? Er kämpft geradeso mit den ungeheuren Naturmächten. Da gibt es bitterharte Tage und erschöpfende Nächte, wo Artillerie- und Infanteriefeuer beiderseits selten sind, wo es mit verhundertfachten Kräften ringen heißt gegen die weiße Bestie.

Der weiße Tod steht beim Posten auf der Feldwache, er stapft hinter den Gehenden und Arbeitenden im brusttiefen Schnee überwächteter Wege und hockt als ständiger Gast auf den Pritschen der Unterkünfte. Das ist die Zeit der lawinendurchdonnerten Nächte, da Wälder und Menschenwerk wie leichtes Kinderspielzeug zerbrechen.

Hörst du es klappern wie abgehacktes Maschinengewehrlärmen? Kleine Lawinen sind es . . . und das grauenvolle Gepolter der mächtigen, weithin fallenden, haushoch sich bäumenden, alles zertretenden . . . Die Naturgewalten

liefern schauerliche Schlachten, die Schneeriesen lachen des Menschen und seines Krieges.

Schneemarken, vier bis fünf Meter hohe Stangen, sind zur Kennzeichnung der Steige eingerammt. Lawinengefährliche Stellen, an denen keine andere Wegführung möglich ist, sind durch Tafeln bezeichnet. Man kennt die Gefahr, studiert sie genau ... Und doch, und doch ... Obwohl die Posten je nach den Lawinenverhältnissen verschoben und günstig aufgestellt werden, trotz aller nur möglichen Vorsicht bei der Anlage der Stellungen, beim Bau der Unterkünfte und im Nachbringen des Zuschubes — ganz entkommst du nicht den ewigen Mächten, Mensch, der du im Schnee der Berge und Hochtäler Krieg führst.

Menschen, Tiere, Deckungen werden verschüttet. Sogleich eilen von den nicht im Dienst befindlichen Zügen Rettungsmannschaften hinaus. Mit Schaufeln und Tragbahren. Wenn es sich um ein größeres Unglück handelt, ruft der dünne Feldtelephondraht um Hilfe aus Nachbarabschnitten, von Hochgebirgskompagnien. Irgendwo oben hat sich das Unheil losgelöst, hat sich ein förmliches Strombett über den Hang herunter ausgemahlen, um schließlich breit, wuchtig und dick auseinanderzufließen.

Planmäßig wird nach den Gesetzen der Lawinenkunde die ungeheure Masse durchgeschaufelt. Manchmal erleichtert das Endchen einer roten Lawinenschnur, ein winzig herausragender Gewehrlauf oder Bergstock die Auffindung. Mancher hat Glück gehabt, bei anderen stellen Ärzte und Sanitätsmänner Wiederbelebungsversuche an. Es ist ein aufopferndes, gefahrvolles Bemühen, aus den Fängen des Schneetodes noch möglichst viele Kameraden zum Leben zu bringen.

Bitterwehe ist es den treuen Helfern zumute, wenn sie nach stundenlanger Arbeit todmüde ihre Füße in die Unterkünfte schleppen und wissen, daß sie am nächsten Tage wieder rückwärts auf dem Heldenfriedhofe neben weißüberwölbten Grabhügeln in frische Gräber blicken werden ... oder daß erst die starke Sonne des Spätfrühlings brave Kampfgefährten ans Licht schmelzen wird.

Über manche Hütte strömen Lawinen, und sie hält, stets wieder ausgeschaufelt, stand. Es ist ja oft im weiten Umkreise kein Geviertmeter lawinensicher, wo man getrost eine Hausung hinstellen könnte.

So leben der Heimat todesmutige Verteidiger unter den Lawinen und — von den Lawinen. Weit und breit kein Quellwasser. Der Schnee aus der dicken Lawinenschicht ist es, der zu nährender Suppe, belebendem Kaffee und wärmendem Tee wird. Dieselbe Masse aus feinsilbrigen Kristallen, die gute

Kameraden jäh und unerbittlich erstickt hat. Und wieder gleiten silberglitzernde Flöckchen hernieder ... Wie schön! ... Wen sargen sie heute ein? ...

Dann folgen die Tage voll klingenden Winterfrostes, die Nächte voll grimmer Kälte. Kaum vermag das rotglühende Schwarmöflein in den schneevergrabenen Hütten und Kavernen die Kälte zu bannen, und draußen stehen, umheult vom tobenden Höhenwinde, die Posten. Lange Wachpelze, große Filzüberschuhe und Pelzfäustlinge schützen sie vor dem Erfrierungstode. Wild fegt der Schneesturm über Grat und Kamm, in breiten Schwaden braust der aufgewirbelte Schnee über Mann und Postenstand, verschüttet Stellungen und Schießscharten und zerrt an den sich schweren Atems vorarbeitenden Patrouillen.

Eines Tages aber hält die Natur den wildschnaubenden Atem an. Und sieh! Ein Flimmern und Gleißen, ein Blinken und Blenden ...

Verschwunden die Wolkenhauben der Berge, verweht das dichte Flockengetummel, verbraust die Schneestürme ... In klarem Winterfrost stehen die Zweitausendergipfel, goldenes Leuchten liegt über den starren Schneefeldern ihrer mächtigen Flanken, voll wundersamer Zartheit breitet sich bläulicher Duft über die ansteigenden Hänge zu ihren Füßen.

Und der Schnee, der fürchterliche Schnee, der alles verschüttet hatte, um jegliches Leben bei Freund und Feind zu erdrosseln — welch schimmernde Gebilde, welch entzückende Märchenwunder hat er nun aufgebaut! Die spärlichen, windgekämmten Bäume hocken auf den lawinenzerfurchten Schneelehnen wie weiße Kobolde oder sie schreiten ernst und absonderlich wie eine erstarrte Schwarmlinie gegen den Feind oder sie schauen wie riesenhafte, eingeschneite Posten vornübergeneigt nach dem Gegner aus. Friedvoll prangt nun die Natur in winterlicher Gebirgsschönheit und — stachelt zu neuem, erbittertem Kriege.

Das ist die Zeit, da mitten in Wintersnot und doppelter Kriegsgefahr die Geselligkeit noch inniger die Krieger aneinanderkettet und die Sehnsucht nach den Lieben in der Heimat über weißvermummte Drahtverhaue in Feldwachhütten und Unterkünfte schleicht.

Strömt die friedlich-traute Stimmung, die alle Jahre wieder die Menschheit überkommt, von den beschneiten Nadelbäumen her oder schauen ihre schimmernden Märchenaugen aus den Heimatbriefen, die mit behutsamer Wehmut von entschwundenen Tagen im Kreise der Familie sprechen?

Sachte zieht die Weihnachtsstimmung ein, wenn man auch gewähnt hat, daß die Brücken zu dieser Vergangenheit tief unten im friedlichen Tale lägen. Heitere Musik erklingt abends in den Unterkünften, nur wenige hundert

Schritte vom Feinde, Zieh- und Mundharmonika wetteifern, lustige und innige Lieder tönen, ungelenke Soldatenhände kritzeln vertrauensvolle Worte auf Feldpostkarten.

So gehen die Monate. Wenn im Tale schon der Frühling sein blaues Band flattern läßt, wenn unten die Bäume und Büsche ergrünen, wälzen sich oben in den Bergen die gefährlichen Grundlawinen tückisch einher, vernichten und versperren. Hat aber endlich im April oder Mai die Sonne die ungeheuren Schnee- und Eismassen zu schmelzen begonnen, dann ziehen neue Gefahren für die Stellungen und ihre Verteidiger herauf. Die Schneebauten verschwinden, stürzen ein, Wasser quillt und rauscht allenthalben.

Aus dem Sammelbuch „Das Kriegsland Kärnten". München, R. Piper & Co.

Bildende Kunst in Kärnten bis 1800

Von Dr. Karl Ginhart

Kärnten, am Südrande deutschen Sprachgebietes gelegen, dem italienischen benachbart, vom slawischen zum Teil zersetzt, seit jeher mannigfachsten Einflüssen unterworfen, gehört, was das geistige Leben betrifft, nach Anlage, Aufbau, Entwicklung dem Norden zu. Nordische und südliche Geistigkeit, in ihrer Besonderung, ihrem Gegeneinanderwirken, wechselseitigem Vorrang, bestimmen den schwankenden Schicksalsverlauf der westeuropäischen Geistesgeschichte. Verstand, Ordnung, Maß und Grenzziel, bewußte Einstellung auf das sinnliche Vergnügen alles Diesseitigen, Wertschätzung aller erfahrungsmäßigen Wissenschaftlichkeit und eine damit verbundene allzu menschlich-verstandesmäßige Weltbetrachtung sind die Kennzeichen südlicher Geistigkeit. Wenn sie triumphiert, ist das Leben sicher, jedoch flach, angenehm, jedoch eng, schön, jedoch kalt. Was ist ihr die Natur? Gegenstand vermeintlicher Ergründbarkeit, geheimnislos, Beutegeheg des menschlichen Willens und diesem, wo nötig, untertan. Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Die Gesetzlichkeit menschlicher Vernunft wird göttlicher Gesetzmäßigkeit gleich geachtet. Alles wird erklärt, erforscht, eingeschachtelt, benamst, bezettelt. Dies alles ist im Geistesleben des Nordens grundsätzlich anders. Hier ist das Weltbild weit, unüberschaubar und geheimnisreich. Wirrnis herrscht und Unsicherheit. Das dumpfe, unergründliche Schicksal waltet, menschlicher Einsicht auf immerdar verschlossen. Der Mensch: ein kümmerlicher Wurm, der sich vor Gottes Allmacht knirschend beugt. Menschlicher Verstand und

Wille: wie arm, beschränkt, hilflos dem rasenden Weltentaumel gegenüber! Ehrfurcht ergreift den nordischen Menschen dem Geheimnis gegenüber, Leben genannt, das der südliche in naiver Glückseligkeit zu durchschauen, ja zu beherrschen vermeint. Der Norden ist dem Jenseits ergeben, zu dem er, Trug und Schein der Erdenwelt verachtend, flüchtet, indes der Süden mit allen Fängen seiner sinnlich heißen Gier die bunte Schönheit dieser Welt umklammert.

Kunst, insonderheit bildende, als eine der Ausdrucksmöglichkeiten geistiger Einstellung, offenbart den tiefen Unterschied zwischen nordischer und südlicher Veranlagung in trefflicher Anschaulichkeit. Alle Südkunst strebt nach klarer, harmonieerfüllter Klassik, sie stellt den Menschen und die Nachahmung des Natürlichen voran. Alle Nordkunst drängt nach gesteigertem Ausdruck und verachtet Naturnachahmung, ja Naturbezug. Sie arbeitet mit unsinnlichem Gestaltenschatze. Südkunst geht auf äußerliche sinnliche Schönheit in gemessener Beschränkung, Nordkunst auf inneren anregenden Gehalt. Jene befriedigt die Sinne und den Verstand, diese die Seele und den Geist. Jene ist irdisch und bedient sich der begrenzten Masse (Körperlichkeit), daher ist sie schwer und ruhig, klar und faßbar. Diese ist jenseitig gerichtet und erreicht ihre Wirkungen durch die formale Durchbildung des unbegrenzten Raumes, daher ist sie gewichtlos, zart und in ruheloser Bewegung begriffen, unklar auch und verwirrend reich. Klassik und Renaissance im Süden — Gotik und Barock im Norden.

In Kärntens bildender Kunst überwiegen weitaus die gotischen und barocken Einschläge. Südliches Geistestum hat hier zuweilen Fuß gefaßt, durch allerlei äußerliche Mächte bedingt, aber nie Wurzel geschlagen. Die eigenen Säfte des Landes erfuhren Zuschuß, dann und wann drang südliches Geistesblut ein, aber das Eigene war immer stärker und wies die fremde Gesinnung bald wieder ab. Wie zahlreich die Denkmäler aus römischer Zeit! Das kleine Land, damals infolge der Unwirtlichkeit, Unerschlossenheit — vor allem der oberkärntnerischen Gebirgstäler — noch kleiner als heute, war in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung mit römischer Kultur äußerlich dicht übersät. In stolzen Städten standen stolze Tempel, auf den Marktplätzen bronzene und marmorne Bildwerke, die stattlichen steinernen Häuser wiesen prunkvollen Zierat auf, Mosaikfußböden und Wandmalereien und zahlreiche kunstvolle Geräte sowie kostbarer Schmuck zeugten von der verfeinerten Lebensführung der Bewohner. Doch wie spurlos ist diese ganze Kultur am bodenständigen Geiste des Landes vorübergeglitten! Auch später keine bewußte Wiedergeburt, nirgends ein Anknüpfen. Als die St. Veiter um die Mitte

des 16. Jahrhunderts die große Steinbrunnenschale aus Virunum holen und auf ihrem Stadtplatz aufstellen (1566), meißeln sie nicht nur ehrfurchtlos den unteren Teil des antiken Sockels nach ihrer gotischen Formgesinnung im Achtkant zurecht und setzen darauf die Wappentartschen und Rosetten, nein, sogar mitten hinein in die Schale stellen sie das gotische bronzene Bergmännlein, das köstliche Schlüsselbrunnbartele, und bezeugen damit, wie wenig vom Geiste der römischen Antike in lebendiger Überlieferung geblieben war.

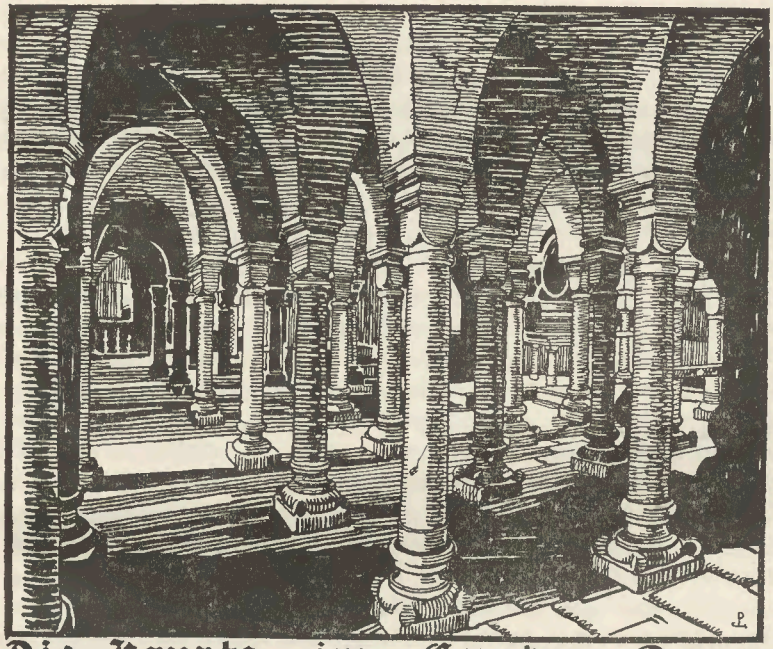
Stärker schon schlug das Altchristliche ein. Die frühen Kirchen aus dem 5. und 6. Jahrhundert, die in St. Peter im Holz (Teurnia), bei Globasnitz am Hemmaberge, im Kanaltal und am Zollfeld (Gratzerkogel), aus der Versunkenheit wieder erschlossen wurden, weisen Grundformen auf, die keimkräftig waren, nicht mehr verschwanden und in den romanischen und gotischen Kirchen und Karnern Fortbildung erfuhren. Die altchristliche Kunst ist bereits Geist von unserem Geiste. Das östliche Nordtum, das in ihr zum Ausdrucke gelangt, ist dem abendländischen Nordtum artnäher als der Süden.

Vor der Gotik, im 7. und 8. Jahrhundert, zeigen dann sogenannte langobardische, eigentlich richtiger frühmittelalterliche Bauzierstein hauptsächlich zopfig und knotig ineinander verschlungenes, mehrstreifiges Bänderwerk. Alle nachahmende, erzählerische Darstellung, alles gegenständlich Deutbare, wie es dem Geiste der Antike entsprach, ist zurückgedrängt. In Kärnten, das von den zu Ende des 6. Jahrhunderts eingefallenen Slawen arg verwüstet worden war und wo sich erst langsam wieder eine neue Kultur anbahnte, finden sich solche Steine verhältnismäßig selten (St. Peter am Bichl, Millstatt, Molzbichl, St. Wolfgang ob Spittal). Vom Karolingischen wissen wir vorläufig noch gar nichts, denn der Turm der Pfalz zu Moosburg sagt wenig aus und auch die Karnburger Pfalz müßte erst durch Grabungen erschlossen werden. Die überwiegende Mehrzahl der kirchlichen und gar der weltlichen Bauten bestand aus Holz: begreiflich, daß davon nichts erhalten bleiben konnte. Derartige hölzerne Kirchen gab es bis ins Mittelalter. Und in den einsamen Bergwäldern auf der Höhe zwischen dem Glan- und Wimitztal hat sich eine solche lärchene Blockbaukirche sogar bis heute erhalten: Heiligendreifaltigkeit am Gray.

Um das Jahr 1000 setzen die großen Klostergründungen in Kärnten ein. Die Kirche erstarkt, nimmt an politischer Macht immer mehr zu. Holzbauten gelten als unansehnlich. Seit der zweiten Hälfte des 11., vor allem dann im 12. und 13. Jahrhundert schießen die großen Steindome aus dem Boden: Millstatt, Gurk, St. Paul. Daneben Ossiach, St. Georgen a. L., Eberndorf, Viktring, Arnoldstein, Griffen, Friesach. Dann die großen Stadtkirchen zu

Friesach, St. Veit, Wolfsberg und die Unzahl (bis 1300 sind es über 200) kleinerer Landkirchen. Die Stifts- und Stadtkirchen sind dreischiffig, bedeutend in den Maßen, zuweilen, wie in Gurk, Millstatt und St. Paul, voll Sorgfalt in der einzelnen Durchbildung (Apsiden, Portale, Kapitelle) und meisterhaft im Gesamtentwurfe (Krypta, Querschiff, Westwerk), so daß sie mit Recht, allen voran Gurk, unter Kennern den verdienten Ruhm genießen; die Landkirchen sind einschiffig, bescheiden, oft gibt es nicht einmal eine vorspringende Apsis, den Altarraum bildet das Erdgeschoß des Turmes (ausgesprochen nordische Altarturmanlage) und immer ist das Schiff flachgedeckt. Romanische Kirchen und Kirchlein haben sich in Kärnten in großer Zahl erhalten, nur die Flachdecken verschwanden zumeist in der Gotik und machten oft recht schwierig zusammengesetzten, reichen Rippennetzgewölben Platz. Zahlreich sind auch die Friedhofsbauten, die Karner: immer zweigeschossig, unten Beinkammer, oben Gedächtniskapelle, zumeist dem heiligen Michael geweiht und mit malerischem Schmucke versehen. Ein treffliches, wohlerhaltenes Beispiel vom Ende des 13. Jahrhunderts bietet Pisweg. Nun regt sich auch der Burgenbau überall im Lande. Voran steht die herrliche Anlage am Petersberg zu Friesach, wo der schönste romanische Bergfried, den es in deutschen Landen gibt, noch heute über dem grabenumgürteten Städtlein wehrhaft und träumend in die Lüfte ragt. Ferner die prächtigen Bergfriede von Liebenfels und Karlsperg, von Kraig und Hardegg. In der Freiburg oberhalb Sankt Veit eine romanische, doppelgeschossige Burgkapelle. Die romanische Bau- und Grabplastik ist durch vorzügliche Werke in Millstatt, Gurk, Straßburg, St. Veit, Friesach (Karner), Lieding, Wolfsberg und Viktring vertreten. Etwas Einzigartiges birgt Gurk: die figürlichen Holzreliefs auf den westlichen Türflügeln, entstanden zu Ende des 12. Jahrhunderts. Verhältnismäßig reich ist auch der Bestand an romanischem Kunstgewerbe (Weihrauchfässer, Leuchter, Kruzifixe), abgesehen von den köstlichen Dingen im immer noch zu wenig bekannten St. Pauler Klosterschatze. Hervorragendes bietet Kärnten an Werken mittelalterlicher Malerei. Die bischöfliche Kapelle im Westwerke des Gurker Domes, mit Fresken, die die Wände und Gewölbe bedecken, ausgemalt bald nach 1264, hat ihresgleichen, was künstlerische Wertigkeit und Unversehrtheit der Erhaltung betrifft, nicht wieder auf der Welt. Die romanischen Vorstufen zu den Gurker Fresken und die Auswirkungen, die sie übten, sind gleichfalls im Lande reich vertreten: Maria-Wörth (um 1200), Friesach (bischöfliche Kapelle im Bergfried, Nikolaustürbild bei den Dominikanern [das älteste deutsche Tafelbild, Mitte des 13. Jahrhunderts]), Hart bei Glanegg, Obergottesfeld, Pisweg (13. Jahrhundert), Althofen, Deinsberg,

St. Helena am Wieserberg. Ferner wieder etwas ganz Seltenes für die deutsche Kunst: das Glasfenster mit der heiligen Magdalena im gleichnamigen Kirchlein bei Weitensfeld, etwa um 1180 entstanden. Ungefähr gleichzeitig mit den Gurker Fresken die schönen Jungfrauenscheiben im nördlichen Chorfenster der Friesacher Pfarrkirche. Die gesamte Kunst des 13. Jahrhunderts in Kärnten wird, älterem Sprachgebrauche folgend, unter dem Schlagworte



Die Krypta im Gurker Dom

„romanisch" zusammengefaßt, obwohl zum Beispiel die innere Erregtheit des überlebendigen Knitterstils der Gurker Fresken romanischer Formgesinnung widerspricht. Hier wirkt bereits ein Ahne des spätgotischen Knitterwerks, des windzerzausten barocken Faltengeknitters. Hier wirkt Nordgeist. Die Romanik hingegen, wo sie rein und unverhüllt zutage tritt, zeigt in dem auf Klarheit, Massenwucht und Ruhe betonten Aufbau ihrer Werke oft auffällig stark künstlerische Südgesinnung. Die Gotik der Mitte des 13. Jahrhunderts übrigens nicht minder. Nie war man, dem Geiste und der Erscheinung nach, im abendländischen Norden der Antike wieder so nahe wie damals. Das

war tatsächlich eine Wiedergeburt. Allein nach der Jahrhundertmitte ändert sich das Bild. Die Falten, statt rund und weich um den Körper zu fließen und ihn in seiner tiefenhaften Fülle zur Sichtbarkeit zu bringen, werden von sprühendem, eigenwilligem Leben erfüllt, der menschliche Körper unter ihnen ist nicht mehr zu erkennen, aller Nachdruck ist auf die geheimnisvoll gesteigerte Erregtheit im knitterigen Linienwirbel gelegt. Die Gotik setzt in Kärnten nicht später ein als anderswo. 1142 wird Viktring gegründet und der Zisterzienserbau, vor 1200 geweiht, zeigt das burgundische Spitzbogensystem in aller wünschenswerten Deutlichkeit. Dann die Ruhepause im 13. Jahrhundert: das Langhaus und die Seitenapsiden der Dominikanerkirche zu Friesach, vom ersten, 1251 geweihten Bau stammend; auch St. Paul ist wieder rückschrittlicher. Um 1300 der edle, sagen wir klassische Chor der Friesacher Dominikanerkirche, ein prachtvolles zeitliches Gegenstück zu Giottos Paduaner Fresken: gotische Einzelwörter, aber gemessen, feierlich, still, kühl bis ans Herz hinan — aus dem Verstande für den Verstand.

Im 14. Jahrhundert wird es anders. Auf die Scholastik folgt die Mystik. Der Diesseitsglaube, die Wertschätzung des kleinlich Wissenschaftlichen wirtschaften ab zugunsten außerirdisch gerichteter Geistesströmungen. Die Seele hält Einkehr. In der Kunst weicht die Masse dem Raume, das Verankerte dem Befreiten. Verschwindet indes der logische Sinn, ein jubelnder, göttlicher erfüllt dafür alles mit Inbrunst. Nun bauen auch die Kärntner mit ihrem angestammten nordischen Herzblute, nun fließen die Säfte der heimatlichen Erde durch Mauerwerk und Dienste bis zu den hohen Gewölbescheiteln, nun steigen die schlanken Chörlein auf und über die steilen Dächer ragen die spitzen Türme himmelwärts. Es entstehen herrliche Schöpfungen. Als eine der schönsten sei bloß der Liedinger Chor (Mitte 14. Jahrh.) genannt, der frei, zart und weiträumlich emporschwebt. Die „Renaissance" um 1400 tritt leise auf, kaum merklich. Und das 15. Jahrhundert setzt getreulich die Gesinnung des 14. fort. Die Baulust wandelt sich in Baueifer, ja Bauleidenschaft. Eine Unzahl neuer Kirchen ersteht, nahezu alle der alten werden, hauptsächlich durch Einziehung eines Netzrippengewölbes, gotisiert. Die Bewegung in breitem Strome setzt sich bis in das erste Drittel des 16. Jahrhunderts fort, in Ausläufern dauert sie bis 1600. Wie immer betrachtet, hier ist der Höhepunkt kärntnerischen Bauschaffens. War die Romanik eine Angelegenheit verhältnismäßig weniger, der Geistlichkeit und des Adels, diese Gotik des 14. und 15. Jahrhunderts ist wahrhaft eine Volkssache. Man staunt über die wirtschaftliche Seite des Ganzen. Das Land litt an Seuchen, Hungersnöten, Feindeseinfällen, Erdbeben und anderem Un-

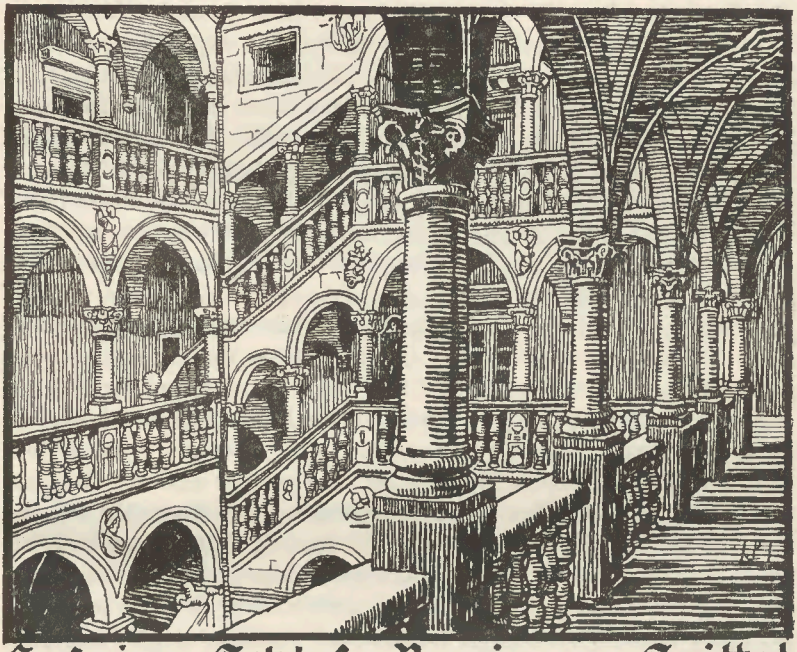
gemach und doch wuchs ein Bau nach dem anderen aus dem Boden, darunter stattliche Kirchen von edler Geräumigkeit, vielfach meisterhaft in Wurf, Anlage und Durchführung. Bewundernswert, wie vortrefflich sie alle dem Landschaftsbilde sich einordnen, mit welcher feinfühligen Sicherheit sie stets an die passende Stelle gerückt sind. Namen? Hier einige: Heiligenblut (1484 bis 1491), Hochfeistritz (1446 bis 1491, die baulich aufwändigste Leistung), Waitschach (1447 bis Ende des 15. Jahrhunderts), Villach (1462), Maria-Saal, St. Wolfgang bei Grades (1453 bis 1523), Obervellach (1509 bis 1516), Kötschach (1450 bis 1542), Stallhofen (1521), Maria-Feicht (1521), St. Kosmas (1551), Laas (1516) und viele andere.

Malerei, Bildnerei und Kunstgewerbe stehen der Baukunst nicht nach. Kaum ein Land birgt noch, trotz aller Ausplünderung, eine so reiche Zahl von Glasgemälden wie Kärnten. Von den Völkermarkter Scheiben im Klagenfurter Museum (frühes 14. Jahrhundert) ist, um nur das Hauptsächlichste zu nennen, über St. Leonhard, Friesach, Lieding, Gurk und Altenmarkt im 14. und Maria-Höfl, Deinsberg, Gaisberg, Viktring und Egg im 15. Jahrhundert nahezu jedes Jahrzehnt mit künstlerisch bedeutsamen Werken vertreten. Dazu wieder viele Fresken: von Gurk (Vorhalle, 1341) über Millstatt (1428), Maria-Saal (1435), Hochfeistritz, Gerlamoos, Thörl, Lieding, Kirchbach und Maria-Saal (Pestkreuz, 1523) bis zum Metnitzer Totentanz und zu den köstlichen ornamentalen Deckenfresken von St. Wolfgang bei Grades und Zeltschach. Und ebenso neben Tafelbildern (Möring, Dornbach, Hoch-St.-Paul, Friesach, Petersbergkirche, um nur einige zu erwähnen) die verhältnismäßig zahlreichen Fastentücher, vom Gurker aus 1458 bis zum Millstätter von 1593 (im 17. Jahrhundert, was bezeichnend ist, Fortsetzungen). Endlich der beträchtliche Reichtum des Landes an bildnerischen Werken. Wo die romanische Baubildnerei aufhört, geht die gotische weiter. Aus dem 13. Jahrhundert seien die Bogenfelder von St. Paul genannt (zwischen 1250 und 1267), ferner jene der Sakristeitür der Friesacher Dominikanerkirche und des Hauptportals der St. Veiter Pfarrkirche. Aus dem 14. Jahrhundert (zweite Hälfte) nenne ich nur das Bogenfeld der St. Veiter Spitalskirche (bisher stets als romanisch verkannt) und das figürliche Hochrelief an dem als Altarmensa verwendeten Steinsarg in der St. Veiter Klosterkirche. Herrliche Werke vom Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts sind die beiden ergreifenden Vesperbilder in Friesach (Deutschordensspital) und Straßburg (Pfarrkirche). Das Wundervollste aber, was an gotischer Steinbildnerei in Kärnten genossen werden kann, steht in einer Nische der Dominikanerkirchensakristei zu Friesach: eine stehende Muttergottes mit dem Kind am Arm, im

anderen das Zepter, eine schlanke, hoheitsvolle Frau voll Adel im Ausdruck, in ein reiches, wallendes Gewand gehüllt. Ein Meisterwerk vom Ende des ersten Viertels des 14. Jahrhunderts. Rund hundert Jahre später entstanden sodann die Madonna mit Kind am Kirchberger Hochaltar und die reizvollen sitzenden Madonnen in Maria-Saal und Launsdorf. Für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts schwillt die Anzahl der erhaltenen Werke (Grabmalplastik aus Stein, Altarbildnerei aus Holz) ins Unübersehbare. Wie groß ist allein die Menge der noch unversehrt erhaltenen Flügelaltäre! (Ich nenne nur die besten: jene von Heiligenblut, St. Wolfgang bei Grades, Ossiach, Friesach, Maria-Gail, Maria-Saal, Maria-Elend, Zwickenberg und vom Magdalensberg.) Daneben die köstlichen Hemmareliefs in Gurk, die prächtigen Figuren im Hochfeistritzer Hauptaltar, das Marientodrelief in dieser Kirche, das Abendmahlsrelief in St. Peter bei Taggenbrunn, die feine Kirchenvaterbüste aus dem Gailtal im Wiener Kunsthistorischen Museum usw. usw. In den entlegensten Bergdorfkirchlein finden sich gotische, hauptsächlich spätgotische Holzbildwerke. Wundervoll ist auch der überlebensgroße Holzkruzifixus in der St. Veiter Pfarrkirche, der einen Höhepunkt des bildnerischen heimischen Kunstschaffens zu Beginn des 16. Jahrhunderts bedeutet. Es steht urkundlich fest, daß es in Kärnten selbständige, von Tirol unabhängige Werkstätten und Meister für Schnitzarbeiten gab und daß manches der Werke an künstlerischem Range dem Besten gleichkommt, was die deutsche Bildnerei überhaupt geschaffen hat. Die Grabsteinkunst, die namentlich in Millstatt, Friesach, Straßburg, Villach, Wolfsberg, Eberndorf und an anderen Orten schöne Werke hinterließ, die gotischen Kanzeln, Taufsteine, Totenleuchten, Sakramentshäuschen und -nischen, deren es allenthalben in zum Teil hervorragender Wertigkeit gibt, die Schöpfungen des gotischen Kunstgewerbes (Straßburger Bildteppich aus dem 14. Jahrhundert, Meßgewänder, kirchliche Geräte, Glocken, Möbel und Möbelbeschläge, Kirchengestühl, geschnitzte Decken) müssen gleichfalls erwähnt werden.

Diese herrliche Blüte heimischen Kunstschaffens, die Gotik, flaut seit dem zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts zwar ab, wenn wir aber sehr genau zusehen: die Gotik geht dann unmittelbar in den Barock über. Das, was wir Renaissance nennen, gibt es in Kärnten kaum, kann es nicht geben. Um 1500, als die italienische Renaissance blüht, herrscht in aller unberührten Reinheit in Kärnten noch die Gotik. Und was in den folgenden Jahrzehnten sich dann schüchtern einstiehlt, im Ornament zumal, wie nebensächlich erscheint es, wie wenig vermag es das besondere Wesen der heimischen, angestammten Kunstübung innerlich zu beeinflussen! 1529, als in St. Veit die Burg gebaut

wird (zugleich die Stadtmauern), ersteht damit ein rein gotisches Gebäude. Die Burg in Spittal, gegen die Jahrhundertmitte entstanden (und darüber hinaus), gilt immer als vorbildlicher Renaissancebau nördlich der Alpen. Hier mag zum mindesten der Plan auf einen italienischen Meister zurückgehen, der durch den Machtwillen eines Adeligen in fremdes Land berufen wurde. Bezeichnend ist nur, daß nicht die reine Hochrenaissance etwa eines



Hof im Schloß Porcia zu Spittal

Bramante oder Raffael zur Nachbildung kam, sondern, vor allem im Hof, ein Florentiner Palazzo aus der Frührenaissance, der voll geheimer Gotik steckt. Oder der schöne St. Veiter Frauengrabstein: die Nischenrahmung Renaissance, die Frau hingegen völlig in gotischer Art gebildet. Dieselbe Mischung am Millstätter Weltgerichtsfresko oder am Obervellacher Altar, den freilich ein Ortsfremder, der Niederländer Jan van Scorel, auf einer Italienfahrt 1520 hier malte.

Konnte die Renaissance im Norden nicht Fuß fassen, der Barock fand

mühelos Eingang, denn er ist ja nichts anderes als die der nordischen Kunstgesinnung entsprechende grundsätzliche Umwandlung der südlichen Renaissance. Die bildende Kunst in Kärnten bleibt in den drei barocken Jahrhunderten, die auf die gotische Blüte folgen, an Umfang und Güte der Leistungen hinter der Gotik kaum zurück. Gotteshäuser waren in der Gotik in solcher Menge errichtet worden, daß nun kein starkes Bedürfnis nach Neubauten vorlag. Dazu kam im Frühbarock des 16. Jahrhunderts der Protestantismus, der nicht eben kunstfördernd wirkte. Dennoch erstand gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts ein so wichtiger Bau wie in Klagenfurt die heutige Domkirche mit ihrer großzügigen Wohlräumigkeit. Im 17. Jahrhundert mehren sich dann, besonders auf Klagenfurter Boden, die kirchlichen Neubauten (Franziskaner-, Spitals-, Kapuzinerkirche). In St. Andrä baut von 1640 bis 1654 Fürstbischof Albert von Lavant die gewaltige Jesuitenkirche Maria-Loretto. Dem Ende des Jahrhunderts gehört die Klagenfurter Pfarrkirche an. Aus dem 18. Jahrhundert seien beispielshalber die Wallfahrtskirchen Maria-Hilf bei Guttaring (1727) und die Kreuzkirche in Villach (1726 bis 1751) genannt.

Burgen und Schlösser werden im 16. Jahrhundert viele errichtet, wobei Gotik, Renaissance und Frühbarock ein oft köstliches Gemisch ergeben. Als die bedeutendsten seien Frauenstein (1519, 1554), Tanzenberg (heute leider arg beeinträchtigt) und Hochosterwitz (1570 bis 1583) angeführt, denen sich, sie alle an künstlerischem Wert übertreffend, das Landhaus in Klagenfurt anschließt. Im 17. Jahrhundert, als der Adel verarmt und zum Teil vertrieben ist, erlahmt der Umfang der Bautätigkeit. Das Wertvollste sind das ehemals Rosenbergsche Stadtpalais (1650 bis 1660) in Klagenfurt, ein nobler Hochbarockbau mit bereits klassizierender Neigung, und der Arkadenhof der bischöflichen Burg in Straßburg (1688). Das bischöfliche Schloß Zwischenwässern, 1780 von J. G. Hagenauer errichtet, zeigt bereits die schwere Wucht des reifenden Klassizismus, der nun während des ganzen 19. Jahrhunderts anhält. Erst seit etwa einem halben Menschenalter lösen wir uns aus seinen Fängen. Viele der Kärntner Barockbauten sind mit Stukkos und Fresken ausgeschmückt. Die schönste stuckierte Schauwand (neben einer reichen Saaldeckenstuckierung) erhielt gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts das St. Veiter Rathaus; vorzügliche Stukkaturen besitzen auch die Ossiacher Kirche und die Domkirche zu Klagenfurt oder Maria-Elend im Rosental. Ob es immer heimische Meister waren, die das schufen, wissen wir vorläufig noch nicht. Als die wichtigsten Barockmaler Kärntens seien genannt: A. Blumenthal, dessen etwas grobe, aber wirkungsvolle Fresken

(1598) eben im Gurker Dom bloßgelegt werden, Ferdinand Fromiller († 1760) (sein bestes Werk das Landhausfresko), der Tiroler A. Zoller, J. Mölckh (Fresken in der Klagenfurter Pfarrkirche, 1764) und der Schwabe E. Gabriel, den man etwa den Kärntner Maulpertsch nennen könnte. Wer die Kärntner Kirchen kennt, dem fällt auf, wie unverhältnismäßig besser als die Bilder stets die bildnerischen Werke an den Altären sind. Der Umfang dieser Altarkunst ist ungeheuer. Kein kleinstes Bergdorfkirchlein, das nicht seinen Knorpelwerk-, Laub- und Bandelwerk- oder Rokokoaltar hätte, darunter vorzügliche Werke. Das Großartigste: der Gurker Hochaltar von Michael Hönell (1651), von dem auch der Klagenfurter Lindwurmbrunnen stammt (1636). Das zarte Gegenstück zum Gurker hochbarocken der Liedinger Rokokoaltar (um die Mitte des 18. Jahrhunderts). Meisterhafte Schöpfungen derselben Zeit die großen, feurigen Apostel in Metnitz und Raphael Donners bleiernes Vesperbild (1741) im Gurker Dom. Gotik und Barock waren, jedes in seiner Art, wirklicher Volksstil. Man erkennt es daran, daß sie tief das Kunstgewerbe durchsetzten und vor allem auch in die Volkskunst eindrangen. Es war eben darin kein fremdes Aufzwängen, sondern ein ungehemmtes blütenreiches Sprießen aus dem heimischen nordischen Mutterboden.

Kärnten als deutsches Kulturland

Von Dr. Martin Wutte

Die hochentwickelte römische Kultur fand in Kärnten wie in den übrigen Alpenländern im Zeitalter der Völkerwanderung ein Ende. Verschiedene germanische Völkerschaften durchzogen plündernd das Land. Im Jahre 400 wanderten Teile der Goten von Ungarn aus die Drau aufwärts durch Kärnten nach Tirol, um von dort aus nach Italien einzufallen. Um 472 brachen die Ostgoten in das Gebiet von Teurnia ein, bald darauf die Alamannen. Später gehörte Kärnten zum Reiche des Ostgotenkönigs Theoderich (in den Jahren 493 bis 526). Es ist möglich, daß in diesen Zeiten einzelne gotische oder andere nordgermanische Scharen in Kärnten zurückblieben und von ihnen Spuren altnordischen Lebens in Kärnten in Hausbau, Hofanlage und Stalleinteilung, in Sitte und Brauch, Sage und Märchen herstammen. In diesem Falle wäre die germanische Besiedlung in Kärnten älter als die slawische.

Die Zerstörung des römischen Lebens in Kärnten war jedoch nicht so sehr ein Werk der durchziehenden Germanen, als vielmehr der Slawen, die um 590, von den Awaren gedrängt, in Kärnten einfielen, denn Ausgrabungen

förderten Überreste von altchristlichen Kirchen in Eberndorf (Juenna), am Zollfelde (Virunum), bei Thörl-Maglern (Meclaria), St. Peter im Holz (Teurnia) und Lienz in Tirol (Aguontum) zutage, die dem 5. und 6. Jahrhundert angehören, also einer Zeit, in der die Germanenstürme bereits vorüber waren. Teurnia wird überdies noch 591 erwähnt. Die Slawen, die nun von Kärnten und den umliegenden Ländern für längere Zeit Besitz nahmen, waren ein rauhes, wahrhaft barbarisches Volk. Von ihrer Wildheit kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man bei Prokop, „Gotenkrieg", III, 38, hört, wie sie nach Eroberung einer Stadt auf der Balkanhalbinsel 15.000 Männer ohne Unterschied des Alters niedermachten und unterlegene Feinde mit dem Vieh in Ställe sperrten und verbrannten, oder wenn man in der Legende der Heiligen Marinnus und Amianus liest, daß die Slawen bei einem Einfall nach Bayern das schöne Land weit und breit verwüsteten und einen Einsiedler in seine brennende Hütte warfen.

Die Raubzüge der Slawen in die benachbarten Länder hatten schwere Kämpfe mit Bayern und Langobarden zur Folge. Vom zweiten Jahrzehnt des 7. Jahrhunderts an herrschte jedoch zwischen Bayern und Slawen ziemliche Ruhe. Es scheint, daß schon jetzt die Bayern die benachbarten Teile des alten Norikum und damit auch von Kärnten besetzten. Denn um 750 schreibt Paulus Diakonus, daß Norikum, welches im Süden an Italien grenze, vom Volke der Bayern bewohnt sei, während er Krain die Patria Slavorum nennt. Jedenfalls haben die Slawen nicht das ganze Land gleichmäßig besiedelt. Vielmehr ließen sie weite Strecken frei und es war schon im 8. Jahrhundert ein großer Teil von Kärnten von bayrischen Siedlungen durchsetzt.

An Kultur standen die Slawen weit hinter den Germanen. Waren sie doch gerade erst aus dem Osten vorgebrochen und standen unter der Herrschaft und dem kulturfeindlichen Einflusse der Awaren, während die Germanen ein halbes Jahrtausend länger von der römischen Kultur beeinflußt worden waren, ganz abgesehen von ihrer hohen Eigenkultur.

Bei der Einwanderung in Kärnten kannten die Slawen nicht einmal das Eisen. Von den Handwerken waren ihnen nur die Töpferei und die Leinenweberei bekannt. Ihre Hauptbeschäftigungen waren Ackerbau und Viehzucht, aber auch darin waren ihnen die Germanen überlegen, wie die zahlreichen deutschen Lehnwörter in den slawischen Sprachen bezeugen.

Um 750 rief der Slawenherzog Borut die Bayern gegen die wütenden Angriffe der Awaren zu Hilfe. Die Bayern kamen, befreiten die Slawen von den Awaren, behielten aber die Vorherrschaft über die slawischen

Häuptlinge. Nach mehreren mißglückten Aufständen verloren die Slawen auch die Selbstverwaltung und an Stelle des slawischen Herzogs trat der bayrische Graf.

Mit dem Eingreifen der Bayern in Karantanien, wie Kärnten seit 664 genannt wurde, beginnt ein neuer Abschnitt. Schöpfer und Träger der neuen Kultur waren ausschließlich die Deutschen.

Vor allem wurde im neuerworbenen Lande die höhere staatliche Ordnung eingeführt, die bei den Franken entstanden und durch das staatsmännische Genie Karls des Großen weiter ausgebildet worden war. Damit begann die mehr als tausendjährige Herrschaft des germanischen Lehens- und Heerwesens in Kärnten. An der Spitze des Landes, das zunächst zum Herzogtum Bayern gerechnet wurde, stand anderthalb Jahrhunderte hindurch der Graf als Inhaber der Heeres- und Gerichtsgewalt. Vorübergehend lag in Kärnten sogar der Schwerpunkt des ostfränkischen Reiches. Das war zur Zeit des tatkräftigen Königs Arnulf, des vorletzten Karolingers (887 bis 899), der, ein geborener Kärntner, von seinem Vater König Karlmann mit der Herrschaft über Kärnten betraut, 887 zum ostfränkischen König gewählt wurde und später auch die Kaiserkrone erwarb. Moosburg und Karnburg erscheinen zur Zeit Arnulfs als königliche Pfalzen.

Seit der Begründung des selbständigen Herzogtums Kärnten (976) war es in drei Grafschaften geteilt: Friesach, Lurn und Jauntal. Vom 12. Jahrhundert an zerfielen die Grafschaften in Landgerichte, die sich als Gerichts- und Verwaltungssprengel bis in das 19. Jahrhundert hinein erhielten. Als Steuerbezirke wurden die Landgerichte unter Kaiser Josef II. in Steuergemeinden eingeteilt, die dann in den Fünfzigerjahren des 19. Jahrhunderts zu Ortsgemeinden vereinigt wurden. So kommt es, daß sich die heutigen Gemeindegrenzen vielfach mit alten Landesgerichtsgrenzen decken, daß also die Grenzen der alten Grafschaften bis auf die heutige Zeit nachwirken.

Aus der Karolingerzeit stammen die ältesten Denkmäler germanischer Kunst in Kärnten. Es sind dies geschmackvolle Bandornamente in Stein, die sich in Kärnten an vielen Stellen finden, zum Beispiel in der Gegend von Moosburg, dann in Millstatt, St. Maria in Hohenburg und Molzbichl in der Nähe des Lurnfeldes sowie in Friesach, also in Örtlichkeiten, die schon damals und wenig später als politische Mittelpunkte auftraten.

Bald nach der Begründung der bayrisch-fränkischen Herrschaft setzte auch eine starke deutsche Besiedlungstätigkeit ein. Schon im 9. Jahrhundert erhalten deutsche Kirchen durch Schenkungen des Königs und des Adels reichen Grundbesitz in Kärnten, so das Bistum Freising zwischen Griffen und Trixen (882),

dann zu Maria-Wörth und Umgebung und in Oberkärnten, das Erzbistum Salzburg beim Einflusse der Görtschitz in die Gurk (831), gleich darauf zu Hochosterwitz, im Lavanttale, zu Maria-Saal, südlich von Klagenfurt zu Maria-Rain und Gurnitz und zu Friesach. Im 10. und 11. Jahrhundert erscheint das Bistum Brixen reichbegütert im Jauntale, das Bistum Bamberg im Lavanttale und in der Gegend von Villach bis Pontafel. Bamberg bleibt bis 1759, Salzburg bis 1803 im Besitze der Kärntner Güter.

Die Kirchen brachten im Vereine mit dem Adel zahlreiche deutsche Bauern nach Kärnten, welche das von den Slawen frei gelassene Land rodeten. Daß sie in Kärnten im allgemeinen den Hauptteil der Rodearbeit geleistet haben, beweisen die deutschen Orts- und Flurnamen, deren Zahl die der slawischen weitaus übertrifft. So gibt es in Kärnten nicht weniger als 24 Orte mit dem Namen „Raut", „Gereut" und „Kreuth", ja der Ausdruck fand auch in der Form „Rute", welche zwanzigmal als Ortsname vorkommt, Eingang in das Slowenische.

Naturgemäß war die deutsche Besiedlung im Norden stärker als im Süden. In den heute, abgesehen von den größeren Orten, fast rein slowenischen Gerichtsbezirken Eberndorf, Bleiburg und Eisenkappel sowie in der Gegend südlich vom Wörthersee, die gleichfalls fast rein slowenisch ist, sind deutsche Bauern in Menge nachweisbar. Dort sind nach dem herzoglichen Urbar von 1267 in dem engen Raume zwischen Bleiburg und Rechberg 39 deutsche Eigenleute, darunter 14 mit Söhnen, seßhaft; hier treten in einigen wenigen Urkunden des 11. Jahrhunderts mehr als ein halbes Hundert deutsche Zeugen auf. In den herrschaftlichen Urbaren der folgenden Jahrhunderte wimmelt es auch in heute slowenischen Gegenden von deutschen Bauernnamen wie Mayer, Steinbrecher, Hammerl, Schmidt, Kramer, Winkler usw. in der Herrschaft Hollenburg (1646), Schenk, Nachtigall, Steiner, Bettler, König, Käfer, Oberdeutschmann, Unterdeutschmann usw. in der Herrschaft Bleiburg (1574). In einem Urbar des Amtes am Wallersberg bei Völkermarkt aus dem 15. Jahrhundert sind 70 vom Hundert der Namen deutsch.

Diese deutschen Ansiedler leisteten aber nicht bloß eine gewaltige Rode- und damit Kulturarbeit, sie brachten auch ihre wirtschaftlichen Einrichtungen nach Kärnten mit und wurden hier die Lehrmeister der Slowenen. Beweis dafür ist die Fülle von Lehnwörtern, welche die Mundart der Kärntner Slowenen, das Windische, für Geräte und Schmuck, für das Haus und seine Teile, Gegenstände des Handels und Verkehres aufweist. Im Rosentale zum Beispiel sind von 130 slowenischen Berufsnamen über 100 dem Deutschen entlehnt. Den deutschen Bauern folgten eben der deutsche Handwerker und

der deutsche Kaufmann. Jetzt erst, vom 12. Jahrhundert an, entstanden Märkte und Städte.

Sie alle sind ausnahmslos deutsche Gründungen, auch in den gemischtsprachigen Landesteilen. Dafür sprechen schon die Ortsnamen Unterdrauburg (seit 1193—1220 Markt), Gutenstein (seit 1317 Markt), Bleiburg (seit 1228 Markt), Rechberg, das spätere Eisenkappel (seit 1262—1268 Markt), Völkermarkt (seit 1105—1126 Markt, seit 1252 Stadt), Wolfsberg (seit 1289 Stadt), Straßburg (seit 1228 Markt), Althofen (seit 1268 Markt), Weitensfeld (seit 1208 Markt), Gmünd (seit 1273 Markt und Stadt), Greifenburg (seit 1237 Markt).

Auch Klagenfurt (seit 1193—1199 Markt, seit 1252 Stadt) ist schon seinem Namen nach eine deutsche Stadt. Und doch ist jüngst das uralte Wahrzeichen der Stadt, der Lindwurm, der schon im ältesten Siegel von 1285 Verwendung fand, als Beweis für das slowenische Wesen der Stadt angeführt worden! Als ob der Name Lindwurm mit der Linde, dem vermeintlichen slowenischen Nationalbaume, etwas zu tun hätte! Gerade die Anknüpfung an die altdeutsche sagenhafte Gestalt des Lindwurms (ah. lind, Schlange) ist ein sprechendes Zeugnis vom deutschen Ursprunge der Stadt.

Auch der Name St. Veit (Markt seit 1199, Stadt seit 1224) deutet auf deutschen Ursprung hin. Denn der heilige Veit genoß in Sachsen und Franken Verehrung und sein Kult kam durch das fränkische Bistum Bamberg, das zur Zeit des ersten Auftauchens des Ortes hier Güter besaß, nach Kärnten. Und wie in Bamberg bei der Domweihe 1012 ein Altar dem heiligen Veit geweiht wurde, so wurde später im 15. Jahrhundert das Andenken des Heiligen in der Spitalskirche zu St. Veit durch die Aufstellung von prächtigen gotischen Tafelgemälden gefeiert.

In den Städten und Märkten blühte bald das Handwerk auf. Schon im 13. und 14. Jahrhundert treffen wir allenthalben Zünfte, die sich ihre Vorrechte von dem Herrn des Ortes bestätigen lassen. Den Reigen eröffnete die Bruderschaft der Lederer und Schuster in Friesach, die 1235 vom Erzbischof Eberhard II. bestätigt wurde. Im Jahre 1300 schlossen sich die Fleischhauer in Wolfsberg zu einer Zunft zusammen. Im 14. Jahrhundert schießen die Zünfte wie die Pilze hervor. Daß auch die Sprache der Zünfte und aller ihrer Aufschreibungen und Briefe die deutsche war, lehrt uns das Beispiel eines Lehrbriefes aus Völkermarkt. Die Lehrlinge gingen nach vollbrachter Lehrzeit auf Wanderschaft. Sie durchwanderten Deutschland und kehrten schließlich, erfahren im deutschen Handwerksbrauche, wieder in die Heimat zurück.

Deutschen Ursprung hat auch das Rechtsleben in Kärnten. Sämtliche Urkunden sind, soweit sie nicht lateinisch geschrieben wurden, in deutscher Sprache abgefaßt, so vor allem das Kärntner Landrecht, eine Bestätigung der Rechte des Kärntner Adels, vom Jahre 1338 und sämtliche Stadtrechte, wie das von St. Veit (1308), Wolfsberg (1331), Klagenfurt (1338), Friesach (1339), Völkermarkt (1342) und Bleiburg (1370). Städte und Märkte erhielten Selbstverwaltung und das Recht, einen Richter und einen Stadtrat zu wählen. Da ist es denn von besonderer Bedeutung, daß die Rats- und Gerichtsverhandlungsschriften sämtlicher Städte und Märkte ausnahmslos in deutscher Sprache abgefaßt sind. Somit war das Deutsche auch die ausschließliche Verhandlungssprache. In deutscher Sprache sind endlich auch die Aufzeichnungen des ländlichen Rechtes niedergeschrieben, die sogenannten Weistümer, auch solche in slowenischen Gegenden. Aber die kärntnerischen Rechtsdenkmäler sind nicht bloß der Sprache, sondern auch dem Inhalte nach deutsch.

Schon wenige Jahre nach der Besitznahme Kärntens durch die Bayern fand auch das Christentum Eingang. Bischof Virgilius von Salzburg (747 bis 748) schickt zahlreiche Missionäre nach Kärnten, darunter den Landbischof Modestus. An den zwei uralten Kulturmittelpunkten des Landes, am Zollfeld und am Lurnfeld, erstanden die ersten christlichen Kirchen: Maria-Saal und St. Peter im Holz. Klöster wurden erst im 11. und 12. Jahrhundert gegründet. Im Jahre 1072 erfolgte von Salzburg aus die Gründung des Bistums Gurk.

Von den Klöstern und Kirchen aus strahlte die deutsche Kultur in die Nachbarschaft. Wir hören, daß die Mönche die deutsche Predigt pflegen. Bruchstücke solcher Predigten sind erhalten. Die Klöster brachten auch die erste Blüte des geistigen und künstlerischen Lebens in Kärnten hervor.

Aus dem Kloster Millstatt stammt eine reichhaltige und reichbebilderte, im 12. Jahrhundert abgefaßte Sammelhandschrift, welche die ältesten Denkmäler deutscher Literatur auf österreichischem Boden enthält, die Genesis und den Exodus, kindlich naive, poetische Schilderungen von der Erschaffung der Welt und von dem Auszuge des Moses aus Ägypten. Ein anderes Gedicht der Handschrift, der Physiologus, beschreibt eine Anzahl teils wirklicher, teils fabelhafter Tiere, ein weiteres handelt vom himmlischen Jerusalem. Diese beiden Gedichte haben auch auf die Kunst Einfluß genommen. Auf den Physiologus gehen die Tierbilder im Kreuzgange zu Millstatt und am Sakramentshäuschen in Heiligenblut zurück, auf das himmlische Jerusalem das berühmte Deckengemälde der bischöflichen Kapelle im Gurker Dome. Die

Gedichte „Vom Rechte“ und „Die Hochzeit“, die gleichfalls durch die Millstätter Handschrift überliefert und in Kärnten entstanden sind, weisen auf alamannischen Kultureinfluß hin, der durch die Hirschauer Mönche sich auch auf Millstatt erstreckte.

Neben den Dichtungen der Millstätter Handschrift verdient die deutsche Legendendichtung Erwähnung, die durch Bruchstücke einer Johannes- und Sankt-Veit-Legende vertreten ist. Sie wurden im Kanonikatsarchiv zu Maria-Saal, einer Gegend, die im Mittelalter noch slowenisch war, aufgefunden.

Auch außerhalb der Klöster begann sich das deutsche Geistesleben zu regen. Die Zeit Walters von der Vogelweide, Wolframs von Eschenbach und Hartmanns von Aue machte sich auch in Kärnten bemerkbar. Walter stand in engen Beziehungen zum kunstsinnigen und freigebigen Herzog Bernhard (1202 bis 1256), der von ihm als „milter fürste, marterarre um êre“ gepriesen wird. Er weilte wahrscheinlich auch an dessen prunkvollem Hofe zu St. Veit.

Das deutsche Rittertum mit allen seinen Licht- und Schattenseiten spielt in Kärnten ebenfalls eine wichtige Rolle. In Friesach wurde 1224 gelegentlich eines von Herzog Leopold VI. von Österreich dorthin einberufenen Fürstentages auf Vorschlag des Herzog Bernhard jenes glänzende Turnier abgehalten, das Ulrich von Liechtenstein in seinem „Frauendienst“ beschrieben hat. Über sechshundert Ritter nahmen daran teil. Tausend Speere wurden verstochen, bei anderthalb hundert Pferde gingen verloren. Auch die bekannte Venusfahrt Ulrichs von Liechtenstein bewegte sich durch Kärnten. Heute zeugen noch Hunderte von Burgen und Schlössern von vergangener deutscher Ritterherrlichkeit.

Kein Wunder, wenn da der deutsche Minnesang und die höfische Epik in Kärnten Eingang fanden. Vor allem ist zu nennen Herr Zachäus von Himmelberg, „von sinem gesange wite erkant“, wie Ulrich von Liechtenstein von ihm sagt. Leider ist von seinen Dichtungen nichts erhalten geblieben. Viel Anklang und Nachahmung fand die höfische Epik. Heinrich von dem Türlin dichtete hier zwischen 1215 und 1220 seine langatmige „Krone“. Seine Helden tragen Wappen bekannter kärntnerischer Ministerialen.

Wie weit die Teilnahme an der höfischen Epik ging, ersieht man daraus, daß Namen und Wappen der in den Dichtungen gefeierten Helden von kärntnerischen Familien angenommen wurden. Wir begegnen in Kärntner Urkunden Namen wie Isolde und Tristan, Enyte und Erek (nach Hartmann von Aue), Parzival, Sigune (nach der Geliebten Schionatulandars im „Titurel“) und Alize (nach Wolframs „Willehalm“). Ein Zufall ist es wohl, wenn Graland von Wasserleonburg seine Tochter „Sigune“ nennt und in demselben Wasserleonburg sich ein Bruchstück des jüngeren „Titurel“ gefunden hat. Auch

Bruchstücke deutscher Reimchroniken fanden sich, Teile der Chronik Ottokars, so in Rosegg, heute in slowenischer Gegend, ferner von Rudolf von Ems' „Weltchronik" und von der Kaiserchronik.

In die zwei letzten Jahrhunderte des Mittelalters fallen die Anfänge der gelehrten Prosa in Kärnten. Im 14. Jahrhundert schreibt Abt Johann von Viktring in lateinischer Sprache sein „Buch zuverlässiger Geschichten" und vor 1500 verfaßt Jakob Unrest, Pfarrer der heute slowenischen Pfarre St. Martin am Techelsberg, von Geburt ein Bayer, seine deutschen Chroniken.

Im 12. Jahrhundert tauchen Schulen in Kärnten auf, zuerst in den Klöstern. Den ersten Rang nahm die Schule zu Gurk ein, an welcher hauptsächlich Söhne von Adeligen ausgebildet wurden. Im 15. Jahrhundert waren dort Lehrer tätig, die aus Franken und Sachsen stammten. Neben den Klosterschulen entstanden auch Stadtschulen, so in St. Veit und Völkermarkt schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, dann in Gmünd, Obervellach und in anderen Orten. In Klagenfurt wird ausdrücklich eine deutsche Schule neben der lateinischen genannt. An der Schule zu Villach wirkte der berühmte Arzt und Alchimist Theophrastus Paracelsus längere Zeit als Lehrer.

Auch die bildende Kunst in Kärnten steht mit der deutschen in engster Verbindung. Für die Baukunst wurde in der romanischen Zeit von besonderer Bedeutung das Kloster Hirschau in Schwaben. Bei Begründung des Klosters St. Paul (1090) zogen nämlich zwölf Hirschauer Mönche in das Kloster ein. Auch der Abt Gaudentius von Millstatt stammte aus Hirschau. Mit den Mönchen kamen Bauleute, die Fratres Barbati, welche natürlich ihre Baugepflogenheiten nach Kärnten mitbrachten. Der Gurker Dom, einer der größten in der ursprünglichen Reinheit noch erhaltenen deutschen Dome, zeigt deutlich Einflüsse von Hildesheim in Sachsen, wohin sich in der Zeit des Investiturstreites Erzbischof Konrad von Salzburg hatte flüchten müssen. Die Skulpturen des berühmten romanischen Kreuzganges in Millstatt haben die Krypta des Domes zu Freising und der Kirche St. Jakob in Regensburg zum Muster. Andere romanische Kirchen gehen auf bayrische und fränkische Vorbilder zurück.

Die gotische Kirchenbaukunst in Kärnten steht anfangs durch Vermittlung der in Viktring angesiedelten Zisterzienser Mönche unter französischem Einfluß, erst später unter deutschem. Von den deutschen Bauhütten wurden die Regensburger und die Wiener maßgebend.

Wie die Baukunst, so zeigt auch die Malerei innigste Zusammenhänge mit Deutschland. Die großartigen Wandmalereien in der bischöflichen Kapelle des Gurker Domes aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gehören zu

den bedeutendsten Werken romanischer Malkunst in Deutschland und sind eng mit thüringisch-sächsischen Miniaturen und westfälischen Wandmalereien verwandt. In der Kirche zu Nöring, weit hinter Gmünd, hat sich ein Gemälde, die Kreuzigung Christi, aus der Schule Pfennings erhalten, der als führender Meister in Nürnberg wirkte. Ein anderes Altarbild in der Kirche zu Dornbach bei Gmünd, darstellend die Vermählung der heiligen Katharina mit dem Christuskinde, lehnt sich an die ältere Kölner Schule des 15. Jahrhunderts an. So manches Altarbild in Kärnten weist deutliche Spuren der Stilweise Schongauers (um 1450) aus Augsburg auf, dessen „Madonna im Rosenhag" in Kolmar weltbekannt ist. Wandmalereien in der Kirche zu Thörl gehen auf Miniaturen in einem Salzburger Missale zurück, das von einem Schüler des berühmten Buchmalers Bertold Furtmeyer aus Regensburg (tätig 1476 bis 1501) nach dessen Anleitung gemalt wurde. Das schon erwähnte Tafelgemälde aus der Sankt-Veit-Legende ist ein Werk aus der Schule des Nürnberger Meisters Michael Wohlgemuth (1434 bis 1519). Dazu kommen noch zahlreiche andere Gemälde deutscher Meister im deutschen und gemischtsprachigen Gebiete Kärntens, die fast durchaus deutschen und nur selten italienischen Einfluß zeigen.

Auch die zahlreichen Flügelaltäre Kärntens zeigen Zusammenhänge mit Arbeiten deutscher Meister. Der berühmte Flügelaltar in Heiligenblut, die Flügelaltäre zu St. Leonhard, in der Schlanitzen bei Hermagor, zu St. Leonhard bei Möllbrücke und zu Zwickenberg verraten die Schule Michael Pachers, des Schöpfers des St.-Wolfgang-Altares in Oberösterreich. Die Schnitzarbeiten des Heiligenblut-Altares rühren von einem unmittelbaren Schüler Pachers, dem Tiroler Wolfgang Aßlinger, her, die Bilder des Altares teils von Simon von Taisten aus Tirol, teils von Max Reichlich aus Salzburg.

Hervorragend sind die Leistungen des Kunsthandwerks. Kunstsinnige Goldschmiede, Gürtler, Zinngießer, Glockengießer, Schlosser, Tischler, Steinmetze wanderten aus Deutschland nach Kärnten ein und machten hier Schule. Oft finden sich auf ihren Werken deutsche Inschriften, wie auf dem Speisekelch in der Kirche zu Maria-Saal oder auf zahlreichen Glocken und Zinngeräten.

Im Mittelalter wurden die Grundlagen der Kultur in Kärnten geschaffen, in der Neuzeit dauerte die kulturelle Befruchtung Kärntens durch Deutschland fort. Alle großen geistigen Bewegungen, welche die neuzeitliche Geschichte Deutschlands beherrschen: Reformation und Gegenreformation, Aufklärung und Kantische Philosophie, klassische Dichtung und Romantik, Freiheitsdrang und Erwachen des deutschen Volksbewußtseins, schlagen ihre Wellen bis nach Kärnten.

Luthers Lehre wurde durch sächsische Bergknappen, adelige und bürgerliche Studenten, die an den evangelischen Hochschulen zu Wittenberg und Tübingen studierten, und deutsche Prediger ins Land gebracht. Die protestantischen Stände gründeten in Klagenfurt das Collegium sapientiae (1563 bis 1600), eine Art Hochschule, die den geistigen Mittelpunkt des evangelischen Kärnten bildete und zuletzt von dem Schwaben Hieronymus Megiser, dem Verfasser der dickleibigen, deutsch geschriebenen „Annales Carinthiae" (1612), der ersten Geschichte Kärntens, geleitet wurde. Im Zeitalter der Gegenreformation treten an Stelle der Universitäten Wittenberg und Tübingen die katholischen Universitäten Graz, Wien und Salzburg, an Stelle des Collegium sapientiae die Jesuitenschule in Klagenfurt. Franz Freiherr von Khevenhüller, der Verfasser der neunbändigen „Annales Ferdinandei II.", stammt aus Kärnten. Im 17. Jahrhundert schreibt der Benediktiner Albert Reichart, ein geborener Klagenfurter, sein Breviarium der Geschichte Kärntens, im 18. Jahrhundert erscheint die „Germania Sacra", eine Kirchengeschichte des südlichen Deutschland, in deutscher Sprache, von Markus Hansitz aus der Gegend von Völkermarkt, das „Specimen Archontologiae Carinthiae" des Erasmus Fröhlich, Professors in Klagenfurt; hier wirkte auch vier Jahrzehnte hindurch der große Botaniker Franz Freiherr von Wulfen, der Entdecker der Wulfenia Carinthiaca. Im Jahre 1640 erhält Klagenfurt eine deutsche Druckerei, zwanzig Jahre später erscheint bereits ein durch zahlreiche Holzschnitte geschmücktes Buch.

Die Zeit der Aufklärung kündigt sich in Kärnten durch die Gründung einer Freimaurerloge in Klagenfurt an. Der Exjesuit Blumauer lebt einige Zeit ein fröhliches Leben im Schlosse Tallenstein bei Völkermarkt. Unter Maria Theresia hält die deutsche Schule in Kärnten ihren Einzug.

Klopstock und der Göttinger Hainbund werden in Kärnten bewundert und nachgeahmt, Lessings und Schillers Dramen bald nach dem Erscheinen in Klagenfurt, ja sogar in kleineren Städten durch herumziehende Schauspielertruppen aufgeführt. Um Paul Freiherrn von Herbert, einem begeisterten Anhänger Kants, versammelt sich in Klagenfurt ein Kreis gleichgesinnter Männer und Frauen. Herbert reist nach Jena und schließt dort Bekanntschaft mit Schiller und Novalis. In die Heimat zurückgekehrt, bemüht er sich, von Schiller gebeten, die Horen zu verbreiten. Im Jahre 1811 wird die heute noch lebende Zeitschrift „Carinthia" gegründet, die, was Dauer des Erscheinens anbelangt, in Österreich einzig dasteht und für das literarische und wissenschaftliche Leben in Kärnten von hervorragender Bedeutung ist. Durch Jahrzehnte hindurch diente sie nicht nur wissenschaftlichen Zwecken, sondern

sie war auch Musenalmanach für heimische und auswärtige Dichter. Denn sie brachte neben den Gedichten kärntnerischer Sänger auch solche von Deinhardstein, Grillparzer, Halm, Zedlitz, Rückert und besonders von Johann Gabriel Seidl. In der Zeit der Romantik zeigt sich die heimische Dichtkunst von Uhland und Eichendorff beeinflußt. Es ist kein Zufall, daß gerade jetzt der Sinn für die Vergangenheit erwachte, Gallenstein und Simon Martin Meyer den heimischen Sagenschatz verwerten und daß man allmählich der Schönheit der Heimat inne wird. Gallensteins Name lebt unsterblich fort durch jenes schöne Gedicht, das die heimatliche Hymne der Kärntner geworden ist und mit den Worten „Dort, wo Tirol an Salzburg grenzt" beginnt.

Auch der Vormärz zeigt seine Spuren in Kärnten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben Namen wie Tschabuschnigg, Fercher von Steinwand, Marx und Rauscher einen guten Klang.

Die bildende Kunst erscheint auch in der Neuzeit von Deutschland beeinflußt. Jan Scorels berühmtes Altargemälde fand in Obervellach, Raphael Donners ergreifende Kreuzabnahme im Gurker Dom ein Heim. Ein bunt umrahmtes Christophbild an der Kirche zu Faak zeigt Einflüsse Holbeins, ein Tafelgemälde in Abtei bei Eberndorf, die Abnahme des Leichnams Christi darstellend, den Stil Cranachs. Im 18. Jahrhundert erweist sich der Kärntner Adel als Gönner deutscher Malkunst. Die Familie Stampfer unterstützt den Tiroler Maler Anton Zoller und gibt dem heimischen Fromiller, der die Fresken im Wappensaal in Klagenfurt und zahlreiche andere Fresken malte, Mittel zum Besuche der Münchner Malerakademie. Graf Franz von Rosenberg bringt den Wiener Landschaftsmaler Christian Brand nach Kärnten. Fürstbischof Josef von Auersperg stellt den Salzburger Josef Bergler als Kammermaler an. Von ihm stammen Gemälde zu Zwischenwässern und Straßburg. Der Kärntner Maler Pichler studierte in Salzburg, München und Wien. Er schuf Gemälde in Laxenburg und in der fürstbischöflichen Residenz in Klagenfurt.

Der Schwabe Eustach Gabriel, Schöpfer von Altarbildern, fand in Klagenfurt eine zweite Heimat.

Die Baukunst schuf in dieser Zeit wenig Bemerkenswertes. Ein Werk ersten Ranges, das Schloß in Spittal, gehört der italienischen Renaissance an. Im 16. Jahrhundert erreicht der Burgenbau seine Blütezeit. In dieser Zeit wurden die Burgen zu Hochosterwitz, Landskron, Glanegg, Straßburg und viele andere Burgen ausgebaut, die der Kärntner Landschaft ein besonderes geschichtliches Gepräge verleihen. Im 17. Jahrhundert werden zahlreiche Schlösser in der Ebene geschaffen.

So ergoß sich durch mehr als ein Jahrtausend hindurch ein ununterbrochener Strom deutschen Lebens nach Kärnten bis zu seinen äußersten Grenzen — an den Felsenmauern der Karawanken. Nicht nur durch die politische Zugehörigkeit und die Sprache, sondern auch durch die Kultur wurde Kärnten ein deutsches Land, nicht nur geographisch und politisch bildete es eine Einheit, sondern auch kulturell.

Die Slowenen in Kärnten haben, getrennt von ihren Stammesgenossen in Krain durch die ewigen Schranken der Natur und von Anfang an auf einer niedrigeren Kulturstufe stehend, die höhere deutsche Kultur freiwillig und gern in sich aufgenommen, wie sich einst slowenische Adelige aus eigenem Antrieb deutsche Eigennamen beigelegt haben. Zugleich übernahm ein großer Teil der slowenischen Bevölkerung die deutsche Sprache und hat sich so vollständig eingedeutscht. Das alles geschah auf friedliche Weise.

Alles, was an Kulturwerken in Kärnten geschaffen wurde, ist deutsch. Wenn Mundart, Sitte und Brauch der Deutschen auch slowenische Einflüsse zeigen, so sind diese Einflüsse verschwindend. Die deutsche Kultur hat eben die beiden Völker einander nähergebracht.

Hart an der Sprachgrenze, auf einem Gute bei Viktring, ragen zwei Bäume stolz in die Lüfte, eine Eiche und eine Linde. Mit Vorbedacht wurden sie vor einem halben Jahrhundert gepflanzt, als Sinnbilder für die beiden Völker, die sich hier berühren. Die Stämme beider haben sich in der heimatlichen Erde kräftig entwickelt, ihre Äste und Zweige durchdringen und umschlingen einander. So ist einer dem anderen Stütze. Vereint trotzen sie jedem Sturme, getrennt ist jeder nur ein halbes Wesen.

Aus der Zeitschrift „Donauland", Sonderheft „Kärnten", April 1920.

Die Dichtung

Kärntnerische Dichtung

Von Dr. Max Pirker

Die kärntnerische Dichtung ist, wie die alpenländische Dichtung überhaupt, tief im Volkstümlichen verwurzelt. Die namenlosen Dichter der Volksschauspiele sind hier die Träger einer Entwicklung, die dem ganzen bayrischen Stamm, dem ja die kärntnerische Landschaft zugehört, eigentümlich ist. In diesen noch vor einem Menschenalter bis in die entlegensten Alpentäler lebendigen Dramen lebte sich der bayrische Spieltrieb aus, hier weniger als in der Donaulandschaft ins Barocke schweifend, als vielmehr in mittelalterlich-gotischer Strenge verharrend. Die Zeugnisse dieses gotischen Lebensgefühls, die Volksschauspiele, bis tief ins neunzehnte Jahrhundert hinein lebendiges Theater, wurden aus der seelischen Not der Gegenwart heraus von dem kärntnerischen Gelehrten Georg Graber mit Glück erneuert: Weihnachts-, Passions- und Paradeisspiel, ein kärntnerischer „Jedermann", die „Comödie von dem grimmigen Todt": ganz im Stile mittelalterlicher Totentänze, derb-holzschnittmäßig; mitten in der Vernichtung wehmütig das Volkslied vom „Röslein rot" aufblühend. Die Stände und Lebensalter ziehen an uns vorüber: Jüngling und Schäferin, König, Soldat und alter Mann, Hanswurst und Doktor verraten den Einfluß der Stegreifkunst der Wanderbühnen.

Die junge kärntnerische Dichtkunst unserer Tage verbindet mit diesem volkstümlichen Herkommen nur ein dünner Faden. Zwei Dichter sind heute noch von mehr als nur literarhistorischer Bedeutung: Adolf Ritter von Tschabuschnigg und Ernst von Rauscher. Der erstere, mitten in die großen geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts hineingestellt, durch europäische Reisen und politische Laufbahn vielseitig gebildet, reicht mit seinen literarischen Anfängen weit ins neunzehnte Jahrhundert, bis in den Ausklang der Romantik, zurück: die romanhaft ausgesponnene, von romantischen Lichtern durchfunkelte Novelle „Ironie des Lebens" (1841) geht zurück bis in die Alterstage Tiecks. Aber neben dem romantischen Erbgut ist es die Freiheitsluft der jungdeutschen Bewegung, die durch die Werke dieses Mannes weht, der später österreichischer Minister wurde. Schon Tschabuschniggs erster, von der Pariser Julirevolution angeregter Versuch „Das Haus der Grafen Owinsky" (Leipzig 1832) läßt die revolutionäre Note erkennen, die sich in den späteren Romanen mit sozialem Gehalt füllte. Sein von der damals im Gefolge der 1848er Revolution auch in den Alpenländern bereits auftretenden Arbeiterbewegung nicht unbeeinflußter Roman „Die Industriellen" (1854; die zweite Auflage erschien 1876 unter dem Titel „Fabrikanten und Arbeiter"), mit romantischer Bildungsfülle überladen, in einem vormärzlich verschnörkelten Stil geschrieben, von der zeitgenössischen Kritik als „höchst gefährlich" bezeichnet, drang über einen engen Kreis nicht hinaus, so daß die politische Wirkung ausblieb. Daß dieser Sozialpolitiker aus den höchsten Beamtenkreisen als echter Sohn der Kärntner Berge auch eine zarte und humorvoll durchleuchtete Lyrik hinterließ, sei noch besonders angemerkt. Wie bei allen alpenländischen, dem Getriebe der Weltstädte entrückten Lyrikern spielt die innere Wirklichkeit eine große Rolle, diese Innenwelt, die Tschabuschniggs Leitspruch preist:

„Was du glaubst, für dich hat's Leben,
was du liebst, nur das ist dein,
was du hoffst, muß sich begeben,
und so wirst du glücklich sein."

Diese Innerlichkeit, die aber keineswegs Weltflucht bedeutet und in naiver Gegenständlichkeit weit entfernt von mystischer Verzücktheit bleibt, ist auch der Grundakkord des Lebenswerkes von Ernst von Rauscher, der, der eigentliche Altkärntner Lyriker, aus dem alten Kärntner Bergwerksherrengeschlecht der Rauscher von Stainberg hervorgegangen ist. Sein Kunst- und Lebensgefühl ist stets eine herzliche Freude am Dasein, eine

frohe Bejahung des Lebens gewesen: es ist die behagliche, nach den Stürmen von 1848 wieder still gewordene Bürgerwelt der fünfziger und sechziger Jahre, in der Rauschers Jugendschaffen wurzelt. Diesem etwas altväterischen, aber heute uns als verlorenem Besitz doppelt anheimelnden Geiste ist auch Rauschers Kunst verschwistert, deren Hauptinhalt zarte, niemals dämonisch aufzuckende Liebe und ein klassizistisch geformtes, aber durch die unmittelbare Nähe der geliebten Heimatlandschaft blutvoll-lebendiges Naturgefühl sind. Die Wörtherseelandschaft mit ihrem weiten Umkreis der Berge steht im Mittelpunkt seines dichterischen Erlebens:

„Schon seh' ich fort die leichten Hüllen schwinden,
vom Sonnenkusse rosig angehaucht —
ein Fächeln fühl' ich, wie von Morgenwinden,
die Alpe leuchtet und die Wiese raucht;
es duftet schon von Rosen und von Linden,
der Gießbach tönt und Spitz' um Spitze taucht
am Horizont, ein felsenreich' Gewimmel,
mit Wollust in den träumerischen Himmel."

Rauschers Zeitgenosse ist Friedrich Marx, wie so mancher andere österreichische Dichter Offizier. Sein lyrisches Lebenswerk hat seine Dramen „Olympias" und „Jakobäa von Baiern" überdauert. Das tiefinnerlich erlebte Deutschtum ist für den Bewohner des Grenzlandes kennzeichnend: es ist mit starker Eindringlichkeit und schmerzlich erlebtem Inhalt in den Werken Josef Friedrich Perkonigs, der heute wohl als einziger das epische Erbe Tschabuschniggs verwaltet, lebendig. Sein großer Kärntner Landschaftsroman „Die stillen Königreiche", der in bisher kaum entdeckte Gebiete der kärntnerischen Landschaft, die Karawanken, führt, ist ein Buch des sinnlich-dionysischen Rausches, der dieser süd- und mittelkärntnerischen Landschaft eignet. Die kärntnerische Volkskunde weiß von den seltsamen Wallfahrern zu erzählen, die, efeugeschmückt, „im wüsten Laufen" (wie der Chronist Megiser sagt), an einem Tage auf vier im unteren Glantal gelegene Berge stürmen — christliche Dionysosjünger, letzte unbewußte Anhänger eines Kultes, dessen unverstandene, umgewandelte Reste in diesen „Vierbergern", wie man die Festteilnehmer nennt, nachwirkten. Ein schwüler Hauch aus dieser festlich erregten, sinnlich aufgerüttelten Stimmung zittert auch in den Erlebnissen der zehn Helden des Romans. Er gestaltet zum großen Teil Liebesschicksale, wie es dann in dem Buche „Trio in Toskana" Schicksale ohne Liebe sind. In der Titelnovelle seiner Sammlung „Maria am Rain" hat

Perkonig die naturhafte Erotik des ländlichen Lebens mit feiner Ironie und graziöser Schalkhaftigkeit dargestellt. Der von ihm so meisterhaft gestalteten südkärntnerischen Landschaft entstammend, hat er hellhörig die Sprache der Heimat und ihrer Menschen verstehen gelernt, die Herbheit bäuerlicher Ahnen wurde im Enkel zu franziskanischem Bruderschaftsgefühl gemildert, zu barocker Sprachfülle gesteigert. Die Fülle wird aber ganz schlicht in dem wundervollen Buche „Heimat in Not", in dem der Bericht von dem kärntnerischen Freiheitskampf und dem Martyrium des heimattreuen Volkes kommenden Geschlechtern zu dauerndem Gedächtnis überliefert wird.

Aus anderen seelischen Ursprüngen, einem durchaus gotischen Lebensgefühl, ist die Lyrik Johannes Lindners geboren. In diesem Sohne der weiten Zollfeldebene, dem uralten Pfalzdorf Moosburg entstammend, ist irgendwie die Seele Trakls oder Däublers lebendig, aber ganz ohne Herkömmlichkeit, Urtöne des Lebens erklingen seine Verse, gesättigt mit den Erlebnissen und Stimmungen der Heimat. Der bäuerliche Lebenskreis wird ins Mythische gesteigert, in gewaltigem, an Luthers Deutsch gemahnendem Bau ertönt sein Gesang vom Trommler, ein Gegenstück zu Rilkes „Kornet". Wie Trakl fühlt auch Lindner das Todgeweihte alles Lebens. Er ahnt den Tod, der seit Anbeginn in unserem Blut schläft: „ein Mittelpunkt des Lebens, das die Erde zeugte". Das ist die Schwermut des Kärntner Volksliedes, wie in Ernst Golls todesgewisser und doch lebenssehnsüchtiger Lyrik die Melancholie südsteirischer Klapotezalieder eingefangen ist. Seine Kunst ist die derzeit machtvollste lyrische Auswirkung der gotischen Kräfte, die mit dem seltsamen nordischen Einschlag der ältesten kärntnerischen Kultur geheimnisvoll verknüpft sind. Es ist ein Einsamer, der jenseits aller Gruppen und Schlagworte die inneren Wirklichkeiten des Daseins aufleuchten läßt. Steht er, mehr formal als inhaltlich, Ernst Lissauer irgendwie nahe, so sind für einen anderen jungen Lyriker kärntnerischer Herkunft, Alexander Lernet-Holenia, Rilke und Hofmannsthal starke Anreger. Es ist stammesgeschichtlich nicht ohne Belang, daß Rilke, dessen Ahnenreihe selbst nach Kärnten weist, gerade hier eine starke, befruchtende, künstlerische Wirkung ausübt. Denn auch die gegenwärtig bedeutendste kärntnerische Dichterin, Nora Purtscher-Wydenbruck, steht ihm persönlich und künstlerisch nahe ...

Ein noch immer blühender Zweig der kärntnerischen Dichtung, in altem alpenländischen Herkommen ruhend, ist die mundartliche Dichtung, die vom lebendig gesungenen Vierzeiler, vom erzählten Schwank ausgeht und durch Persönlichkeiten, die glücklich zwischen dem Volk und dem Städter zu vermitteln in der Lage sind, in literarische Formen gebracht wurden. Hans Gras-

berger, Rudolf Waizer, Hans Tschebull, Rizzi, Franziszi, Karl Krobath, Hugo Moro, Anton Gitschthaler, Leopoldine Sternweiß haben eine Fülle von dichterischem Volksgut gehoben, gestaltet und weitergeleitet. Hier sind auch das weltberühmte Kärntnerlied und Thomas Koschat in Ehren zu nennen. Denn zwischen dem Volkslied, dem gereimten Spruch und der derbwitzigen Anekdote laufen viele Fäden; sie alle sind Sprößlinge volkstümlichen Humors und volksmäßiger Lebensweise, die ein gesunder Nährboden der Dichtung aller Zeiten waren.

Die Volksdichtung in Kärnten

Von Dr. Oswin Moro

Aus aller Volksdichtung erstrahlt in reinster Klarheit die Volksseele. Umfang und Inhalt, Stil und Form sind bedingt durch des Volkes Artung. Diese wandelt sich mit der Landschaft — die Gegebenheiten der Natur und Geschicke prägen sie aus. Bei der Veranlagung des Kärntners mußte die Volksdichtung zu voller Entfaltung gelangen: kernfrisch, heiter, leicht ist sein Sinn, reich und innig sein Gemüt. Harte Arbeit, wie sie vielerorts geleistet werden muß, gibt Anrecht auf das Auskosten aller Freuden, wahre Gläubigkeit erfüllt die Herzen mit froher Zuversicht und die Genügsamkeit läßt Unzufriedenheit und Mißmut nicht aufkommen. So singt und lacht der Kärntner gern, er jubelt dem Leben zu und genießt es unbekümmert und unbeschwert von allen Bedenklichkeiten. Durch Koschats an sich so wundervolles Lied „Verlassen" ist die irrige Meinung von der Sentimentalität des Kärntner Volkes und Kärntnerliedes entstanden. Doch solch schwermütige Stimmungen befallen den deutschen Alpenländler überhaupt nicht und den im Grunde seines Wesens frohmütigen Kärntner am wenigsten. Es widerspräche übrigens solch verzweifelndes, verneinendes Verhalten der Naturnähe dieser Leute; alle Kräfte des Lebens und Triebe sind vielmehr wirksam. Die kärntnerische Volksdichtung ist also überwiegend heiteren, bejahenden Charakters.

Von der frühesten Kinderzeit an bis in den Tod hinein begleitet sie die Menschen; das Kindlein wird in den Schlaf gesungen mit „Einränzliedeln", wie:

Heidl pompeidl, wås rumplt umrs Haus?
Heidl pompeidl, dö Mandlan send draus.

Heidl pompeidl, wås wöllnt sö håbm?
Heidl pompeidl, 's Måthele furtträg'n.
Heidl pompeidl, mir göbms nit her,
heidl pompeidl, kömbts an åndersmål her.

Und das Grabkreuz trägt einen sinnigen Spruch, so etwa:

Meine Jahre sind zu Ende,
ich muß in das kühle Grab.
Richten werden Gottes Hände,
Was ich mir verdienet hab'.

Die kärntnerische Volksdichtung erhebt und belustigt, sie schafft und verschönt Feste des Lebens und der Kirche, ist vor allem Ausdruck der zwei mächtigsten Empfindungen, die das Herz des Volkes bewegen, der Liebe und des Humors. Gerade zu ihrer Wiedergabe ist die kärntnerische Mundart besser als jede andere geeignet. Für alle Abstufungen besitzt sie eigene Ausdrücke, für alles Sinnliche besonders eine unübersehbare Fülle von Worten. Gleich der kärntnerischen Landschaft, in der das Lieblich-Anmutige, Warme mit dem Großartigen, Herben wechselt, ist auch die Volksdichtung zuweilen herb und kraftvoll geartet. Das Landvolk scheut wie in der Arbeit auch im Denken und Sprechen vor Derbheiten nicht zurück; diese Derbheit ist Urwüchsigkeit, nie ohne Humor, der das Wesentliche dabei ist. Ebenso im Spotte, der nicht verletzt und kränkt. Der gemütliche und gutmütige Kärntner findet seinen Gefallen daran, seine lieben Landsleute und die Nachbarn zu „tratz'n" und zu „tick'n"; lachen will er und fröhliche Stimmung schaffen: im Gasthaus, auf dem Tanzboden, beim Spiel, vor dem Fenster des Diandls, beim Tagwerk. Diese Lust drückt sich in vielartigen Verseln aus — schon in der Kinderzeit. Auf alle Taufnamen weiß die Jugend Sprücheln, den Tieren werden solche zugerufen oder in den Mund gelegt; jeder Handwerker wird geneckt, den schlechten „Hälter" (Hirten) schelten seine jungen Kameraden; „Schirgerei" (Angeberei), Prahlerei, Eitelkeit, Neugierde und dergleichen wird mit spöttischen Sprücheln bestraft, den Nachbarorten und Nachbarn gelten Neckereien. Die meisten ihrer Spiele (Fingerspiele usw.) und Beschäftigungen, wie Schwarzbeerklauben, Maipfeifelschneiden und andere, haben ihre steten Begleitverse; besonders zahlreich sind die Auszählreime zur Bestimmung des ersten Fängers beim „Fängenspielen"; zum Teil bestehen diese aus sinnlosen oder doch nur heute sinnlos erscheinenden Silben, aneinandergereihten Reimwörtern. Endlose Kettenreime, Schnellsprechscherze, wie „Ka kla kind kån ka klan kearschkern klan kain" (kliabm) (kein kleines

Kind kann keinen kleinen Kirschkern klein kauen [spalten]), erben sich gleichfalls fort.

Gereimte Wünsche werden etwa gesagt an Geburtstagen, beim Essen, Niesen, Schlafengehen; sie sind freilich oft boshaft: „Guets Nachtl, ban Kopf a Haftl (Häkchen), ba di Fing'r a Wöbasnöst (Wespennest), soll di di gänze Nächt beiß'n föst." Oder beim Niesen: „Helf d'r Gott in Ehrn, werst wohl a scheane Braut werd'n", worauf die schlagfertige Antwort gegeben wird: „Dänk d'r Gott, dir wars neatr (nötiger) wia mir!"

Diese „Gschnappprigkeit", Schlagfertigkeit ist besonders den Kärntner Diandln eigen: die Jäterinnen sind nie um eine treffende, lachende Antwort verlegen, wenn sie bei ihrer Arbeit von Burschen neckisch angerufen werden: „Jäterin, wås håbts denn für a Jåt?" — „Pfitsch (eine Unkrautart) und Wintl (Ackerwinde), wås frägst denn, du putzeter Pinggl!" — „Jäterin am Jån (der Streifen, den eine Jäterin arbeitet), wia haßt denn dei Lott'r mit Nåm?" — „Mei Lott'r haßt Kniascheibm, tuat dö groaß'n und dö klan Kröpf v'rtreibm, fuchzane hât er v'rtriebm, d'r sechzehnte is 'n Fråg'r in Hals stöck'n gebliebm."

Auf der anderen Seite werden die Mäher von den Diandln gegrüßt: „I grüaß enk, dös Mahd'r, dö schean bsundr, wånn sie kandr riart, is kandr drunt'r."

In der Regel noch derb-sinnlicher, wenn auch von köstlichem Witz, sind die Brentl- oder Gaßlreime, die die Burschen unterm Fenster der Diandln bald bittend und werbend, bald prahlend und spottend herunterleiern.

Reimsprüche sind auch mit vielen Volksbräuchen verbunden: am Nikoloabend, beim „Klöckln" in der Adventzeit, beim „Schapn", dem „Schlag mit der Lebensrute" am Tage der unschuldigen Kinder, beim Scheibenschlagen am Johannistag, bei der Hochzeitsladung, dem Brautbegehren usw. sind sie zu hören. Die roten Eier, die sich die Liebesleute zur Osterzeit schenken, sind auch in Kärnten mit Verseln beschrieben, die sich auf das Liebesverhältnis beziehen: „Ich schenke dir das rote Ei — zum Zeichen meiner Lieb' und Treu', — weil ich nichts Besser's geben kann; — bist du getreu, so nimm es an" oder: „Das Ei ist rot, — ich liebe dich bis in den Tod; — wenn auch das Ei zerbricht, — doch unsre Liebe nicht."

Mit ihnen berühren sich die Reime, aus denen der bäuerliche Liebesbrief zusammengesetzt wird; sie sind zumeist schriftdeutsch abgefaßt, vier- oder seltener zweizeilig, Wanderstrophen, die weithin verbreitet sind.

An den zahllosen Sprichwörtern und Rätseln erweisen sich der zielsichere Witz und die ungemein scharfe Beobachtungsgabe des kärntnerischen

Landvolkes; köstliche und vielfältige Bilder wählt es hiefür: „Es schädet jä nix, wänn si d'r Glätzate kamp'lt. — Wänn di Gfähr vorüb'r is, nächh'r werd d'r Heilige ausglächt. — Dö Stan, dö man nit d'rhöbt, muaß man lei lieg'n läss'n. — Di Pfänn hät 'n Köss'l nix vorzuwerf'n. — D'r böst'n Kua hängt man die Glock'n ån. — An Jämmerer muaß man wås nehmen und an Prähler wås schenk'n."

Von den Rätseln betreffen sechs das Ei allein: „Es is a Kastl, wänn man's aufmächt, geaht's niam'r zua. — Obm af d'r Bänk, unt'n af'n Bod'n, wänn's amål an Rigglaz'r mächt, känn's af d'r gånz'n Welt ka Dokt'r mehr mäch'n. — Obm af'n Städl is a Pletzl (ein kleines Ding), d'rhöbt man mit an Zepin (Spitzhacke) nit auf. — A Faßl ohne Raf. — Es is a Faßl Wein mit zwa Art'n Wein drin. — Hint'r zwa weiße Felf'n wächst a gel(b)'s Blüaml." — Die Ameise ist gemeint mit „Hint'n und vorn' a Patzl, in d'r Mitt'n an Absatzl"; das Fenster: „Is innent nit, is außent nit, is denn'r!" oder die Dachtraufe: „A Mandl geaht ums Haus, schreit ållweil gluck, gluck!" Die Lust am Foppen zeigt sich auch in Rätseln und Scherzfragen, die arg verfänglich erscheinen, sich in ihrer Lösung jedoch als völlig harmlos entpuppen.

Besitz des kärntnerischen Volkes ist auch eine Menge von Gesundheits-, Wetter- und Bauernregeln, wovon die meisten des leichteren Merkens wegen gereimt sind. Vom Schlafen heißt es: „Wer schläft üb'r neun Stund', v'rschläft sein gånz'n Gsunt"; vom Märzmonat: „D'r Mirzn tuet Kind'r und ålte Leut stürz'n"; eine Wetterregel: „Regnet's am Medardetåg, tuat d'r Jåterin 's Fürtach (Schürze) d'rfaul'n." Die Kartoffel sagt: „Setzts mi in April, kim i, wänn i will, setzts mi in Mai, kim i glei."

Neben dieser Spruchdichtung und gereimten Prosa, deren Stoffgebiet mit vorstehendem bei weitem nicht erschöpft ist, geht das gesungene Lied, die schönste und reichste Blüte der kärntnerischen Volksdichtung. Vor Jahrzehnten schon ist es in aller Welt bekannt geworden und hat seiner Heimat das Schmuckwort „Land der Lieder" eingebracht. Seine gewöhnliche Form: einstrophig, vierzeilig, mit Reim in der zweiten und vierten Verszeile; seine Bezeichnung: meist Pleapprliadlan; sein Inhalt: weitaus mehr als in den anderen Alpenländern das Liebesleben. Alle Vorfälle und Erfahrungen, die die Liebeszeit bringt, von der ersten Umschau um ein Diandle oder einen Buabm bis zur Heirat oder zur Trennung werden im liebesseligen, gemütlichen Kärnten zum Liede; das Lob der Geliebten wird hinausgesungen, freilich auch deren Fehler und „Tadel" (Mängel) verraten. Natureingänge, Gegenüberstellungen, Wiederholung einer Zeile mit kleinen Änderungen

kommen häufig vor und die Spitze trifft immer sicher. Und alle Liedeln wirken; die einen durch ihren innig-zärtlichen, gemütvollen Ton, die anderen durch ihren zwar derben, oft spöttischen, aber immer köstlichen Humor. Dasselbe äußere und innere Gepräge haben auch alle anderen Lieder, die Gestalten und Berufe und alle Verlaufszeiten des bäuerlichen Lebenskreises behandeln. Vor allem die Burschenzeit, da man zu den Soldaten mußte, da die Lust und Kraft überschäumt und Raufhändel gesucht werden, läßt solche Liedeln entstehen und fortleben.

Einige von den vielen tausenden Vierzeilern mögen hier angeführt werden:

Wås a recht'r Bua is,
der muaß drei Gitschn (Diandln) håbm,
ane Sunnseit, ane Schåttseit,
ane drin in Gråbm.

Glei in d'r Nåchbarschåft
sein a påår Taubm,
wer amål umegeahn,
föd'rlan klaubm.

Und wånn i hålt geah zu mein Cavalan,
då is 's schon stockfinster in Wåld,
ab'r z' Berg und z' Tal singnt noch Dreaschallan (Singdrosseln),
und d'r Gguggu, daß es lei schållt.

Diandl, tua nit a so blenggazn (blinzeln),
schaug mit lei rechtschåff'n ån,
möchst m'r mei Schneid lei v'rschlenggazn (benehmen),
wo i anerscht (ohnehin) nit vil hån.

Wia d'r Mond hat schean gscheint
und die Sternlan hånt glitzt,
hån i mei Diandl ghålsn,
daß die Wanglan håmt gschwitzt.

Scher di wöck von mein Fenst'r,
scher di wöck von mein Bött,
bins a leichtsinnigs Diandle,
bin bald überrödt.

Diandl, tschin, tschin,
's Kranzl is hin,
hast's nachtn v'rtschand'rt (preisgegeben)
in Kamm'rle drin.

A Schneale hat's gschnibm,
und geaht niamr wöck,
und hiaz spürt man
dö Trittlan vom Fensterlan wöck.

Wånn m'r amål zånk'n,
dås mächt m'r kan Gråm,
zwa glåtte Hölzlan
hålt'n a nit fest zåm.

Dâ drauß'n, dâ drauß'n
is âll's voll'r Ruaß,
's Diandle werd ängsti,
wânn's Beicht geahnen muaß.

Hiaz hân i hâlt gheirat,
hiaz bin is a Männ,
ziach die Gaßlrschua aus
und leg die Manderschua ân.

Hân wohl amâl gmant,
i wer trauern a Jâhr,
und hiaz dauert 's Trauern
a Woch'n nit gâr.

A frisch'r Bua bin i,
hân die Föd'rn ângstöckt,
in Raf'n und Schlâg'n
hât mi 's koandr drschröckt.

I mâch m'r nix draus,
wânn i mei Diandle v'rhaus (verliere),
geaht die Woch'n vorbei,
hân schon wied'r zwa, drei.

Spielleut, mâchts auf
und mir wer m'r enk schon zâhl'n,
wânn's Geld niamr klöckt (reicht),
schneid' m'r die Hos'nknöpf' wöck.

Es gfâllt jâ an 's Löbm
âls a jung'r so wohl,
für wâs is d'r Brauch dâ,
dâß m'r âlt werd'n soll.

Als eine Probe der mehrstrophigen Lieder, die an Zahl hinter den Vierzeilern zurückstehen, gelte das nachstehende, aus der Friesacher Gegend Stammende; das gemütliche Lied ist auch besonders kennzeichnend für die Genügsamkeit des gottvertrauenden, allezeit frohsinnigen Kärntner Bäuerleins:

D'r Wind waht, d'r Hâni kraht,
a Wöttrle kimbt,
dâ bitt i Gott Vât'r,
dâß er 'n Hadn (Heiden) nit nimbt.

Gott Vât'r hât mi gheart
und d'r Wind hât si draht,
hiaz hân i mein Hadn,
hiaz bin i schean stad (still).

Gott Vât'r in Himml,
i bitt di schean ân,
geah, lâß m'r mein Hadn,
weil i sunster nix hân.

Hiaz hân i mein Hadn
in Stadelan drin,
i kânn's gâr nit sâg'n,
wia froah dâß i bin.

Gewiß sind viele Lieder und Sprüche aus dem Volksgute der benachbarten Länder herübergenommen, wie ja auch mannigfache allgemein deutsche Volksdichtungen in Kärnten fortleben oder umgebildet worden sind. Es sind mehrstrophige Ständelieder, die zu wenig beachteten Volksballaden, wie das Tannhäuserlied, das Lied vom Ritter Blaubart, „Schloß in Österreich" und andere, und historische, wie das Napoleonlied: „Ist denn das wohl wirklich

wahr, wie man's hat vernommen, daß der Herr Napoleon ist nach Rußland kommen?"

Reste solch gemeindeutscher Volkslieder sind auch als Liebesbriefreime überliefert, wie das bekannte:

Fliege hin, o Nachtigall,
grüß mein Schatz viel tausendmal!
flieg nicht zu hoch und nicht zu nieder,
bring' eine gute Antwort wieder.

Sie allesamt scheiden sich von den früher erwähnten Liedern durch ihr Alter und die schriftdeutsche oder schriftdeutschnahe Sprache.

Auch religiöse Lieder, die gleichfalls noch in stattlicher Zahl bekannt oder in Liederhandschriften eingetragen sind, gehören hieher. Die Gruppe der Hirtenlieder ist jedoch fast durchwegs mundartlich gehalten: sie geben eine ganz im Gesichtskreis unseres Landvolkes gelegene Schilderung der Aufsuchung des Jesuskindes durch die Hirten, die in allen möglichen Abwandlungen wiederkehrt, von der schlichtesten Einfachheit bis zu lieblicher Ausmalung und behaglicher Breite, aus der Person des Hirten heraus und als Zwiegespräch.

Zwei andere gewaltige Gebiete der kärntnerischen Volksdichtung seien hier nur gestreift: die Sagen und die Volksschauspiele.

Unermeßlich sind die Schätze, die Kärnten an dichterischem Volksgute birgt, und immer noch quillt frisch der Born im liederreichsten Lande.

Aus der Zeitschrift „Deutsches Südland", Sonderheft „Kärnten", 1921.

Mei Diandle is a Bildle

Ein Kärntnerlied

Mei Diandle is a Bildle,
dås i ånbetn tua;
und die gånze Welt,
dö is jå dås Rahmle dazua.

Und aneah (bevor) i mei Diandle
an åndern Buabn liaß,
träg i 's außе in Wåld
und gråb's eine ins Mias (Moos).

Und so oft i mei Diandle
ban Mondschein beträcht,
dänk i's ällweil dem Herrgott,
daß er's sauber hät g'mächt.

Hirtenlied

Görl sing, Nazl spring,
i hear a Wunderding!
Englgsäng, Musiklång,
dås weart schon läng!

„Laufet äll in den Ställ
z' Wetlachem drunt im Thäl,
dort ligt der große Gott."
Bartl, dås wär a Spott!

Auf von Schläf, lous ner zue,
weil se göbn går ka Rue,
älles ist freudenvoll,
Bue, mier gfällts woll!

Älles singt, alles springt,
Bue, wie dås lustig klingt;
singen dås Gloria,
dås wär a Gschra!

Sigst, dort ba Ösl und Rint
ligt dås klane Wunderkint,
bringt ihm an Opfer schnell,
Putter und Schmälz und Mel.

I schenk ihm Herz und Sinn,
wås i häb, wås i bin,
o liebster Gott und Herr,
zu deiner Ehr.

Wänns du kumst auf den Thron,
sich uns ärme Sünder on,
Gnäd verleich, Sünd verzeich,
Schenk uns dein Reich!

Aufgezeichnet in Liesing, Kärnten.

Aus Dr. Matthias Lexer: „Kärntisches Wörterbuch". Leipzig, S. Hirzel.

Die zwei buckligen Musikanten

Ein Kärntner Märchen

In einem Dorfe waren zwei Musikanten, die recht lustig aufspielen konnten; nur von der Natur waren sie etwas stiefmütterlich bedacht, denn jeder hatte einen bedeutenden Höcker. Einer wußte sich durch sein Benehmen bei den Leuten beliebt zu machen und auch die Kramerstochter sah ihn nicht ungern. Der Kramer selber war ihm gewogen, aber von einem buckligen Eidam wollte er durchaus nichts wissen.

Als der gute Musikus einstmals spät in der Nacht von einer Hochzeit über einen Berg nach Hause ging, kam er auf eine Wiese. Der Mond leuchtete hell; da sah er unter einer Linde eine Menge kleiner Männchen, die um den Baum herumtanzten; sie machten die sonderbarsten Sprünge und fingen zuletzt noch zu singen an; aber diese kleinen Leute hatten feine, dünne Stimmen, es fehlte der Baß.

Obschon der Musikus etwas furchtsam war, trat er gleichwohl näher hinzu und ließ seine Stimme kräftig erschallen; denn singen konnte er wie eine Grasmücke. Das schien den Männchen zu gefallen und sie sangen nun mit noch größerem Eifer, ohne sich jedoch um den im Gebüsche verborgenen Bassisten zu kümmern; aber als sie mit ihrem Gesange zu Ende waren, gingen sie auf ihn zu, schlossen um ihn einen Kreis, tanzten um ihn wie toll herum und fragten, was er für seinen geleisteten Dienst begehre. „Mein Gott," rief der kaum zu Atem kommende Musikus, „nichts, als — von meinem Buckel möchte ich loswerden!" — „Das kann gleich geschehen!" riefen die Männchen und zwei davon sprangen ihm auf den Rücken, hoben den Höcker herab und warfen ihn ins Gebüsch.

So schlank wie eine Tanne stand der Musikus da; er bedankte sich und eilte nach Hause.

Als ihn der Kramer kommenden Morgens sah, schlug er die Hände vor Verwunderung zusammen und sein Töchterchen blinzelte verstohlen durch die Fensterläden und wußte nicht, ob es seinen Augen trauen sollte.

Auf dem Platze des Dorfes begegnete ihm sein Kamerad; er hatte die Baßgeige auf dem Rücken und ging eben zu einer Musik über Land. „Wie schaust du denn aus?" rief dieser und die Baßgeige wäre ihm bald vom Höcker gefallen. „Wie hast du 's denn angefangen, daß du auf einmal so schlank bist?" Und der Musikus erzählte ihm von der Bergwiese und von den Männchen und wie er mitgesungen und wie sie ihm aus Dankbarkeit den Buckel abgenommen hatten. — Da war des anderen Entschluß schnell gefaßt. Gleich an demselben Abend, als er von der Musik heimging, schlug er den Weg über die Bergwiese ein. Es war eine mondhelle Nacht und die Männchen tanzten wieder um die Linde und sangen mit ihren feinen, dünnen Stimmchen; da fiel der Musikant mit seiner tiefen Stimme ein; schnell sprangen die Männchen auf ihn zu, umringten ihn und fragten, was sein Begehr sei. „Ach, mein Buckel . . ." — Aber die Männchen ließen ihn nicht ausreden, kicherten, was sie aus dem Halse brachten, und tanzten wie besessen um ihn herum. Zwei davon huschten ins Gebüsch, brachten den Höcker seines Kameraden und hefteten ihn auf seinen Rücken; so mußte er, statt mit einem,

mit zwei Höckern nach Hause wandern und das Gekicher der Männchen hallte ihm noch aus der Ferne nach. Und wie lachten die Leute, als sie ihn mit seinen Höckern durch das Dorf gehen sahen! Sein Kamerad aber hing die Geige auf den Nagel, heiratete die Tochter des Kramers und war ein gemachter Mann.

Aus: Franz Franziszi, Kulturstudien über Volksleben, Sitten und Gebräuche in Kärnten. Naumburg a. S., G. Pätz.

Der Schmied am Rumpelbache

Eine Kärntner Sage

In einer Schmiede, welche von einem Wildbache getrieben wurde, der wegen seiner Wildheit auch Rumpelbach genannt wird, lebte vor Jahren ein Schmied. Da die Leute seinen wahren Namen nicht kannten, hießen sie ihn einfach den Schmied Rumpelbach oder kurzweg auch nur den Rumpelbach. Er war ledig, hätte aber gar gern geheiratet. Allein er war außerstande, bei seinem kümmerlichen Erwerbe — die Gegend war abgelegen — ein Weib zu erhalten. Um dies zu ermöglichen, verschwor er dem Teufel seine Seele nach zehn Jahren, wenn dieser ihm seine Werkstätte von unten bis oben mit Gold fülle. Der Teufel willigte ein und setzte dadurch Rumpelbach in die Lage, ein schmuckes Mägdlein als Eheweib heimzuführen. Fast zehn Jahre waren so in ungetrübter Fröhlichkeit dahingegangen. Da kamen eines Tages Josef und Maria mit dem Jesuskindlein auf ihrer Flucht nach Ägypten bei der Schmiede vorüber. Sie baten Rumpelbach, ihrem Eselein die Hufeisen auszubessern. Da er hiefür keinerlei Entgelt forderte, gestatteten sie ihm, drei Wünsche zu tun. Er besann sich nicht lange und wünschte sich eine Bank, die ohne seinen Willen niemanden loslasse, der sich einmal darauf niedergesetzt, einen Kirschbaum, dessen Äste jeden zurückhielten, der einmal von seinen Früchten genossen, und endlich einen Sack, aus dem kein Mensch, einmal darinnen, ohne den Willen des Schmiedes herauskomme. Alles dies gewährten ihm die Heiligen, segneten ihn und zogen weiter. Als nun die zehn Jahre vollends um waren, kam ein Teufel, um Rumpelbachs Seele zu holen. Dieser bat ihn, sich auf die Bank niederzusetzen und zu warten, bis er sich für die Reise gerüstet habe. Der Böse tat es, hatte dies aber bald zu bereuen, denn als er wieder aufstehen wollte, konnte er von der Bank nicht loskommen, ob er auch noch so viel zerrte und zog; der Schmied wollte ihn nur unter der Bedingung freigeben, daß er nie wiederkommen wolle. Als

der Teufel darauf einging, durfte er heimkehren. Wie er seinen Kameraden sein Mißgeschick erzählte, wurde er ausgelacht und für dumm gescholten. Ein anderer trat die Reise mit dem festen Vorsatz an, sich auf dieser Bank nicht niederzulassen. Müde, durstig und hungrig kam er endlich am Ziele an, denn der Weg war weit und die Sonne brannte heiß hernieder. Da lockte ihn der Kirschbaum mit seinen süßen Früchten an. Der Teufel stieg sogleich auf den Baum hinauf und labte sich. Als er aber wieder herunter wollte, faßten ihn die Äste wie Arme und ließen trotz aller Anstrengungen nicht los. Auf das jämmerliche Geschrei des Teufels eilte Rumpelbach aus der Schmiede heraus und fragte den Teufel höhnend, wie ihm die Kirschen geschmeckt hätten. Jedoch gegen das Versprechen, nicht mehr zu kommen, kam auch der frei. Aber nun erschien Luzifer, der Höllenfürst, selbst, um sich die Seele des Schmiedes zu holen. Da tat dieser sehr freundlich und sagte, er wolle freiwillig mit, ja er wolle sogar den Teufel eine Strecke weit in einem Sacke tragen. Der Böse war wirklich so dumm, in den Sack zu kriechen; allein, kaum war er drinnen, so ward dieser zugebunden, auf den Amboß gelegt und der schwere Schmiedehammer fiel darauf nieder. Und was nützte es, daß der Teufel schrie und winselte; Rumpelbach kannte kein Erbarmen. Nachdem er sein grausames Spiel lange genug getrieben hatte, versprach der Teufel, überhaupt auf die Seele des Schmiedes Verzicht zu leisten; darauf ließ ihn Rumpelbach frei und Luzifer flog in Gestalt einer schwarzen Taube davon. Nachdem sich nun der Schmied auf diese Weise seiner Widersacher entledigt hatte, lebte er mit seinem Weibe vergnügt bis an sein Ende. Bevor sich seine Seele auf den Weg machte, nahm sie noch den Hammer als Andenken mit. An der Himmelspforte angekommen, verwehrte ihm Petrus den Weg, weil er im Leben so viel mit Teufeln verkehrt hatte. Also kehrte Rumpelbach um und versuchte bei der Hölle sein Glück. Doch als die Teufel seinen Namen erfuhren, begannen sie sich zu fürchten. Sie hielten die Tür dergestalt zu, daß ihre Fingernägel außen hervorstanden. Da ward der Schmied zornig und heftete die Teufel an ihre eigene Tür, indem er mit seinem Hammer die Nägel krumm schlug. Nun beschloß er, mit List in den Himmel einzudringen. Er trieb sich in der Nähe der Himmelspforte herum, um vielleicht einmal ungesehen durchschlüpfen zu können. Da sah er folgenden Vorgang: ein Reiter kam hoch zu Roß und begehrte Einlaß. Da fragte Petrus: „Wer ist draußen?“ — „Ein Reiter auf seinem Rosse!“ lautete die Antwort und die Pforte öffnete sich dem Manne. Dies merkte sich Rumpelbach. Schon hatte er eine geraume Weile gewartet, da kam ein altes Mütterchen des Weges. Der listige Schmied ging auf sie zu, setzte sich rittlings auf des Weibleins

Rücken, pochte kühn an das Tor und antwortete auf die Frage, wer draußen sei, mit den Worten: „Ein Reiter mit seinem Rosse!“ Wirklich öffnete sich das Tor und Rumpelbach konnte stolz seinen Einzug halten. Da er nun einmal drinnen war, ließen es die Himmlischen dabei bewenden; zudem wurde er von Josef und Maria als der Mann erkannt, der ihnen einmal aus der Not geholfen hatte. Sobald sich der Schmied im Paradies umgesehen hatte, gelüstete es ihn, einen Blick hinunter auf die Mutter Erde zu machen. Da sah er, wie gerade sein Weib mit einem anderen Manne Hochzeit hielt. Darob ergrimmt, warf er den schweren Hammer hinab und tötete so alle beide, dafür aber ward er aus dem Himmel verstoßen und muß seitdem auf ewig zwischen Himmel und Erde herumwandern.

Aus „Sagen aus Kärnten“, gesammelt und herausg. von Dr. Georg Graber. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.

In der Wirtsstube

(Wirt allein, geht mit einem Bunde Schlüssel auf und ab.)

Wirt. Seid mir willikumm, meine lieben Gäst,
setzt euch nieder und ruhet fest.
Setzt euch nieder zu meinem Tisch,
ich hab' ein gut's Bratl, Kas, Wein und Fisch,
hab' auch Rosoli und Muskat,
wenn euch so was belieben tat.
Habt zu mir ein gutes Vertrauen,
ich will gleich um Kuchel und Keller schauen.

Ich hab' zu euch ein Wohlgefallen,
wenn ihr brav Wein und Bier tut zahlen,
aber schau, mein lieber Gast,
daß du brav Geld im Beutel hast.
Hast du Geld, so setz' dich nieder,
hast du keins, so geh bald wieder.
Willst du trinken oder essen,
mußt du Gott und den Wirt nicht vergessen:
danke Gott auf dieser Welt
und zahl' dem Wirt mit barem Geld;
denn brav trinken und bar zahlen
tut dem Wirt gar wohl gefallen.
Das Borgen ist mir ganz unbekannt.
Wenn ich sollt' schreiben an die Wand,
wenn ich sollt' borgen hin und her,
so stund mein Beutel immer leer.
Wer will lassen borgen,
der komm zu mir morgen.
Heut ist nicht der Tag,
daß ich einem borgen mag. (Geht ab.)

(Handwerksmann tritt, vorsichtig herumspähend, ein.)

Handwerksmann. Bin ich ein armer Handwerksmann,
kein' Arbeit ich nicht kriegen kann;
ich bin geloffen durch Berg und Tal,
durch Schauer, Wind und Donnersknall.
Wenn man sich auf der Reis' befind't,
da muß man leiden, wie es kimmt,
da muß man leiden groß' Ungemach,
wie sich oft begibt die Sach'.
Lauf i den Platz wohl auf und nieder,
bettel 's Brot, verkauf' es wieder.
Wie ich bin kommen ins gelobte Land,
da seind mir die Leut' sehr unbekannt;
ich hab' mich gezogen in diese Stadt,
wo es viel Herren und Meister hat,
doch wie ich in die Stadt bin kem,
will mich kein Meister mehr aufnehm'.

Wie auch in jener Gassen dar
ein alter Mann mir begegnet war,
und ein schwangers Weib auch mit,
ganz weinend um die Herberg bitt',
doch will sie niemand mehr aufnehmen.
Ich glaub', sie wernd bald nacher kemen.
Die finstre Nacht mich überfallt —
ach! krieget ich nur ein' Herberg' bald!
Die Strümpf' und Schuh' sind klein zerfetzt.
Die Hosen sind auch z'rissen,
den Rock, den ich auf mein' Buckel trag',
den hab' ich nur entliechen.
Das Hütlein wär' noch ziemlich schön,
Das wollt' ich schier verkaufen
beim ersten Wirt, da ich hinkem,
das Geld wollt' ich versaufen.

(Der Wirt tritt ein.)

Mich dunkt, es kommt der Herr Wirt herein.

Wirt. Kann wohl sein.

Handwerksmann. Guten Abend, mein lieber Herr Wirt!

Wirt. Schön' Dank! Was ist dein Begehren?

Handwerksmann. Ich bitt' um die heutige Nachtstatt.

Wirt. Ganz gern, wann er brav Geld hat!

Handwerksmann. Ich weiß um kein' Pfennig noch Heller.

Wirt. Hinaus mit dir in die Spitäler!

Handwerksmann. Bin g'reist herum weit in der Welt,
hab' öfter g'habt kein' Kreuzer Geld,
bin kommen herum auch weit und breit,
nach Betlahem hat's mich allzeit g'freut.
Hab' auch viel Land und Leut' probiert,
hab' nirgends kein' solche Grobheit g'spürt
als hier bei diesem Lumpenwirt.

Wirt. Du hast kein Gewand und auch kein Geld,
tust alles gleich versaufen,
dann meinest du, man solle dir
g'schwind um ein' Suppen laufen.

(Handwerksmann geht ab.)

Wirt. Bin lang schon Wirt zu Betlahem
weiß nie kein solches Dringen.
Es meinet fast ein jeder Mann,
ich sollt' ihn unterbringen.
Kein Zimmer mehr bei mir ist leer,
ein einzigs ausgenommen;
kommt mir noch heunt ein reicher Gast,
der kann aus Gnaden unterkommen.
Kein' Armen wird es nicht zuteil

(Josef und Maria treten ein.)

Wirt. Was kommen da für Schmeißer?
Für diese ist mir auch nichts feil.
Geht, sucht euch and're Häuser!

Josef. O Betlahem, du schöne Stadt,
meines Geschlechts Herkommen,
von wannen einst der David hat
sein' Ursprung hergenommen.
O lieber Wirt, laß uns hinein,
daß wir nicht dürfen draußen sein.
Ich bitt' in Gottes Namen.

Wirt. Hier ist kein Ort. Schert euch nur fort!

Josef. An allen Türen angeklopft —
niemand will uns erhören,
ein jedes Tor ist uns verstopft,
kein Mensch will uns aufsperren.
Ach, wenn man schon kein' Liegerstatt,
kein Haus, kein Dach, kein Ort nicht hat,
ist nirgends nichts zu finden!

Wirt. Bei mir auch nit. Umsonst ihr bitt'.

Josef. Kein schönen Saal verlang' ich nicht,
wir wollen uns schon schmucken
an jedem Ort, das ich antriff.
Die Armut tut uns drucken.
Erlaub' uns ein klein' Winkelein.
Es sei so schlecht, ist uns schon recht,
daß wir uns können ducken.

Wirt. Es ist umsonst all' Gnad' und Gunst,
bei mir ist nichts zu finden.

Maria. Die letzte Bitt' abschlag' uns nit:
ich bitt', laß dich erweichen —
aus einer Höhl' uns nicht verjag',
die Nacht tut hereinschleichen.
Erlaub' uns doch ein Winkelein,
es sei so schlecht, ist uns schon recht,
die Nacht drinn' zu verbleiben.

Wirt. Dort vor dem Tor, folgt ihr dem Spor,
werd't ihr ein' Hütten sehen,
dort könnet ihr, wenn 's euch gefällt,
vor Wetter unterstehen.

Josef. Ach, großen Dank, mein lieber Wirt,
den Stall uns hast erwählt.
Den Willen Gottes hab' ich gespürt:
in einer steinern Höhl'
will Gottes Sohn sein Wunder tun.
In dieser Nacht — ihr Menschen wacht —
will er geboren werden.
(Josef und Maria ab.)

Wirt. So geht es mir fast alle Stund',
kann mich fast kaum erwehren.
Ein jeder Schleicher und Bettelshund,
der will bei mir einkehren.
Wann man mir schon zu Füßen fallt,
davon kann mich nicht ernähren.
Wann einer kommt, der bar auszahlt,
der kann bei mir schon zehren.
Das G'sind verspricht den letzten Bausch,
es muß der Säckel krachen.
Der Reiche schießt's Geld zuvor heraus,
da kann der Wirt wohl lachen. Hahaha! —
Sie seind schon fort in ihre Gruft,
sie werden wohl erfrieren.
Aber ich geh' fort. Bei kühler Luft
laß mich nicht lang vexieren. (Ab.)

(Josef und Maria gehen vorüber.)

Maria. O Josef, liebster Josef mein,
wie mag die Welt so untreu sein?
Ein schwang'res Weib stoßt man hinaus.
Wo wollen wir uns wenden aus?

Josef. Maria, liebst' Gemahlin mein,
vor Frost kann ich nicht weitergehn.
Wir müssen uns mit dem Stall begnügen,
wir können kein' bessere Herberg kriegen.

(Beide ab.)

Aus dem „Weihnachtsspiel", herausg. von Dr. Georg Graber in der Sammlung „Kärntner Volksschauspiele". Wien, Österreichischer Schulbücherverlag.

Dö Lizetierer

Von Hugo Moro

„Wie viele Sinne hat der Mensch? Nun, sag' es mir!"
So frågt der Lehrer in Spendier.
A Bua, der sågt gånz hamla: „Schmecks!"
Und der Spendier sågt glei d'rauf: „Sechs."
In Lehrer giftet dås: „Du Strohkopf, du!
Du zählst den Unsinn auch dazu!
Sag', Berger, du's!" Und d'rauf der Tine:
„Ein jeder Mensch hat sieben Sinne . . ."
„Nun Brunner, du!" Und — guate Nåcht! —
Der Brunner Heine sågt går: „Acht!"
„Der Nächste!" schreit ganz wild der Lehrer.
„I bitt schean, neune!" sågt der Gfrerer.
Und ålsa grüaner, ålsa gelber
sågt hiaz der Lehrer zan eahm selber:
„Dö Esel! meiner Seel, i hau se . . ."
Aft jågt er se ban Templ auße. —
Hiaz stenganf' drauß'n vor der Tür,
dö Lizetierer ålle vier.
Då kimmbt der neue Herr Inspekter
und kråd dö Klaff' besuachn möcht' er.
Und wia er stad' will eine geahn,
då sigt er dö vier Buabmen steahn!

Und dâ v'rzöhlnt eahm dö vier,
zwegn wâs sö dâ steahn vur der Tür.
„Da habt ihr freilich euch geirrt,
wenn ihr so hoch habt lizitiert!
Nun geht hinein mit reu'ger Miene
und sagt: Der Mensch hat nur fünf Sinne!"
„Lei fünfe?! Ha! Selm geahn S' nar eine!
Wearns segn, mei Liaber!" — sâgt der Heine —
„Sö werndt nit lei bloß außefliagn,
Bua! Ihnen schmeißt er über d' Stiagn."

Der Raufer

Von Thomas Koschat

Der Löllinger Stöffel ist der gefürchtetste Raufer in der ganzen Gegend von Griffen bis nach Bleiburg. Kaum daß er beim Tannenwirt hinausgeworfen wird, erscheint er eine Stunde später frischgewappnet im Gemeinde-Wirtshaus und beleidigt daselbst den Sohn des Bürgermeisters, indem er behauptet: „In Bürgermeister sein Naz ist der größte Tuppe in der gänzen Lölling."

Nachdem sich infolgedessen auch hier die Szene mit dem Hinausgeworfenwerden wiederholt, bleibt ihm nichts übrig, als einen Stutzen zu nehmen und seinen Zorn an den Bewohnern des Waldes auszulassen, denn Stöffel ist einer der tüchtigsten Jäger im Orte. Im Raufen nimmt er es mit jedem auf und am Tanzboden ist er ein gesuchter Vorsänger. Sein Wahlspruch lautet:

„Mir Löllinger mir,
mir sein wild wia die Stier',
wânn niamând mehr raft,
so raf' m'r erst mir."

Bei der Hochzeit seines Bruders mußte er als Kranzelführer figurieren, welches Ehrenamt ihm jedoch wenig zusagte, da er sich ganz gegen seine sonstige Gewohnheit mäßigen mußte, um es nicht dahin kommen zu lassen, daß es hieße: „Af der Hochzeit vom Löllinger Stöffel sein Bruader hâm s' in Kranzelführer außeg'schmissen."

Bei dieser Hochzeit ging es sehr lustig und kreuzfidel her, denn da tanzte alles, selbst der hochwürdige Herr Pfarrer und die alten Beistände nicht aus-

genommen. Nur Stöffel allein schien traurig; und warum? Vielleicht wußte es die Griffner Sepherl zu sagen, der er so lange fortwährend etwas ins Ohr zu raunen hatte, bis er von einem vierschrötigen Lackl, dem Griffner Veit, unsanft beiseite gestoßen wurde. Bei sonstiger Gelegenheit wäre dies das Raufsignal gewesen, diesmal jedoch mußte sich Stöffel gewaltsam zurückhalten und sich darauf beschränken, dem Griffner zu verstehen zu geben, daß er sich beim nächsten „Steirischen", den er sogleich anschaffen wolle, bedanken werde.

Ein harter Kronentaler, den der beleidigte Kranzelführer gleichgiltig auf den Tisch der Musikanten warf, war das Zeichen zum Beginnen des bekannten Reigens. Stöffel tanzte mit der Kranzeljungfer, der Griffner Lackl mit der Sepherl. Kaum waren die Bläser mit der Eingangsmusik zu Ende, als Stöffel allsogleich mit grobem Geschütz zu feuern begann:

„Die Burschten von Griffen
hâm Diandlan wohl gnua,
doch die nimmt sen an anziger
Löllinger Bua!"

Darauf der Griffner:

„Hât aner a Diandle
und zâhlt ihr bloß Most,
so is er gânz g'wiß
so a Löllinger Tost."

Hierauf wieder Stöffel:

„Dö Löllinger Burschten
hâm Hâar auf die Zâhnt,
kumt's herdâ, dös Griffner,
Schlög' seid's ja g'wöhnt."

Wutentbrannt ließ der Griffner noch eines los:

„Viel g'rödt und viel g'sungen,
dâs is bâld getân,
und beim Außeg'schmissenwer'n
fângen d' Löllinger ân."

Die Löllinger, die bereits gegen die Griffner eine Front gebildet hatten, warten nur auf das Zeichen der Zweikämpfer, um aufeinander loszustürzen. Leider gehen ihre Hoffnungen nicht in Erfüllung; denn der Herr Pfarrer

hat sich ins Mittel gelegt und den Löllingern haarscharf bewiesen, daß sie geradeso nichtsnutzige und händelsüchtige Halunken seien, wie die Griffner, welche Ehrenerklärung die beiden Parteien mit großer Genugtuung und Befriedigung entgegennehmen. Stöffel wird obendrein vom Herrn Pfarrer in Privataudienz genommen und ihm bedeutet, daß er als Kranzelführer doch den Anstand wahren, nicht aber das schöne Fest durch seine stänkerischen Lieder stören sollte.

Aus: Thomas Koschat, „Hadrich". Wien, 1877, J. Gutmann.

Der helliachte Werchtag

Von Leopoldine Sternweiß

Assa!" schreit das Dinli und fahrt hinter. War aber nit der Müah wert; a langher Ohrnschliafer is ihran übers Fingili g'stieg'n. Aber die Dinlan seint schon aso: wia weaniger sen' g'schicht, wia ürger das G'schroa.

Das Agathli jatet weiter. Und macht a kloanverzagt's G'sichtli dabei. Rieglt si' wedrawann und fahrt mit'n Urbl übers Hirn — nutzt aber all's nix; in' Summer is es warm.

's Dinli raaft a Jatachwürzli ums oane aus und denkt ihran: „Für was eppa das talggate Jatach dahe' wachst; war' all's net noat; 's Suppenkräutlach wur' so aa und 's gab koa Derbuggeln, koa Schwitzen und koa Kreuzweah."

Das hat sie ganz g'scheit gedenkt, die Agath' va der Grabnerin, wann sie aa sista a weani schwach war ban Köpflan. Das is weg'n den koa groaßer Fahler; 'n Mannerleuten sein noch allwal die tummen Wei'sbilder liaber g'wen wia die go'z'gscheiten.

„Was st'dierst denn, Agathli? 's wölle die länghern Würzlan hat, der Heahnerdarm oder die Multn?"

„O naa; aber i moan, wann 's koa Jatach gab', gabat 's koa Schwitzen, koa Derbuggeln und koa Kreuzweah."

„Kreuzweah hast? Selm kimm na' he' zan Zaun und plausch' a weani mit mir — brauchst di' glei' net so derbuggeln!"

„Die Muater la't nit!"

„Die Muater is ba der Perchtoltin deachl; sie is fürgang' ba mir. Kimm na' he' zan Zaun!"

Und wia 's Dinli richti aufsteaht und si' reckt, daß der Schlawangger

kracht, da moant er: „Sigst schau, wia guat das es is, wann si' der Mensch wedrawann a weani reckt! Kinnast hoachruggat aa no' we'n. Nachher schaut di' koa Bua mehr an, z'weanasten koa sauberer."

„Als ob ma gar so vül drum war'!" Aber zan Zaun geaht sie halt do'.

Der freachl g'stand'n is und einigeredt hat, das war der Groamater Blasi. Und wann oans was woaß zan Reden, fallt 'n andern aa was ein — und wia länger 's Agathli g'standen is ban Zaun, wia kamoter is es ihran fürkemm'.

Koa Wunder — wann si' der Mensch 'n ganzen Tag muaß derbuggeln! Hiaz war 's völli noat g'wen, sie hiet si' a weani g'reckt — der Zaun war hiesch hoach, 's Dinli lei kloan — und in Zaun einireden magst halt aa net, wann a sauberer Bua dahinter steaht. Und daß d' mit an sauberen Buabn die bessere Interhaltan' hast, wia mit die Jatachwürzlan und Ohrnschliafer — 's sege is amol g'wiß.

Und daß 'n Dinlan nit go' z' hart g'schicht ban Recken, hat si' der Blasi a weani fürchi g'noagt — und auf amol war'n sie halt hiesch nah'n banander. Ob 's a richti's Bussili is g'wen, das woaß i net; aber vül wet net g'fahlt haben davon, moanat i.

Und krat hiaz muaß die Muater kemm'! Bua, dö sein ausanand'-g'flogen! War aber schon z'spat — all's hat sie g'seachen, gar all's.

Der Blasi is davong'sprung' wia a Wiesele und 's Dinli hat die ganzi Brummelsuppen alloani g'müaßt auslöffel'.

Is nix Neigs g'wen, was die Grabnerin hat fürbracht. An iede Muater derürgert si' übers leichtfertige Dinli, wann sie aa selber vor zwoanz'g Jahr um koa Geimili besser war — und an ieds Dinli harbt si' über die grantige Muater — und in zwoanz'g Jahr macht sie 's krat aso.

Va' der Arbat wegh an Buabn zuarennen! Das hat die Grabnerin 's mehrasten g'schm'rzt; is a heifti arbatsam's Leut g'wen. Und hat si' nit kinnt dersang'; so oft sie fürgang' is ba die Beeter, wo 's Dinli dei dei hat weiterg'jatet, hat sie müassen 'n Kopf beuteln: „Dö Massa Jatach — frei überseachen hab' ma 's. Und la't all's liegen und steahn z'wegenst an talggaten Buabn — auf'n helliachten Werchtag!"

Wann 's Jatach noch so dick steaht und 's Kreuzweah noch so schiach is — amol kimmt halt do' der Sunnti. Da kannst di ausrasten. 's K'rchengeahn is krat koa harti Arbat, 's Essen aa net — und na'mittag kannst toan, was d' willst.

Und af d' Nacht g'freut di 's Liegengeahn aa nit, wals d' nit a weani müada bist.

's is schon halber zeh'ni, stockfinster überall, aber hinter der Grabner Beinhütten is noch koa Ruah.

A Zeggatzen und Schwabeln, a Gekuter und wedrawann a Schnalzer, all's leisla und bahoamla — aber hör'n tuat ma 's do'; wann dö Zwoa aa glaben, 's war net zan Vernehm'.

's hoaßt, der Reah hiet die schürfesten Loser. Aber die Grabnerin hat no' die schürfern g'habt. Und Augen — ürger wia der grawi Kater. Akrat hat sie glei g'seachen, wo das kajosi G'schwabl he'kimmt.

Und hat wieder ang'hebt —

Die Zwoa habnt si' nit g'muggst. Wia aber der Grabnerin amol der Atn is ausgang', hat 's Dinli ganz verwundert g'fragt:

„Aber Muater — we' scheltet's denn gar aso? Heint hab' ma ja wohl Dawal, i s j a n i t W e r c h t i — u n d s t o c k f i n s t e r i s a a!"

Beim Glori

Von A n t o n G i t s c h t h a l e r

An einem kalten Jännertage, vor etwa dreißig Jahren, sagte die Mutter zu mir: „Toni, da hast du fünf Kreuzer, geh zum Glori und laß die Haare abschneiden; sie sind schon so lang, daß man sie zöpfen könnt'!" Ich machte ein sehr verdrießliches Gesicht, denn das Haarschneiden beim Glori war wahrhaftig kein Vergnügen! Der Mann pflegte für einen Bubenschädel selten eine gut geschliffene Schere zu verwenden. Dann hatte die Geschichte auch sonst noch einen Haken: der Glori war uns Buben nicht recht grün.

„Geh nur, geh," munterte mich die Mutter auf, „morgen kommt die Klagenfurter Tant' zu uns, da mußt du was gleichschauen!"

Die Klagenfurter Tant' . . .! Da hatte das Haarschneiden doch einen Sinn.

„Kriegen wir da am End' gar Krapfen?" fragte ich mit lebhafter Gebärde.

„Freilich, einen ganzen Stadelreuter voll!" rief der Vater hinter mir.

Da machte ich einen Luftsprung, nahm die fünf Kreuzer und lief zum Glori.

Der Glori hatte damals sein Geschäft mitten in der Stadt, in einem ganz vereisten Gäßchen.

„Simon Glori, Balbierer", stand auf einer schmutzigen Tafel, die über einer Glastür angebracht war. Neben der Tafel hing eine gelbe Metall-

schüssel, die sich knarrend im Winde hin und her bewegte, der eiskalt von der Görlitzen herunterstrich.

Mir war gar nicht wohl bei dem Gedanken, den zweiten Teil des Winters mit kurzgeschorenem Schädel herumlaufen zu müssen. Die Klagenfurter Tant', was die aber auch für Ansprüche machte!

Da fielen mir die Krapfen ein und rasch entschlossen griff ich nach Simon Gloris Türklinke und trat bei ihm ein. Der Meister stand vor dem großen Kachelofen und schärfte an seinem Hosenriemen ein breites Rasiermesser. Sein Blähhals hob und senkte sich dabei wie eine Ziehharmonika, die irgendwo ein Leck bekommen hat und daher keinen Ton mehr von sich gibt. Mein Gott, mir wurde angst und bang ... Der Glori hatte nicht nur einen respektablen Kropf, er hatte auch eine ganz seltsame Nase. An der Wurzel breit, nach außen spitz, trat sie wie ein unabgeschobener Bauernkegel aus dem fetten, glänzenden Gesichte hervor ... Wie leicht konnte einem da das Lachen auskommen! Und der Glori verstand keinen Spaß. Ich biß mir die Lippen fast wund. Wehe mir, wenn ich lachen mußte! Da fiel mir aber das Haarschneiden ein und ich wurde überaus ernst.

„Wünsch' guten Tag, Herr Glori!" grüßte ich höflich, da ich der Meinung war, durch einen höflichen Gruß eine bessere Behandlung erzielen zu können. Er blickte mich über seine Augengläser scharf an und fragte mich dann mit heiserer Stimme, ob ich Zahnweh hätte.

Der Glori war nämlich nicht nur Balbierer, er war auch Bader. Das Zahnreißen, Warzenabbinden, Hühneraugenschneiden waren Spezialfächer seiner ärztlichen Kunst; sie wurden von ihm mit großer Fertigkeit ausgeübt. Seine Kundschaft bestand aus Bauern und besonders altväterisch veranlagten Bürgersleuten. Sie war nicht gering, da man seiner Hand größeres Vertrauen entgegenbrachte, als der Hand so manches ordnungsmäßig geprüften Doktors. Fürs Zahnreißen hatte er besonderes Geschick. Er war imstande, jeden Bauernstockzahn — und mochte dieser noch so fest in seinem Kiefer sitzen — innerhalb zwanzig Sekunden ans Tageslicht zu fördern.

„Hast Zahnweh?" fragte er mich wieder.

„Na," erwiderte ich hastig, „Zahnweh hab' i nit, aber die Haar' sollen S' mir abschneiden, hat die Mutter g'sagt."

„Hast a Geld?"

Da nahm ich die fünf Kreuzer und legte sie vor ihm auf den Tisch.

„Setz' di nieder!"

Ich setzte mich bescheiden auf den Balbierstuhl.

Nun holte er aus einem Kasten eine Schere hervor

„Wart' einmal!" sagte er plötzlich. „Warst du nit neulich a bei die Lausbuben drunten bei der Drau, die was mir nachg'schrien haben: ‚Glori, Glori, im Feld wachst der Zichorie, im Garten wachst er besser, dei' Kropf werd immer größer!'?"

„Na, meiner Seel'!" beteuerte ich. „I war nit dabei, richtig nit!"

„I sag' nur das ane," pfiff er durch die zusammengepreßten Zähne, „wann i amal so an Lausementer, so an Stadtfalloten derwisch, dann schneid' i ihm ganz g'wiß mit der Scher' das rechte und das linke Ohrwaschel weg!"

Uh — — — ich fühlte mich gar nicht behaglich. Am liebsten wäre ich aufgesprungen und davongelaufen. Das ging aber jetzt nicht mehr, denn Glori hatte mir bereits eine blaue Schürze um den Hals gesteckt und holte mit seiner Schere soeben zum ersten Schnitt aus. Der war höchst schmerzhaft, denn der Meister hatte seine schlechteste Schere erwischt.

„Au weh, au weh!" jammerte ich.

„Na schau, daß du nit Krämpf' kriegst!" höhnte er. „So lange Haar' um fünf Kreuzer abschneiden und dabei nit reißen! — Die Haar' waren schon zu Jakobi schnittreif g'wesen. — Überhaupt — ein gescheiter Mensch laßt si nit mitten im Winter die Haar' abschneiden!"

Ich war ganz seiner Meinung.

„Haarschneiden", fuhr er fort, „laßt man si in der Palmwochen, um Johanni, zu Peter und Pauli, zu Jakobi und vielleicht no um Martini, aber beileib nit vor Lichtmeß. — Sag' das deiner Mutter!"

Ich versprach, es ihr zu sagen.

Nach dieser Belehrung behandelte Glori meinen Schädel weiter. Ich zählte die Schnitte. Nach jedem zehnten Schnitte machte ich einen tiefen Atemzug und dachte, jetzt müsse schon wieder ein schönes Stück mehr ausgerodet sein. Fing er an gar arg zu reißen, erinnerte ich mich meines Namenspatrons.

„Heiliger Antonius von Padua," murmelte ich, „bitt' für uns!"

Für die Linderung meiner Schmerzen versprach ich dem Heiligen einen Krapfen. Essen wollte ich den Krapfen selbst, den Genuß aber sollte der heilige Antonius haben.

Der Glori hatte eine eigene Manier, Haare zu schneiden. Er schnitt im Kreise herum, so daß zuletzt in der Mitte des Kopfes ein Schopf übrig blieb. Diesen holte er sich dann am Schlusse seiner Prozedur mit ein paar kräftigen Schnitten herunter.

„I muaß mi tummeln," sagte er, seine Arbeit unterbrechend, „denn

der Schmerstecher Wutsche wird glei kommen, dem muaß i an Zahn ausheben."

„Bitt' schön, Herr Glori," bat ich, „nehmen S' a bessere Scher'! Die tut gar so viel reißen!"

„Is scho a bißl schartig. Aber für dein Schädel is sie grad no guat gnua!"

„Bitt' schön, Herr Glori," bat ich winselnd, „i kann's rein gar nit mehr aushalten!"

Da ging die Tür auf und ein untersetzter, hartknochiger Kerl mit einem ausgeweiteten Brustkorb und einem mächtigen Schädel betrat die Balbierstube. Er hatte ein arg verschwollenes Gesicht, um das er ein breites Schnupftuch gewickelt hatte.

Das war der Schmerstecher Wutsche.

„Er tuat höllisch arbeiten!" rief er. „Glori, i bin völlig tamisch!"

„Ja, ja, wann so a Luader amol ziagt, dann hilft's Einbinden a gar nix mehr! — Setz' di nur an Augenblick nieder, glei werden wir ihn haben."

„O Christum, Christum!" jammerte Wutsche und sprang von einem Bein auf das andere. „Es is zum Schädelabreißen!"

„I wer ihn glei angehen," sagte Glori, die Arbeit unterbrechend, „der Bua da kann warten."

Mir war die Erholungspause durchaus nicht unlieb, um so weniger als mir die Gelegenheit geboten wurde, einer äußerst schmerzvollen Operation eines anderen beiwohnen zu können. Zudem war ich dem Wutsche gar nicht gut; er hatte mich bei einem Handel gehörig übers Ohr gehaut, mir auf einen Gulden ein ganzes Sechserl zu wenig herausgegeben. So tut mich unser Herrgott für den Betrug rächen, dachte ich; er läßt mich Zeuge der Schmerzen meines Widersachers sein.

„Tua di halt setzen, Wutsche," sagte der Glori und holte ein eisernes Instrument aus seinem Kasten hervor, das halb einem Schlüssel, halb einer Zange glich.

„Das wird jetzt sakramentisch weh tuan!" stöhnte der Wutsche mit bleichem Gesichte.

„Beim Zahnreißen is am besten, die Augen zua und 'n Mund sperrangelweit auf."

Der Wutsche ließ sich auf einen Stuhl nieder, richtete die Augen nach der Zimmerdecke, machte einen tiefen Atemzug und öffnete dann den breiten Mund. Der Glori nahm das Eisen fest, spreizte die Füße auseinander und fuhr dem Wutsche rasch mit der Hand in den Mund.

„Der da is, ja?"

„Ja, der is," röchelte Wutsche. — „Christi Leiden!"

„Christi Leiden ist das nicht," dachte ich bei mir, „das ist Wutsches Leiden. — Möcht' der Haderlump den armen, lieben Christus zum Zahnreißen auch noch einladen! —"

Der Glori beugte sich nach rückwärts.

„Au, au, au!" Der Wutsche brüllte wie ein Ochse.

„Jau, nit beißen!" schrie jetzt der Glori.

Er zog die Hand rasch aus Wutsches Mund hervor. An seinem Schlageisen hing ein blutiger Stockzahn, breit wie ein Mauerhaken.

„Hast mi ordentli bissen!" rief er ärgerlich.

„Aber der Zahn is heraußen!"

„Der is heraußen."

Der Glori steckte die rechte Hand in eine Schüssel, die mit Wasser gefüllt war.

„Wann mi mehr Leut' beim Zahnreißen so beißen taten wie du," sagte er, „dann hätt' i bald ka Pratzen mehr."

„Die heilige Dreifaltigkeit sei dafür bedankt," rief der Wutsche, „daß er heraußen is!"

„Bist a tamischer Teufel — so beißen!"

„Nix für unguat, Glori!"

Der Wutsche sprang in der Balbierstube herum und hielt sich dabei die Backe.

Wenn er mir nur nicht auf die Füße tritt, dachte ich und zog die Beine in die Höhe.

Jetzt blieb er vor seinem fremd gewordenen Zahn stehen.

„So a elendiger Hund kann an ordentli sekkieren!" rief er, den Zahn aufnehmend.

„Jetzt sekkiert er di nimmer!"

Der Glori betrachtete aufmerksam seine Hand.

„Jetzt is er heraußen! — Was bin i denn nachher schuldi?"

„Zwanzig Kreuzer fürs Reißen und fünf Kreuzer fürs Beißen, macht fünfazwanz'g Kreuzer."

Da ging die Ladentür auf und Frau Glori betrat langsam die Balbierstube.

Mir war das recht unangenehm.

Sie hielt in der rechten Hand zwei Schüsseln, von denen die eine mit gut geschmalzenen Käsnudeln, die andere mit Erdäpfelsalat gefüllt war.

Über den Kopf hatte sie eine braune Haube gezogen — so tief, daß von ihr auch noch Stirn und Ohren bedeckt waren und vom Gesichte nur die grauen, stechenden Äuglein und die spitze Nase sichtbar wurden.

Die Äuglein scharf auf mich gerichtet, blieb sie eine Zeitlang wie angewurzelt in der Tür stehen. Dann sagte sie mit weinerlicher Stimme:

„Siegst, Simon, das is der Bua, der was mir neuli nachg'schrieren hat: ‚Beim Glori, beim Glori, da is a recht's Kramuri.' — I waß nit mehr, wie's geht, das G'sangl, das abscheuliche!"

Ich fühlte, wie es mir heiß und kalt über den Rücken lief.

„Das is der Bua?!" rief der Glori mit einer Stimme, die nur zu deutlich verriet, daß ihrem Eigner das Blut zu kochen begann.

Was jetzt? dachte ich. — Dort auf dem Kasten lag meine Pelzmütze, die mußte ich unter allen Umständen haben. Dann auf und davon. — Aber in der Tür stand die Glorin mit ihren Schüsseln. Wo sollte ich hinaus? — Da nahm der Meister den Hosenriemen von der Wand herab.

„Recht so," munterte ihn der Wutsche auf, „nur amol recht linieren, so an Lausbuabn!"

Ich fühlte, daß es höchste Zeit sei. — Mit einem Satze hatte ich die Mütze ergriffen, mit einem zweiten war ich an der Tür. Frau Glori wollte mir den Weg versperren, aber in meiner Herzensangst drängte ich mich resolut an ihr vorüber. Dabei kam ihr die Schüssel mit den Käsnudeln aus und fiel zu Boden. Die Schüssel zerbrach, und die schönen, mit Schmalz übergossenen Nudeln sprangen mit mir auf die Gasse hinaus. Was hätten die für ein Fressen abgegeben! — Heute ist's mir noch leid um sie! —

Dem Komploier sein großer Hund, der Schnurl, hat etwas davon gehabt. Er kam gerade durch die Gasse gelaufen und machte sich sofort über sie her. Aber der Glori versalzte ihm das Festessen. Am Ausgange des vereisten Gäßchens hörte ich den Riemen pfeifen, den Hund heulen und den Glori fluchen.

Ich lief sofort heim und versteckte mich auf dem Dachboden. Später kam Frau Glori zu uns und trug meiner Mutter den Fall vor. Da sollte es Schläge geben. Aber mein Vater meinte, ich hätte im Zustande der Notwehr gehandelt; auch hätte Glori die Verpflichtung gehabt, mir die Haare anstandslos abzuschneiden.

„Was machen wir jetzt mit dem Buben?" jammerte die Mutter, „morgen kommt die Tant' und er hat einen halbgeschorenen Kopf!" Daß ich zum Glori nicht mehr gehen konnte, sah auch sie ein.

„Werde ich machen," beruhigte sie der Vater, nahm seine Papierschere und holte mit ihrer Hilfe den noch übrig gebliebenen Bestand vom Kopf.

Das war auch kein Vergnügen. —

Am andern Tag musterte mich die Tante eine Zeitlang scharf von allen Seiten, dann sagte sie mit gehobener Stimme: „In Gott's Namen, Toni, wia schaust denn du aus? Dir haben s' ja mit aner Beißzangen die Haar' abgezwickt!"

Stromlied

Von Friedrich Marx

Ein Schatten landet drüben,
der Fährmann, im Mondenlicht,
ich schau' durch Tränen hüben
im Strom mein Angesicht.

Vorbei ist mir geronnen,
was kommen sollt' schon lang,
und harr' ich noch der Wonnen,
der Qual noch sehnsuchtsbang?

Zerschellt dem Hoffnungssatten
das Stundenglas der Zeit:
O dunkler Fährmann der Schatten,
hol' über, ich bin bereit!

Da, horch, im Föhrengrunde
klang mir zu dieser Frist,
aus holdem Kindermunde:
„Gelobt sei Jesu Christ!"

Froh will es mich gemuten;
als Täufer steigt zur Zeit
mir aus des Stromes Fluten
der Geist der Einsamkeit.

Aus: Fr. Marx, Gemüt und Welt. Hamburg 1870, J. F. Richter.

An den Wildbach

Von Ernst Rauscher

Wie lange sah ich dich nicht wieder,
Freund meiner Jugend, schaumgekrönt!
Wie lange haben deine Lieder
mir nimmer in das Ohr getönt!

Noch braust in ihnen unbezwungen
derselbe Sturm, derselbe Drang,
wie einstens er hervorgeklungen
aus meinem eigenen Gesang.

Noch nicht in sanften Moll-Akkorden
gebroch'nen Mutes ziehst du fort —
träumst, noch nicht matt und zahm geworden —
von keinem stillen Ruheort.

Ich aber, den indes das Leben
herangereift in bitt'ren Weh'n —
ich kann dein leidenschaftlich Streben,
dein wildes Jagen nicht versteh'n!

Und wenn bei deinen Melodien
sehnsüchtig einst das Herz mir schwoll,
Erinnerungen, ach! durchziehen
jetzt meine Seele wehmutsvoll.

Aus: E. Rauscher, Neue Gedichte. Innsbruck 1881, Wagnersche Universitätsbuchh.

Die Pest

Von Karl Krobath

Die Weiden stimmten eben das erste Hosiannah des jungen Jahres an, im Hag erwachten die wunderseligsten Stimmen. Gürteltauben girrten und die Kinder riefen: „Mutter, lug' — der Storch sitzt wieder am Dach!"

Da kam die Pest, der schwarze Tod. Das große Sterben!

Der Leichhof bekam viel zu speisen; so viel, wie früher kaum in dreißig Jahren. Denn keine Mauer, keine Grenze hielt dem daherschnaubenden

Verderben stand, die Leute fielen um wie die Fliegen im Monat August. Wie ein Reizelfalke schoß der Tod nieder, holte seine Beute wahllos, maßlos.

Ein Sturm des Wehes schnob durch die Lande dahin. Schier alle Bande lösten sich, eine ganz andere Weltordnung griff mit der Pest ein. Dämonisch riß sie ihre Striemen in Leib und Seele.

Giftfeuer, die Geißel der Völker! Konnte doch selbst der Allernächste den Keim des Todes und damit eine Lebensgefahr für die übrigen mit sich herumtragen, ihn weiterverschleppen. So schwanden denn Liebe, Freundschaft, Menschlichkeit ganz bedenklich. Die große Menge ist daseinsdurstig, will leben. Fast jeder bebte vor dem andern, vor sich selber, vor allem, was war und was kommen konnte. Man mißtraute sich, mied einander. Unterbunden der Verkehr der Orte untereinander, jeder Anschluß ans große Ganze. Handel und Wandel erstarb. Die grausefte Vernichtung des Lebens heulte ihre schreckliche Sinfonie . . . die Sinfonie vom Sterben.

Einige wollten sogar die „Teadin", das spukhafte Pestweibel der altüberlieferten Spinnstubenmären, leibhaftig umherwandeln gesehen haben. Obendrein die wunderlichsten Gestalten und Zeichen am Himmel. Die Quadratur des Jupiter und Saturn stand tatsächlich grundbös. Dazu das Auftauchen fremdartiger, dickbäuchiger Würmer. Grünlich färbten sich die Teiche, die langsam fließenden Gewässer; massenhaft standen in denselben die Fische ab. Nicht wenig zu denken gab auch eine an und für sich recht erfreuliche Erscheinung: zu Ende Jänner trat nämlich schon das Grün der Wiesen, zu Hornungsanfang das üppigste Blühen, in den nächsten drei Monaten ein überfrühes Reifen, ein Sich-Tollschwelgen der Natur in Farben, Formen und Düften auf den Plan, wie es hier noch nie geschaut worden war. Also alles anders wie in ruhig und gemessen einherschreitenden Zeiten.

Dem allein stand der Mensch in seiner erbarmungswürdigsten Ohnmacht gegenüber. Auch Meinald wie Tobias Vierbauch, die Vertreter zweier doch so grundverschiedenen Heilweisen für den Körper, und der Abt wie der schmalgesichtige Tiburt, diese beiden so ungleichen Seelenärzte, überhaupt die Arztner alle, standen ebenso machtlos da, wie die von den besorgten Behörden in aller Eile aufgetriebenen Pestärzte: Balbierer, Kurschmiede, Totengräber. Was halfen alle hausbackenen Vorbeugemittel, wenn an den befallenen Leibern Frost und Fieberglut in jähem Wechsel zerrten, die Glieder matt, alle Fleckchen wund wurden und Beulen alles, alles übersäten! Da hatten es noch die Vögel besser, weil sie ohne langes Krankenlager aus der Luft

herunterplatschten, oder jene, die ohne viel Umstände, wie vom Schlag getroffen, maustot umsanken.

Das alles trug sich zu in dieser vorzeitig erwachten, aufjubelnd vollebigen Natur. Oh, die Pest, diese nimmersatte, grausame Würgerin, sie griff mit eisernen Krallen an die Kehlen.

Aus: K. Krobath, Sterben. Ein Roman aus Kärnten. Leipzig, L. Staackmann.

Leichenstück

Von Adolf Ritter von Tschabuschnigg

Sechs derbe Gesellen sitzen
am runden Tische herum,
der Pfarrer ist voll Mucken,
der Küster auch nicht stumm.

Die Kuchen duften ergötzlich,
der Wein glänzt hell und klar,
dort drinnen in der Stube
liegt eine auf der Bahr'.

Die Mutter weint erbärmlich
und deckt den Tisch dazu,
der Vater im breiten Lehnstuhl
entbehrt die Nachmittagsruh'.

Gevattern und Muhmen verschlucken
in Tränen jedes sein Stück
und legen für die Kinder
auch einen Bissen zurück.

Sie führen sehr kluge Reden
und loben, was man getan;
da dringt durch die offene Türe
ein ungeladener Mann.

Am Säbel und weißen Rocke
verkündet sich der Soldat,
im verfallenen Auge sieht man
der Tränen reiche Saat.

Es steht sein Blick voll Wasser,
er starrt ihr blöd ins Gesicht —
barmherziger Gott! wie lange
sah er die Blasse nicht!

Aus: A. Ritter v. Tschabuschnigg, Gedichte. Wien 1841.

Lerche

Von Fercher von Steinwand

Du rasche Spenderin der Düfte,
du reges Blut der Frühlingszeit,
du strebst ermunternd in die Lüfte,
und Licht und Lied sind dein Geleit'.

Der Traum, den sich im warmen Triebe
die einbildsame Seele schuf,
empfängt den Weihegruß der Liebe
mit deinem gold'nen Frühlingsruf.

Wie lange ließest du mich schmachten
im rauhen, winterlichen Zwang,
mit ruheloser Sehnsucht achten
auf deinen Auferstehungs-Klang!

Natur gebiert mit langen Schmerzen,
was nicht für die Verwesung blüht,
es fließt die Zeit aus Gottes Herzen,
in der die Liebe schaffend glüht.

Die Franzosen ziehen ein

Von Hans Sittenberger

Das Lendwasser im Stadtgraben hat also nichts genützt; wir sind doch erobert worden. Vorher ist's freilich noch zu der erwarteten Schlacht gekommen oder wie man das nennen soll. Gegen drei Uhr erdröhnen plötzlich zwei Kanonenschläge, daß die Muhme zusammenfuhr und sich bekreuzigte und der Herr Jesse ganz blaß wurde. Dann blieb aber eine gute Weile alles still. Auf einmal fängt es an zu knattern — gegen das Kreuzbergl und das Weidmannsdorfer Moos hin; das Geknatter wird immer stärker, hie und da gibt's auch einen dumpfen Schlag von einer Kanone, so daß uns schon ganz angst und bange wird; aber bald merkt man, daß der Kampfeseifer nachläßt, man hört nur mehr vereinzelte Schüsse und nach kaum einer halben Stunde ist alles wieder aus. Die Kaiserlichen sind eilig abgezogen, über Magerегg nach Maria-Saal und von da nach St. Veit. Die Stadt haben sie gar nicht besetzt; offenbar sollte um ihretwillen das unschuldige Blut der Klagenfurter nicht aufs Spiel gesetzt werden.

Schaden hat die Schlacht, wie man hört, wenig angerichtet. Nur die Markt-Resel und eine Schusterin aus der St. Veiter Vorstadt sind ihr zum Opfer gefallen. Sie standen nämlich mit vielen anderen auf der Villacher Bastei, um dem Schießen zuzuschauen. Die Feinde aber hielten diese Leute aus der Ferne für Soldaten und warfen ein paar Kanonenkugeln in die Stadt. Eine davon flog nun mitten zwischen den beiden Weibern durch, daß sie vor Schreck umfielen und für tot liegen blieben. Sie sind aber bald wieder aufgestanden und haben tüchtig zu schimpfen begonnen, ein Zeichen, daß der Schreck keine schädlichen Folgen für sie gehabt hat. Außerdem sind noch etliche hundert Grenadiere, die nicht nachkommen konnten, gefangen worden; sonst aber ist nichts geschehen. Der eigentliche Rummel ging erst an, als die Franzosen einrückten. Ich muß sagen, es ist ganz interessant, erobert zu sein. Das ist ein eigentümliches Gefühl, so angenehm gruselig, wenn man denkt, daß man dem Feind auf Gnad' und Ungnad' ausgeliefert ist. Man kann nicht sagen, was kommen wird. Schlimm oder schlimmer, es gibt keinen Schutz, man muß sich ganz auf sich selbst verlassen, und da spürt man sich erst recht aus allen Kräften lebendig.

Schon um fünf Uhr hatten sich die ständischen Vertreter, so viel ihrer noch in der Stadt sind, beim Villacher Tor aufgestellt. Als Sprecher hatten sie in der Geschwindigkeit den Herrn Philosophieprofessor Lenz gewählt, vermutlich, weil er ein Luxemburger ist und zu hoffen stand, ihm werde auch in der Angst das Französisch nicht ausgehen. Man sah es ihm an, wie aufgeregt er war. Die linke Hand hatte er tief in der Soutane vergraben und mit der rechten strich er sich fortwährend über die Wangen und das glatte Kinn. Er trippelte von einem Fuß auf den anderen und murmelte leise vor sich hin, und man merkte, daß er die Ansprache auswendig lernte. Er soll aber auch ein sehr großer Redner sein.

Gegen halb sechs Uhr rückten die ersten Feinde ein. Es war eine Abteilung Chasseurs, an der Spitze ein General auf seinem Rappen. Er sah hübsch aus, noch ein junger Mann, und die Uniform stand ihm gut. Als er durchs Tor ritt, zogen die Herren von der Deputation die Hüte, machten gewaltige Kratzfüße und blieben gebückt stehen; manche verneigten sich so tief, daß das steife Zöpflein in ihrem Nacken wie ein Fragezeichen in die Höhe stand. Der Herr Professor Lenz wollte auch den Hut abnehmen, denn er merkte nicht, daß er ihn schon in der Hand hielt. Er griff mehrmals ganz verzweifelt an den Kopf, ohne zu finden, was er suchte, und erst als die Leute ringsherum zu lachen anfingen, ward er seinen Irrtum gewahr. Das brachte ihn ganz aus der Fassung und mit hilflosem Gesichte blickte er sich

nach den anderen Herren um. Herr von Fradenegg, noch der ruhigste und würdigste unter allen, packte ihn sachte an den Schultern, drehte ihn um und schob ihn vorwärts, indem er ihm ein paar Worte ins Ohr raunte. Da faßte sich der Professor ein Herz, stürzte etliche Schritte vor und machte einen tiefen Bückling. Aber da der Reiter schon vorüber war, bekam der Professor nur mehr dessen Rücken und das Hinterteil des Pferdes zu sehen. Als er dies gewahrte, bemächtigte sich seiner helles Entsetzen und er lief dem Franzosen ein paar Schritte nach, indem er keuchend seine Rede anhob: „Mon général, la malheureuse ville de Klagenfourt . . .“ Aber das Roß war schneller als er; fassungslos und nach Luft schnappend blieb er stehen und wischte sich mit einer Gebärde der Verzweiflung die Schweißtropfen von der Stirn.

Alles lachte natürlich, und jemand rief dem Herrn Professor zu, er solle doch wissen, daß auch die Leute aus Frankreich rückwärts nicht französisch verstünden.

So war also die Rede des Herrn Professors Lenz vorderhand verunglückt. Zum Überflusse stellte sich noch heraus, daß der Offizier, den er so hübsch komplimentiert hatte, gar kein General war, sondern ein einfacher Kapitän.

Kaum hatte sich der gute Professor ein wenig von diesem Auftritt erholt, so kamen schon wieder feindliche Reiter durch das Tor daher. Diesmal war es wirklich der General, Massena soll er heißen. Der gefiel mir nicht sehr, er hat so was Geiermäßiges in seinem Gesichte. Nun war der Herr Professor schon etwas gefaßter; er buckelte diesmal glücklich vor dem Kopf und nicht vor dem Schwanz des Gaules, den der General ritt. Aber mit seiner Rede kam er auch diesmal nicht viel weiter als früher, denn kaum hatte er begonnen: „Mon général, la malheureuse ville de Klagenfourt . . .“, so winkte mon général recht ungeduldig ab, indem er ein paar hastige Worte sagte, die ich aber nicht verstand, obwohl ich bei den Ursulinerinnen die Beste im Französischen war. Gar gnädig hat's aber nicht geklungen und mit kurzem Gruße ritt der General weiter. Unmittelbar darauf rückten die Truppen in endlosem Zuge ein. Der größte Teil marschierte auf den Neuen Platz, wo sich die Chasseurs und Dragoner aufstellten und auch der General Massena mit seinen Offiziers hielt. Von da aus verteilten sie ihre Posten und taten dabei so bekannt, als ob sie schon längst bei uns daheim wären.

Als Trophäe hatten sie die gefangenen Kaiserlichen mitgebracht. Wie staunte ich, als ich unter diesen den guten Major Budik erblickte. Der Arme hat wirklich Malheur; das erstemal in seinem Leben, daß er Pulver riecht, und dabei wird er gleich gefangen. Er präsentierte sich gar nicht übel: das

Haupt gesenkt, einen Fuß vorgesetzt, die Arme schlaff herunterhängend, stand er da, verstand es aber dennoch, in diese gebrochene Haltung einen martialischen Zug zu bringen. Wir drängelten und schlängelten uns in seine Nähe und riefen ihn beim Namen. Da fuhr er aus seinem Brüten auf. Ein Blick, halb traurig, halb freudig, traf uns. „Ja, meine Damen," sagte er so wehmütig, als es ihm möglich war, „das ist der Dienst des Vaterlandes!" Er hätte vielleicht noch mehr gesprochen, aber die französischen Soldaten wurden gleich aufmerksam und traten mißtrauisch dicht zu ihm hin. Da winkte er uns noch einen Abschiedsgruß und blickte dann wieder unbeweglich vor sich nieder. Ich weiß jetzt wirklich nicht: schämt er sich darüber, daß sie ihn gefangen haben, oder ist er stolz darauf? Fast glaub' ich, er betrachtet sich nicht ohne Behagen als ein Opfer seiner Pflicht und seines Heldenmutes. Er denkt halt, wie ich ihn kenne: alle können für das Vaterland nicht gleich totgeschossen werden; es ist genug, wenn man gefangen wird.

Der Bonaparte ist nicht gekommen, aber es heißt, daß er morgen eintreffen wird. Ich bin doch zu neugierig, wie er aussieht!

Der Herr Jesse war recht schweigsam den ganzen Weg. Das war mir eigentlich lieb, denn ich hatte genug zu schauen. An seinem Gesicht aber merkte ich, daß er gern die Fäuste geballt hätte; ich glaube, er wird von Tag zu Tag patriotischer.

Als wir daheim zwischen unseren vier Wänden angekommen waren, machte sich sein Ärger Luft. Er ging ganz aufgeregt auf und ab und plötzlich rief er, die Hand zum Himmel hebend, mit rollenden Augen: „Der welsche Übermut muß und wird gebrochen werden!" Nur hat er uns leider nicht gesagt, wie das geschehen soll. Mir lag die Frage schon auf der Zunge, aber ich wollte ihn nicht kränken und ihn unnützerweise aus seinen erhabenen Gefühlen reißen.

Der General Massena scheint ein lieber Vogel zu sein. Er hat gleich allerhand Forderungen erhoben; für sich allein hat er 86.000 Gulden begehrt als Anerkennung seiner Milde. Darob natürlich großer Schrecken. Eine Deputation hat sich zu ihm in die bischöfliche Residenz begeben und Vorstellungen versucht. Er soll aber, ohne ein Wort zu verlieren, dem Wortführer einfach die Pistole auf die Brust gesetzt haben. Auf solche Diskurse sind unsere Herren natürlich nicht eingerichtet, und ich kann mir denken, daß sie nicht viel darauf zu erwidern wußten. Es wird also nichts anderes übrigbleiben, als den milden Herrn General zu befriedigen und zu zahlen.

Aus: Hans Sittenberger, Scholastika Bergamin. Berlin, Vita Deutsches Verlagsh.

Primel

Von Nora Purtscher-Wydenbruck

Du wuchsest aus der Wiesen erstem Grün
demütig frühlingsfroh und nah' der Erde,
verborgen fast mit kindlicher Gebärde,
und all dein Sehnen schien dies sanfte Blüh'n.

Nun aber stehst du hoch und schlank empor,
verläßt der Blätter zärtliches Gedränge.
Zwiefachen Goldes prächtiges Gepränge
strahlt leuchtend hell aus deinem Haupt hervor.

Wie eine Magd, vom höchsten Herrn erkoren
zur Königin auf seinem stolzen Throne,
trägst du noch scheu und zag die Last der Krone.

Doch deine jungfräuliche Jugend, unverloren,
ist ganz in rastlos schlankem Aufwärtsstreben
der Blüten, die sich froh zur Sonne heben.

Aus: N. Purtscher-Wydenbruck, Treibhausblumen. Wien, Würthles Verlagsgesellschaft.

Ein knorriges Trio

Von Julius Golker

Der Morgen hatte das Gailtal in einen rosenroten Märchensaal verwandelt und vom betauten Teppich bis zum kahlen Geschröfe empor jauchzte das kräftige Licht. Scharf umränderte Schattenflecken ließen das wildgeschnittene Gesicht des Trogkofels deutlich erkennen und wenn in der Bläue die Geier ihn umkreisten, nahm er ein Aussehen an wie ein versteinerter Gott aus alter Mythe. Seine rauhe Brust hatte nie einen grünen Mantel geduldet und der Samt lag faltig zu seinen Füßen. Stumm und ernst schaute er herüber auf meinen Kofel, der nirgends der Wälder und Matten entbehrte und sogar mit etlichen güldenen Kornfeldern prahlen durfte. Auf diesem stand auch ein winziges Kirchlein, St. Ulrich geweiht und selten besucht, eher noch vom Blitz als von Menschen. Neben dem Kirchlein aber war ein Anger, kurzrasig und blumenreich. Der bot eine weite Aussicht bis zu den erbleichenden Zinnen des Ostens und ließ infolge seiner Lage alle würzigen Winde genießen, die talauf und talab strichen.

Auf diesem Anger lernte ich eines Sonntags früh einen Kerl kennen, einen Menschen aus Holz geschnitzt, ganz wurzelecht. Die Welt schien ihm so viel zu bedeuten, als er ihr bedeutete. Seinen Schreibnamen habe ich nie erfahren, ebensowenig sein Alter und seine Herkunft. Er war auch nicht bei einem Bauer bedienstet, sondern wanderte vom Schurf zum Natz und vom Natz zum Schurf, je nach Zufriedenheit. Weil er gern eins und noch eins vom Fäßlein nahm, verschwand er zu Zeiten ins Heu, bekam dafür eine ausgiebige Predigt, wurde unzufrieden mit seinem Herrn und Meister und zog lautlos ab.

Aufs Haar gleich trieb er es beim Nachbar, wo er nach etlichen Arbeitstagen dem Laster verfiel und sich zur bemerkten Rückkehr in die Heimat Nummer eins gezwungen sah. Weil man ihn aber doch hier wie dort notwendig hatte, war ihm, dem rauschigen Perpendikel, nie ein Ziel seines Hausens gesetzt worden.

Also beschriebener Tone fand bei mir keine Würdigung bis zu einem dramatisch bewegten Tage. Er war beauftragt worden, den Muli vor den Karren zu spannen und in den Markt zu fahren. Der schönste Sommertag verschlich. Heu wurde eingeführt, ein Zaun ausgebessert, Stoppeln gemäht, Futter geschnitten und hundert andere Dinge getan, bei denen der Tone schon wieder nötig gewesen wäre, aber der Tone kam nicht zurück. Der Abend brach ein, die Steine wurden feucht und das Gras, die Bäuerin gewann an Beredsamkeit, die sich ins Dithyrambische verstieg, als der gute Mule mit seinem beladenen Karren ohrenbaumelnd vor dem Haustor stehen blieb. Hinten nach kam ein Knirps geschlichen mit der frohen Botschaft, der Tone liege unten auf halbem Wege im Grünen, allwo die Meisen singen. Diese Kunde machte den Hausherrn grimmig und er rief: „Wann der Tone um 'n Stadel schaugt, die Ohr'n reiß' i ihm auß'r an Ort!"

In der tiefsten Dämmerung, schon rief das Käuzlein in der Nußbaumkrone, da bog der verlorene Sohn und alte Sünder um die Ecke, fürsorglich, als wollte er des Anwesens Schlaf hüten, streifte er das schwere Schuhwerk ab und ging mit einem fadendünnen „Guat'n Abend!" in die weitläufige Stube. Joka, der dort am eichenen Tische saß, meinte bloß: „Du werscht as heinte kriag'n" und schlapfte hinaus. Ob solcher Prophezeihung fiel der Tone in düstere Philosophie. Aber auf einmal riß es ihn wieder auf, vielleicht machte ihn meine Gegenwart hoffnungsvoller, und er schob das grüne Hütlein in den Nacken und sang mit einer Orgelstimme, die ich selten wo wieder gefunden:

„Geh i auße zum Brinnlan,
i trink' ab'r nix.
Ja, i wart' af mei Diandle,
sie kimpt ab'r nix."

Da knarrte die Tür auf und ein altes Männlein mit überaus freundlichem Gesichte stapfte hinter einem Haselstecken in die Stube. Den hatte ich schon eine gute Weile zuvor einmal auf einem Baumstrunk im Lärchenwald sitzen gefunden. Hansel Holzfeind war sein Name, geboren anno 33, von Beruf Kaser und ledig und allzeit heiter und kreuzfidel. Seine Nahrung nahm er „achtileweis", denn die brauchte er nicht zu beißen. Nichts Großartiges war an ihm außer seiner Zählebigkeit und Schuhplattlerkunst. Als Dreiundsiebzigjährigen sah ich ihn tanzen und hörte ihn dazu ein Liedlein krächzen. Vielstrophige Gesänge hatte er noch im Kopfe, wenn sie sich auch öfters in seiner Erinnerung verwirrten.

„Ba der erschten Hütt'n
tua i um Herberg bitt'n,
ba der zweit'n Hütt'n
is mir die Senn'rin z'schlecht,
ba der dritt'n Hütt'n
is mir die Senn'rin recht.
Sakra! Sitzt a Jag'r
drinnen mit sein' Knecht!
Diduljäh-dudidlam!"

Und dann machte er seine Hupferchen und schnalzte und klatschte und — die Tränen kamen ihm in die Augen und rannen den Irrweg der Falten. Jugendzeit! Da war er Kaser weit oben! Konnte jauchzen und schnaggeln! Nun saß er oftmals auf den besonnten Köfilen, mit den Schatten entschwundener Zeiten in Zwiesprache, und schaute über das ruhende Tal hinüber, wo sich seine Jugend abgespielt hatte. Erbärmlich war es ihm oft ergangen, besonders als er grau geworden war, aber das Schicksal konnte ihn nie erdrücken. So man ihn von seinem formenreichen Elend erzählen ließ, wurde man teilnahmsvoller gegen — Selbstmörder.

Selten fand er jemanden, dem er sich mitteilen konnte. Aber eine war da, die auch aus der Vorzeit stammte und ihm wohl Gehör schenkte, die Simperin. Ein frisches Weiblein, auch aus den dreißiger Jahren, das im Sommer wie im Winter drei Stunden weit Post und Semmeln im Korbe trug. Ihr Weidenkorb hatte manchen Fall mitgemacht und die Mehrzahl seiner Ruten

eingebüßt. Hochgeschürzt und mit einem derben Knotenstock wanderte die Simperin als Botin und Kinderschreck durch die flechtenbärtigen Wälder. Einstmals hatte sie einen Besitz und einen Mann, der diesen Besitz verhauste. Und noch heute brachte sie der Unhold in Grimm, wenn sie seiner gedachte: „Ihm hätt' a Stock gebührt, nit a Haus und a Weib!"

Mag sein, daß die Alte mit dem Geiste ihres Gesponsen noch Krieg führte, wenn sie in halblauten Selbstgesprächen dahinwanderte unter den weitarmigen Lärchen und wirrästigen Buchen des Gitschtalhanges. Kam der Winter mit Wind und Schnee und hobelte die Eisluft immer scharf über die Wangen, dann zog die Simperin ein kurzröhriges Pfeiflein herfür und qualmte sich die Nase warm. Manches Kräutlein und guter Enzian mochten das Ihre dazu getan haben, daß sie drei Viertel eines Jahrhunderts hinter sich brachte. Fragte ich sie nach ihrem Alter, so gab sie immer dieselbe Antwort: „Sechsasiemzig, ja, und wann i nit zwa Jahr' krank gewesen war, war i achtasiemzig!" — Sie rechnete die kranken Jahre nämlich als nicht erlebte.

Dieses Trio in Filz, Loden und Leinen hätte gar manchen Kopfhänger köstlich erheitern können, wenn es um den gewaltigen Kachelofen saß und dann und wann eine kurze Rede hinwarf, die gewöhnlich eine Erinnerung an die herbe und doch so erinnernswerte Vergangenheit in sich schloß; welches aber auch ganz in nachdenkliche Stille versank, daß nichts zu hören war in der weiten Stube als Uhrgetick und manchmal das Klappern eines blechernen Pfeifendeckels. Die alte Zeit lebt da; wer weiß, ob sie noch einen Bergwintersturm überleben wird; es gibt behagliche Ofenbänke und moosige Baumstrünke zur Rast und nur allzu leicht schläft das Alter darauf ein.

Aus „Freie Stimmen", Klagenfurt 1909.

Der heilige Abend

Von Josef Friedrich Perkonig

Der Bauer Ruepp lag gelähmt im hochgetürmten Bette; der bunte Kattun blähte sich. Die entsetzliche Krankheit, die so heimtückisch schlich, hatte vor fünf Jahren begonnen, als er in einem Frühherbst, getrieben von der Sorge des Bauers, der viel Vieh besitzt, auch das saure Gras mähte und dabei nach einem Regen, der durch fünf Tage die Gewässer auskühlte und im Gebirge schon zu Schnee wurde, einige Stunden lang bis hoch über die Knöchel im kalten Wiesensumpfe stand. Zuerst entschwand den Zehen jedes

Gefühl, dann stieg die Unempfindlichkeit der Nerven in den Beinen immer höher; durch die Abgestorbenheit wurde der Gang unsicher, tölpisch und schließlich unmöglich.

Der erschreckte Bauer wollte es lange selbst nicht glauben, aber jeder sich gegen die halbe Erkenntnis aufbäumende Versuch endete damit, daß der Leib hinschlug wie ein totes Stück Holz. Als es dann so weit war, daß der Ruepp sein grausames Ende kannte, weigerte er sich, das Bett zu verlassen. Bei dem regungslosen Liegen oder Hocken blieb ihm stets noch die Hoffnung, er sei in den vielen Wochen, die er so verbrachte, langsam gesund geworden, ihm selber unbewußt, und er könne nun gehen, wenn er nur wieder wolle.

Der einzige Sohn war an der Auszehrung gestorben; wenn die Kuckucke schreien und der südliche Wind manche Menschen insgeheim besessen macht, endet gewöhnlich diese Krankheit der dumpfen Stuben und der müden Geschlechter. Die einzige Magd wanderte zu Michaeli ab; sie wollte nicht bei einer unheimlichen Bäuerin bleiben, die irr sprach und irr tat.

Die Nachbarn, denen die eigenen Sorgen Angst schufen, bemerkten zwar nichts, aber die Magd beteuerte, die Bäuerin rede häufig zu sich, gehe wie verloren herum und habe ihr einmal unter greulichem Lachen befohlen, die Hacke in den Holzblock zu schlagen und den Stiel zu melken.

Das Korn war schon überreif und halb ausgefallen, als es späthin von der Magd mühsam mit der Sichel geschnitten ward; die Nachfrucht, der Heiden, wurde auf dem Acker des Ruepp in diesem Jahre nicht gesät, die Kürbisse faulten teilweise draußen im Türkenstroh, zur anderen Hälfte waren sie gestohlen worden; die Rüben holte überhaupt niemand, sie froren unter dem Schnee ein.

Allabendlich schrie der Bauer im Bett mit heiserem Zorn nach der Bäuerin, wenn das hungrige Vieh plärrte, dem das Weib das Futter zu geben vergaß. Denn mit der Dämmerung gewann etwas Seltsames Gewalt über sie.

Am Morgen und zu Mittag bekamen die Tiere, was ihnen gebührte; da blieben sie auch ruhig ...

Die Ruepp starben aus, ihre Sippe war mit den beiden tot. Er lag mit seinen wenigen Verwandten in trotzigem Zerwürfnis; über der Familie des Weibes aber hing Unglück, das nicht zu scheuchen war. An Menschen verkam alles unnatürlich: einen Bruder erstach die grausige Wirtshausrauferei, von der noch jahrelang später die weite Gegend redete; der zweite ertrank im Rausch in einem ganz seichten Bache; die Schwester geriet in der Stadt auf Abwege, begann als Dienstmädchen, wurde verdorben und verscholl;

ein verarmter Onkel wanderte aus, Sturm spülte ihn ins Meer, noch ehe er das Land seiner Hoffnung erreichte; ein anderer, der Mesner und Organist war, ritzte sich den Finger, als er die Orgelpfeifen putzte, und starb qualvoll.

Der Ruepp sah sich am Ende rundum mit der Bäuerin allein.

An einem trüben Oktobernachmittag, als der griesgrämige Wind den beraubten Nußbaum vor dem Fenster zauste, schrieb der hergebetene Lehrer

Der Heilige Abend

für ihn das Testament; zwei Nachbarn kamen als Zeugen, aber erst, als dem Bettlägerigen halb und halb einleuchtete, daß die Schrift ohne derartige Zeugenschaft ungiltig sei.

Wenn der Name Ruepp schließlich mit Mann und Weib gelöscht war, gehörte der Hof der Gemeinde. Acker und Wald sollten zur Nutznießung aufgeteilt sein.

Seitdem schlich manchmal am Abend ein ängstlicher Schatten an den Fenstern vorüber. Die Bauern sahen nach, wie ihre Aussichten standen; ob das reife Holz bald geschlagen werden konnte; das Kleefeld paßte dem einen,

der andere brauchte gerade noch eine Wiese; der Ruepp hatte einen gutgedüngten Grund, und in seinem Stalle war noch nie die Klauenseuche gewesen.

Aber die scheltende und rufende Stimme des Gelähmten blieb für jeden Abend gleich stark. Die Lungensucht, die das Leben ausbläst wie der Wind das Licht, nagte nicht an ihr. Und sonst? Das Bett zehrte und zehrte auch nicht. Den Kronewitter hatte mit sechzig Jahren der Schlag gestreckt, er lag bis an die neunzig Jahre. Der Ruepp konnte auch von der Zucht sein; zäh, wie die Katzen sind. Und die lauernden Bauern gingen mürrisch vom Fenster oder vom Stall, in dem sie die Bäuerin laut zu den Tieren reden hörten.

Nicht so aber gingen die Vagabunden vom Hofe, die Zigeuner, Fechtbrüder, Stromer; sie molken die Kühe, nahmen ein Huhn mit oder stahlen Honig; sie brachen auch in das hilflose Haus.

Nicht so ließ auch das Bauernunglück den Hof; Schweine gingen am Rotlauf ein; eine geblähte Kuh, die sich an Rüben überfraß, mußte gestochen werden, die Wunde verschmutzte und das Vieh kam um; das Pferd verhungerte elend an der Maulsperre.

Der geschlagene Bauer jammerte und fluchte auf seinen Zustand, auf die Nachbarn, die ihm nicht halfen, und auf Gott. Das Weib aber dachte nur stumpf in sich hinein ...

In der Dämmerung des heiligen Abends nahm die Bäuerin Glut aus dem Kachelofen, legte sie auf eine alte, blecherne Kehrichtschaufel und Weihrauch, Myrrhe, Tannenzweigchen dazu. Dampf stieg auf und umqualmte ihren Kopf. In der Flur mengte sich der wohlduftende Rauch mit der kalten Luft, in der auch der Hauch des Atems körperlich wurde. Das wachsende Eis des Teiches klang dumpf und melancholisch herein, die Landeinsamkeit lag grauenhaft starr.

Die Bäuerin schritt langsam; von ihren Lippen tröpfelten die Gebete. Es fröstelte sie, als sie, das Gesicht rot von dem Widerscheine der Kohlenglut, aus dem Stalle zurück zum Hause ging. Den Torriegel schob sie vor und stieg über die Treppe. Oben in den kalten Stuben, wo es nach Äpfeln und gewaschener Leinwand roch und wo in dem uralten Gebälke vernehmlich der Holzwurm arbeitete, schlug der Räuchernden die Traurigkeit unbewohnter Räume entgegen.

Der Mann, der unten im Dunkeln lag, hörte das Weib über sich mit vorsichtigen Schritten gehen. Er wußte ihre Bedachtsamkeit zu deuten: kein Stückchen Glut durfte ihr auf den Boden fallen, denn die Ungeschicklichkeit beschwor Hungersnot herauf; fiel die Glut im Stalle, kam die Viehseuche; am Dachboden bedeutete es Feuer, in der Stube gar den Tod.

Wenn die Bäuerin nur an diesem Abend im Kopfe klar bliebe! wünschte der Ruepp vor sich hin.

Die kleinen Fenster in den dicken Mauern waren kleine Vierecke, die den Liegenden anstierten. Jetzt verließ ihn auch der Ton, den die Tritte des Weibes gaben; es war wohl auf den Dachboden gestiegen. Die hölzerne Decke krachte, der Kachelofen ließ zuviel Hitze. Die Tuchent war unerträglich. Der Bauer zerrte sie mit der Hand mühsam fort. Die Füße lagen wie Blei, sein Hals war auf einmal ganz dünn, er bekam zu wenig Luft.

Nun trug der feierliche Rauch, der aus der Flur durch die Türritzen drang, seinen leisen Duft bis zum Bett. Es war unheimlich, der Bauer wollte rufen, aber er tat es doch nicht, denn er besann sich, daß die Bäuerin auf ihrem Gange betete und er sie nicht stören dürfe. Da zog er die schwere Tuchent wieder an sich.

Das Weib vertrat sich an den schadhaften Stufen und stolperte; Glut fiel in die Flur und zischte auf dem ausgetretenen Fußboden hin. Die Bäuerin zuckte zusammen; wie betäubt von dem dicken Rauche war sie gegangen; nun, da sie unachtsam gewesen, schreckte, wachte sie auf. Schmerzhaft wurde es ihr plötzlich klar: die Glutstreuung in der Flur bedeutete Wandern.

Mit den bloßen Fingern, so leise, daß es der Bauer nicht hören konnte, hob die Bäuerin die glimmenden Stückchen wieder auf die Schaufel. Von dem großen Tisch in der Vorhausecke, wo in der warmen Zeit der früheren glücklichen Jahre Bauer, Bäuerin, Sohn und Magd um die Schüssel gesessen hatten, vor jedem Mahle Gott anmurmelnd, nahm sie aus einem zusammengedrehten Papier einige Körner Weihrauch; mit leisem Knistern antwortete die beschenkte Glut, dichter und stärker wurde der aufwallende Rauch.

Das Weib drückte mit dem Ellbogen die Klinke nieder und stieß die Tür des Raumes auf, in dem der Mann sein qualvolles Lager hatte, wo sie in den wenigen Viertelstunden, die wie schmale Späne von den vielen Stunden der Arbeit fielen, wohnten, als ihrer noch mehr beim Hause waren.

Mit dem Rauche war Weihnacht in der Stube.

Der Bauer bekreuzte sich und begann ein dumpfes Vaterunser. Aber bevor er noch um das tägliche Brot bat, stockte er; Zorn würgte ihn, denn die Bäuerin blieb an der Tür stehen und sah starr zum Tische. Was der Mann auch schrie, kein Laut erreichte ihr Ohr. Denn durch den weißen Rauch, der vor ihrem Gesicht aufstieg, sah sie die vier unvermuteten Gäste um den Tisch sitzen. Sie hatten sich gegen die Eintretende gewendet und schauten ihr stumm entgegen.

„Von wo kommt das Gesindel am heiligen Abend?“ verwunderte sie

sich laut und rührte mit einem dünnen Ast in der Schaufel, daß der Qualm erneut aufstob.

„Wer?“ fragte der Bauer.

„Die beim Tisch sitzen!“ erwiderte sie und reckte die Schaufel wie zur Abwehr tiefer in die Stube.

„Rauch' in die Winkel, rauch' übers Bett!“ forderte er.

Das Weib ging wieder hinaus und probte neugierig den Riegel am Haustor; er war vorgeschoben, wie sie ihn gelassen hatte.

„Durch das Tor herein sind sie nicht!“ sagte die Bäuerin.

„Wer?“

„Die beim Tisch sitzen,“ wiederholte sie.

„Beim Tisch sitzt niemand!“ zürnte er.

Ein Lachen verzog ihr Gesicht, das der weiße Dampf gespenstisch beschien. Sie sah gar nicht zum Bette hin. Mit langsamen Schritten, die Räucherung wie zum Schutze vor sich haltend, ging sie auf den Tisch zu und fragte die stummen Vier:

„Hat euch der Bauer hereingelassen?“

Keine von den Gestalten, die das Weib in der dämmernden Helligkeit des Rauches nicht erkannte, gab eine Antwort.

Der Bauer schalt und drohte, aber er wurde nach und nach kleinlaut und wußte selbst nicht, warum. Er saß aufrecht und zog die Tuchent fröstelnd bis an den Hals. Wie war es auf einmal in der heißen Stube kalt geworden! Von dem Tische ging ein Wehen aus, wie von Eis. Hatte nicht die Bäuerin die Kälte in den Kleidern vom Dachboden und aus dem Freien mitgebracht?

Angst schüttelte ihn, denn das Weib redete mit jemandem. Und es war doch niemand im Hause.

Wieder wurde ihm der Hals so entsetzlich dünn. Die Glut zerfiel und die Gestalten wurden Schatten.

Da holte das Weib den gerippten Wachsstock, der auf einem Brett ober der Tür stand, gerade über dem B des Dreikönigzeichens 19 † C † M † B † 20, zündete ihn an, hielt die hohle Hand um die Flamme, daß sie nicht verlösche, stellte das Licht mitten auf den Tisch und schaute nun die Besucher an. Da sah sie, daß es gar keine Menschen waren, die rund um das zitternde, sich bangende Licht des Wachsstockes saßen und auf ihre Anrede warteten.

„Wer bist denn du?“ fragte die Bäuerin das Wesen zur rechten Hand, das schön und freundlich aussah.

„Ich bin das Salkweib und wohne in eurem Wald; heuer lagen viele Ähren auf eurem Feld; ich werde nicht hungern.“

„Und wer bist denn du?“ fragte die Bäuerin das ungefüge Weib in zerrissenen Kleidern und mit dem zerzausten Haar.

„Kennst du die Pechtra nicht?“ grollte die.

Jetzt hörte die Rueppin die Kuhglocke auf dem Rücken des Weibes und sah die Ofengabel an der Wand lehnen.

„Ich fürcht' mich nicht vor dem Herrgottswinkel,“ kicherte unter dem Kruzifix ein dicker, pustender Mann mit nassen Haaren. „Christus ist über das Meer gegangen und Petrus fischte darin.“

Da wußte die Bäuerin, daß es der Wassermann sei.

„Bist du aus dem Teich gekommen?“ fragte sie ihn.

Da er nickte, staunte sie, denn der Teich war völlig zugefroren. Sie nahm sich vor, am frühesten Christmorgen, wenn sie noch niemand überraschen konnte, nachzusehen, wo sich der Wassermann das Loch im Eis aufgestoßen hatte.

„Ich bin die Trud,“ sagte zur linken Hand die Frau mit den grauenhaft langen Fingern; ihre tiefe Stimme war ernst wie die Nacht. Die Rueppin drehte sich erschreckt zu ihr hin. Zwei große, dunkle Augen aus einem gelben, ganz faltigen Gesicht brannten ihr entgegen.

„Warum räucherst du das Haus?“ fragte traurig das Salkweib.

Schon wollte die Rueppin antworten: „Damit die bösen Geister draußen bleiben,“ aber sie besann sich, da sie ja trotzdem eben solchen Besuch empfangen hatte. So half also der heilige Rauch nicht und auch nicht an der Tür das uralte Zeichen von Kaspar, Melchior, Balthasar.

Und sie lachte darüber vor sich hin.

„Wir sind müde,“ sagte die Pechtra.

„Die Menschen hetzen uns,“ gab leise das Salkweib dazu.

„Ich bin immer noch stärker als sie,“ höhnte die Trud.

„Du drückst sie im Schlaf,“ spottete der Wassermann.

Die Trud sah ihn böse an, aber die Rueppin mahnte:

„Streitet nicht, denn es ist heiliger Abend.“

Da lachten alle vier durcheinander, weil die Bäuerin nicht bedachte, daß sie ja Geister waren, heidnisch schon tausend Jahre vor dem, der sie verbannte.

„Lachet nicht,“ sagte die Bäuerin mild, wie man Verirrte bekehrt. „Im Stalle zu Bethlehem wurde in dieser Nacht der Heiland geboren; der Stern zeigte den Hirten den Weg und sie beteten das Kind an.“

Da schwiegen die vier auf einmal und wurden sehr traurig.

Aber auf einmal kicherte der Wassermann wieder.

Er zeigte drohend gegen den Gelähmten, der mit weit aufgerissenen Augen auf die Bäuerin sah.

„Das ist dein Mann," sagte der mit den nassen Haaren.

„Das ist mein Mann," wiederholte die Bäuerin und nickte dabei.

Der unter dem Kruzifix bekam zornige Augen; plötzlich erhob er sich hinter dem Tisch und schimpfte:

„Er hat einen toten, stinkenden Hund in meinen Teich geworfen."

Und die Trud reckte sich. „Er hat jedes Jahr das Trudenkreuz auf die Tür gezeichnet."

Die Pechtra erinnerte sich: „Er war geizig und hat mir in meiner Nacht auf Dreikönig nie eine Milch hingestellt." Ihre Kuhglocke auf dem Rücken läutete leise.

Das Salkweib aber sagte vor sich hin: „Er hat mir auf seinen Feldern immer Korn zurückgelassen."

„Weil er keine Leute hatte und er selber krumm war," mißgönnte ihr der Wassermann die Güte.

Die Rueppin aber ging eilig zum Bett hin, drehte dem Bauer den Rücken und breitete ihre Arme auseinander, als habe sie den dreien, die ihm Sünden wider sie vorwarfen, das Näherkommen zu verwehren.

„Laßt ihn, er ist geschlagen genug; drei Jahr' kann er nimmer auf die Füß'," sagte sie mitleidig, beinah' weinerlich.

Und da der Wassermann wieder sein Lachen meckerte, schalt ihn die Bäuerin: „Schäm' dich, dein Wasser ist schuld."

„So, ist es schuld?" fragte er boshaft.

Der Bauer, jetzt knapp hinter dem Weibe, wollte in seinem Entsetzen reden; aber nichts zwängte sich durch den engen Schlund; er vermochte auch nicht die Hand zu bewegen, um an die ihm Nahestehende zu rühren.

Die Rueppin ging wieder zum Tisch. Die Schaufel, von der immer noch ein leichter Schleierrauch aufstieg, legte sie auf ein Fensterbrett, sie streifte auch vom Wachsstock eine neue Windung ab, bog sie gerade und stellte sie steil auf.

Dann gedachte sie plötzlich des Gastrechtes und verließ eilig die Stube. Hinter ihr blieb das ungeheure Grauen des Mannes. Sie hörte nicht sein Schreien und Winseln, das mit einem Male dann stumm blieb; sie holte aus der Speisekammer eine Schüssel voll Milch und einen Laib Brot; ihr Fuß stieß im Dunkeln an eine klirrende Mausfalle.

Als aber die Bäuerin die Speisen auf den Tisch legte, sagte die Trud: „Wir essen nicht!"

Die Pechtra warf einen gierigen Blick nach der Milch, das Salkweib einen traurigen zum Brot, aber sie standen alle auf; die Pechtra nahm die Ofengabel, ihre Glocke schepperte bei jeder Bewegung. Der Wassermann nickte wie vertraulich und dankte zum Christus am Kreuze hinauf.

Jetzt erst sah die Bäuerin, wie riesig die Pechtra und wie klein die Trud war.

Die Rueppin nahm von einem Fensterbrett die Laterne, die rostigen Angeln des kleinen Türleins kreischten; der Kerzendocht empfing die Flamme nur widerwillig.

Das Weib schob den Riegel am Fenster zurück und leuchtete in die kalte Nacht hinein, deren Frostigkeit gleich um die Füße rann.

Die vier redeten nun nicht mehr, stumm gingen sie an der Bäuerin vorüber, und der wurde darüber das Herz schwer.

Auf einmal war nur die Nacht und der viereckige Laternenschein vor der Tür; die Kuhglocke klang noch leise von fern und der Teich, auf dem das Eis wuchs, heulte lauter.

Das Weib vergaß, das Tor zu schließen.

Am Christmorgen plärrte das Vieh des Ruepp erbärmlich. Die Nachbarn, in deren frühwache Ohren der Tierlaut drang, gingen verwundert durch das offene Tor. Sie fanden den Ruepp tot, mit entsetzt aufgerissenen, gebrochenen Augen, aufrecht im Bett, gegen das Weib gewendet, das am Tische saß, den Kopf auf die Arme gelegt, als sei es nur ein wenig eingenickt.

Als es durch eine Berührung der Gekommenen aufgescheucht war, klagte es: „Hab' ich sie verjagt? Warum haben sie nicht mehr geredet?"

„Wer?" fragten die Nachbarn, Männer und Weiber, durcheinander.

„Das Salkweib, die Pechtra, der Wassermann und die Trud."

Diese Antwort riß sie vom Hof; sie kam in ein Irrenhaus.

Der Ruepp wurde verscharrt; Haus, Stall, Scheuer, Äcker, Weiden, Wälder zerfielen an die lauernde Gemeinde.

Der Trommler

Von Johannes Lindner

Babette hatte Soldaten im Sinn,
sie ging wie in Silber und Seiden.
Babette verstarb als Wöchnerin,
sie fanden das Kind im Acker drin,
wo Troßknecht' den Hafer schneiden.

„Wer aufwächst ohne die Mutterbrust,
der duzt schon den Tod in der Wiegen,"
sagt der Frauenweibel und läßt sein Schwert
beim Kinde als Ziehmagd liegen.

Um die Wagenfenster im Abendgrün,
auf den Hügeln jauchzen die Fahnen und Reiter.
Am Dach sitzt der Krieg, die Beine gekreuzt,
Und kutschiert immer hinten weiter.

Die Pfeifer mit den braunen Wangen,
die silbern quiriliern,
die Schwegler in der Hüte Prangen,
die Bläser, die die Hölzer schwangen,
daß sie wie Vögel schwirr'n,
sie sangen ihn zur Ruhe ein,
sie sangen ihm vom Rosmarein,
der Knabe träumte rot.
Die Knechte, die die Trommel trugen,
die Knechte dumpf die Schlegel schlugen,
das wilde Wiegenlied vom Tod.

Die Fahnen hängen voll Blut und Morast,
in die Wagenfenster schauen die Toten am Wege.
Der Knabe träumt friedlich am Trommelsaum
und der Krieg grinst manchmal vom Dach durch die Wagenschläge.

Und nicht immer ist Schlacht, auch der Jubel lacht,
wenn über die Pauken die Hölzer gehn
und die Weibel im Wirbel die Mädchen drehn,
daß über die Nacken die Locken wehn
und die Backen von heimlichen Kirchenputten
erglühen und blühen, wenn sie in Himmelskutten,
dem Tanze zulauschend, von ferne stehn.

Und nicht immer ist Not, auch der Tod
will einmal Ruh' haben! —

Schwertknechte hocken im Lagergraben,
an den Füßen klebt Kot.
Einer wiegt leise das Schwert auf den Knien.
Seine Gedanken sind traurig geworden.
Er pfeift auf die Orden!
Er speit an den Bauch den schwedischen Königshorden!
Heim! schreit der Blick.

Und er möchte mit seinen Fingern sich mühn,
aus den Äckern der Ahnen die Früchte ziehn,
friedliches, ehrliches Bauernbrot!
Schwer sinkt das Genick.
Er hat keinen Gott,
kein Gebet, keinen Glauben,
nur Sehnsucht und qualgekreuzigtes Leid.
Da blendet das Kind. Wie schimmert sein scheckiges Kleid!
Er springt ihm entgegen, er faßt die eisernen Hauben,
in denen gluckernd das Wasser klingt.
„Veit Gottesfund," sagt er. Und schwingt
den Kleinen auf die breiten Schultern empor.
Soldatengelächter umschwillt sein Haupt wie ein Rabenchor,
es ist doch zu schön, eine Kindshand zu haschen
und die Seele in lieblicher Demut sich rein zu waschen.
Oh, es ist doch zu herrlich, wieder ein Mensch zu werden,
nicht immer entwurzelter Baum zu sein in der knospenden Erden!
Schwertbauern wandern nachdenklich in Stille und Ährenwind.
Sie brauchen nicht Tanz. Nicht Weib. Sie haben wieder ein Kind.

Und der Knab' ging immer durch Fröste und Regen
liedsingend einher neben dem Trommelrand,
im Schlafe war er bei der Alten gelegen,
rosig wie an Mutters freundlichem Schürzenband.

Die Schatten der Spieße gaben das Linnen,
von dem sich der Traum zu den Engeln schwang,
Lafettenpsalter glätteten sorglich die Mienen,
wenn Sehnsucht aus ihnen ein Weinen zwang.

Und der Degen das Spiel, und der Roßstall die Stuben,
die Flüche der Reiter Predigt und Buch,
und die Zitzen der Kühe der Napf und der Zuben
und einmal heraus! aus dem Bauernbuben.
Muskete und Panzer, statt rotzigem Kindertuch!
Da wurde er Mann und stand vor dem Roß
des Obersten grad wie im Stiefel die Gerte:
„Und hast du ertragen Hunger und Härte
und warst du immer der Trommel Gefährte,
so bleib auch weiter ihr Schlachtengenoß!"

(Aber er war doch wie ein Tänzer geschaffen.)
Als er vor dem Zug ging, blühend und schlank,
seine Hände sprachen so stolz, als wollten sie Haare von Frauen raffen
und die roten Agraffen
aus ihrem Gerank.

Und nicht Dank schienen sie der wählenden Frau zu gewähren,
wenn eine in ihre Dienste ihn nähme,
daß er den Lieblingsfalken hüte und zähme,
so trug er, schon fremder und fürstlich, die Trommel unter den Speeren.
Seine Locken waren wie bei Pagen geschoren
und hatten das seidene Glänzen von dunklem Eisen,
die Äcker sog er durch seine Poren,
als wollt' er sich dürstend mit Heimat speisen.
Wurzel, auf aus der Erde gestiegen,
Ragende Krone in rauschendem Tag,
heilige Weisen der Urzeit wiegen
durch seiner Hölzer jauchzenden Trommelschlag.

Und die Mädchen der Marketender
lagen des Nachts an seiner Brust,
auf dem Strohbund der Doppelhänder
klirrte von heimlicher Gottesluft.
Aber der Baum und der Traum und der Himmelssaum,
die haben im Dunkel ein tauiges Glänzen,
als wären sie alle schon selige Grenzen
um eines Schicksals nie erfaßbaren Raum.
Und es ist Nacht. Die steht wie ein Turm und der Sturm
fällt brausend heraus aus den schlafenden Wäldern.
Er zerreißt die Lenden den schwangeren Feldern.
Da fangen sie schwer zu gebären an:
wandernde Meere,
schwellende Heere,
Reiter und Mann.
Und die behaarten Standartenträger mit Schläger
zur Seiten rennen und reiten
in finsteren Panzern durch rauschende Reihen.
Wie die Pauken schreien!
Wie die Trommeln maulen!

Da werden die Bilder der Rösser
wilder und größer
und unter den Hufen faulen die Kammern des Korns.
Feuer! ist die Standarte des göttlichen Zorns.

Über die Weiten des Lagers hin
Sturmadler der Schweden die Kreise ziehn!

Und zur Mitternacht brechen die Sonnen auf,
heidnische Feuer sprießen um den Musketenlauf.
Soldaten, wie die Dreschflegel bäurischer Tennen,
wollen die Höll' übern Haufen rennen.
Groß wie Sankt Georg fallen sie aus.
Reitervolk schleudert sich nach in fliegendem Saus.
Und nun sind auch ihre Trommeln erschreckt,
wie ein schlankaufbäumender Schrei hat sie die Schlacht geweckt!
Da heben sie an, erzmächtig zu wüten,
Landsknechtmägde, von tausend Teufeln geritten,
summen und brummen und atemholen,
wettern und schmettern und kirchtagjohlen,
dröhnen und stöhnen wie Schmiedenbässe,
lachen und machen die zotigsten Späße.
Aber hinaus über alle Weiber
brüllt eine Trommel wie ein besoffener Dirnentreiber,
reißt alle Mauern aus Eisen mit,
hämmert und schweißt mit Zorn jeden Schritt,
rast wie ein Stier an eherner Kette,
jubelt wie Orgeln zur Christnachtmette,
bollert wie Donner in Heer und Hag,
ist Gott selber flammend am Jüngsten Tag!

Irgendwo stehn Marketender am Wagen.
Die Frauen haben die Tücher fröstelnd um die entblößte Brust geschlagen.
Offen der Zopf. Sie lauschen.
Kopf an Kopf.
Und sie hören das Rauschen,
das Stimmentauschen
der Streiter in den gewaltigen Opernrollen.
„Veit Gottesfund," denkt eine, wie fernher die Trommeln tollen.
Und Schießen. Und das Schüttern von prellenden Spießen.

Die Schlacht ist müder geworden.
Die Trommeln sprechen leiser über das Morden.
Eine nach der andern
hört man in der Stille verwandern,
aber die derbste dideldumdeit noch wo im Grund!
„Veit Gottesfund" ...

Der blutet. Sein bäumender Blick verglutet.
Ihm ist so wohl.
Er glaubt gar nicht, daß er schon sterben soll.
Und er möchte sein Leben
hoch mit der klingenden Trommel zum Sternmeer erheben.
Und ganz glücklich wird er beim Sinnen.
Und er spürt die Bronnen des Herzens verrinnen.
Da wirft er sein tollstes Gelächter ins Spiel,
den Trotz, den Zorn, das Siegergefühl,
den Hohn, den Spott, den Schmerz und die Not
und haut es ums Maul dem wartenden Tod.
Und wie der letzte, der trunkenste Wirbel zerbricht,
verlöscht im Morgen sein Angesicht.

Der Wind, wenn er kommt, wird es den jungen Frauen sagen.
Einer hat Leben und Trommel ausgeschlagen.

Der Sommer

Von Alexander Lernet-Holenia

Am Sonntag ist das Silber aufgelegt,
haben sie wohl auch nur wenig auf dem Lande;
doch zeigt, von richtigem Gespräch bewegt,
sich schön die Sitte und die sanften Bande.

Beim Mittagessen ist das Zimmer kühl.
Schon sind die Knaben, die wie Engel schauen,
in herrlichem, natürlichem Gefühl
vereint zu reinster Gruppe um die Frauen.

Wenn dann der Herr aus seiner reichen Fülle
Erfahrung mit dem Gaste tauscht, dem Freund,
bleiben doch die Alten in der großen Stille,
in die ihr Leben sie so schön vereint.

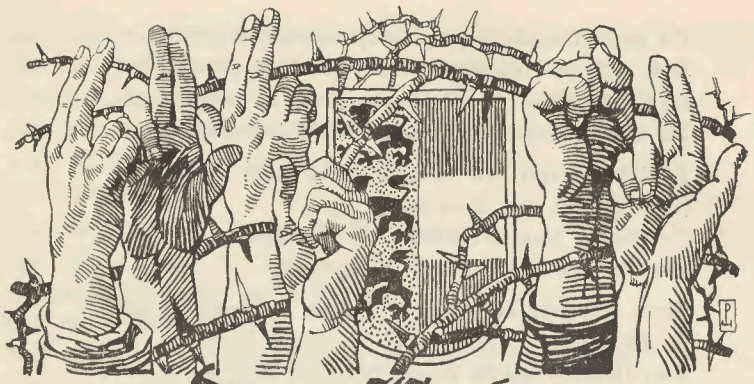
Die toten Vorfahren sehn durchs ebenerdige Fenster.
Hoch wird ihr frommer Sinn verehrt. Noch glänzen
ihr einfach Glas und Mundzeug rein aus den Kredenzen.
Die Sonn' scheint auf gebeugte Rücken der Gespenster.

Die Ahnin prüft das Mädchen, ob es blühe,
findet sie wie eine Rebe großgezogen,
ihre Augen blau wie Winden im Torbogen
und rein ihr Herz wie eine Morgenfrühe.

Wenn dann die Lebenden im Zimmer aufstehn, weichen
sie wie warme Lüftchen durch den Glanz davon.
Vom Vorplatz unterm heißen, hölzernen Balkon
erscheint das blaue Land im Dunst zu bleichen.

Wie kehrt die Stille ein! Im trocknen Zimmer innen
die Spiegel sehen blind ins Blühende hinaus.
O offnes Fenster! Auf dem Obst die Bienen,
und eine Stimme klagt im Gartenhaus.

Wie tödlich reifet um das Blau und Rot
der Sonnenuhr ein Leben in den Trauben.
Die Mauer blendet über dem gekalkten Laube.
In großer Sonne zeigt sich schwarz der Tod.



Das Leid

Kärntner Herbst 1920

Von Friedl Schreyvogel

Herbstlicher Weg. Das Land ist kühl und klar.
Ich muß die Schritte ganz behutsam führen
und immer denken: was sie jetzt berühren,
ist liebe Erde, die in Nöten war.

Weit fliegt der Blick. Was ich auch Worte fand,
voll Glanz und Rausch, sich festlich darzubringen,
wird plötzlich stumm vor diesem leisen Singen
ganz tief in mir: mein Fuß rührt deutsches Land. — — —

Die Volksabstimmung in Kärnten

Von Hans Steinacher

Unter den Volksabstimmungen, welche die Friedensverträge den deutschen Grenzländern auferlegten, vollzog sich jene in Kärnten unter besonders schwierigen äußeren Umständen.

Kärnten führte um sein Selbstbestimmungsrecht erst einen siebenmonatigen Kampf mit den Waffen gegen die Vergewaltigung durch die Südslawen. Endeten auch die Kärntner Freiheitskämpfe, von denen man übrigens noch heute in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes fast gar nichts weiß, mit

dem äußerlichen Waffensiege der serbischen Divisionen, so war der Widerstand der Kärntner mit den Waffen doch der allerlauteste und nachhaltigste Einspruch gegen die Vergewaltigung gewesen, den auch Paris hören mußte.

Was man aber den Kärntnern unter dem Titel „Selbstbestimmungsrecht" im Friedensvertrage von Saint-Germain zusagte, war ein furchtbarer Hohn auf dieses Recht. Das reiche Mießtal und das landschaftlich schöne Kanaltal wurden ohne Volksbefragung und gegen den klar erwiesenen Willen der Bevölkerung an Südslawien, beziehungsweise an Italien, zugewiesen. Der Hauptteil des strittigen Gebietes von Kärnten, das Klagenfurter Becken, wurde in zwei Abstimmungsgebiete geteilt, von denen das nördliche drei Wochen später abstimmen sollte, wenn sich in dem südlichen Gebiet eine Mehrheit für Südslawien ergeben hätte. Die Grenzen der südlichen Zone schnürten die Landeshauptstadt von Süden und Osten derart ein, daß das städtische Wasser- und das Elektrizitätswerk schon in der südlichen Zone lagen und Klagenfurt im Falle der Angliederung der Südzone an Südslawien in die schwierigste wirtschaftliche Lage gekommen wäre.

Durch eine Bestimmung des Friedensvertrages blieben von der Abstimmung alle Kärntner ausgeschlossen, die nicht am ersten Jänner 1919 im Abstimmungsgebiet ihren ständigen Wohnsitz hatten, eine Bestimmung, welche die Abstimmung in Kärnten im Vergleiche zu den Abstimmungsgebieten des Deutschen Reiches ganz wesentlich erschwerte, da dadurch viele Tausende von treuen Kärntnern des Stimmrechtes beraubt wurden. Vor allem aber blieb das südliche Abstimmungsgebiet, um das ja der Entscheidungskampf entbrennen mußte, von dem Einfall der südslawischen Truppen im Mai 1919 angefangen von den Südslawen besetzt. Diese betrachteten das Abstimmungsgebiet als erobertes Land und richteten sofort eine dauernde Verwaltung ein. Die Abstimmung sollte drei Monate nach dem Inkrafttreten des Friedensvertrages unter südslawischer Verwaltung stattfinden. Offiziere des Feindbundes sollten während der Abstimmungszeit die südslawische Verwaltung beaufsichtigen, hatten aber keinerlei Regierungsbefugnisse.

Bis zur Ratifizierung des Friedensvertrages von Saint-Germain herrschten aber die Südslawen in Kärnten durch volle fünfzehn Monate vollständig uneingeschränkt. Die Deutschen und Deutschgesinnten waren ihnen schutz- und rechtlos ausgeliefert. Serbische Truppen hielten das Abstimmungsgebiet gegen das unbesetzte Kärnten durch Wachen und Drahtverhaue scharf gesperrt. Die deutschen Beamten, Lehrer und Angestellten wurden, wenn sie sich nicht als Südslawen bekannten, nicht nur entlassen, sondern auch ausgewiesen. Wer für Südslawien unterschrieb, erhielt Ämter,

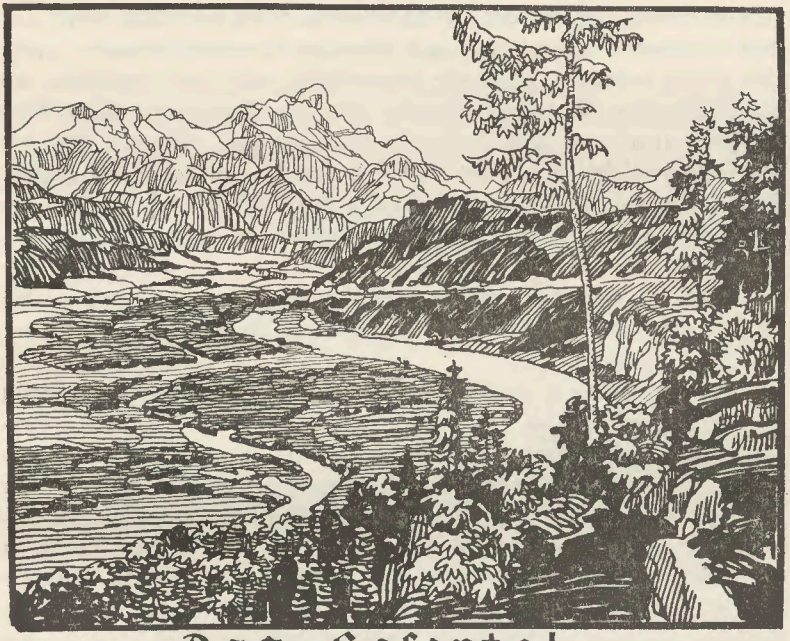
Ehren und reichliche Unterstützungen, während Deutsche vielfach nicht einmal Lebensmittelkarten erhielten. Die Südslawen nützten die Not der Bevölkerung in schmählicher Weise zum Gesinnungskauf aus. Nur wer sich als Südslawe erklärte, erhielt die Kriegs- und Hagelschäden vergütet. Südslawien hatte noch kein Agrargesetz über die Verteilung des Großgrundbesitzes. Im Abstimmungsgebiete machten sie aber große Landversprechungen an jene, welche für Südslawien zu stimmen versprachen. Ja, sie ließen es nicht nur bei Versprechungen, sondern teilten den Besitz der vertriebenen deutschen Großgrundbesitzer ohne Gesetz und Recht an jene Pächter auf, welche sich für Südslawien unterschrieben, während jene Pächter, welche nicht unterschrieben, in vielen Fällen davongejagt und ihnen wiederholt nicht einmal gestattet wurde, das Getreide abzumähen, welches sie selbst gesät hatten.

Jede Werbung für Deutschösterreich war verboten und galt als Hochverrat; ja, es war vielfach selbst nicht gestattet, über die Abstimmung zu reden. Die Südslawen erklärten, Kärnten sei schon jetzt endgiltig südslawisches Staatsgebiet. Wer Flugblätter verbreitete, wurde in das Gefängnis gesetzt und dann ausgewiesen. Ein Lehrer wurde zum Beispiel wegen des Besitzes einer deutschen Zeitung zu drei Monaten Kerker verurteilt. Eine Arbeitersfrau in Ferlach wurde wegen einer harmlosen Äußerung über König Peter mit drei Jahren schweren Kerkers bestraft. Tausende der besten und treuesten Kärntner wurden durch diese Schreckensherrschaft aus dem Abstimmungsgebiete vertrieben.

Was Wunder, daß unter solchen Umständen weite Kreise in Kärnten an dem Erfolge der Volksabstimmung zweifelten.

Die mächtige Heimatliebe und die Opferwilligkeit, mit welcher die Kärntner mit den Waffen in der Hand den Kampf um die Freiheit der Heimat aufgenommen hatten, wirkten aber noch weiter. Unter ständiger Lebensgefahr überschritten heimatliebende Kärntner noch während der südslawischen Besetzung bei Nacht und Nebel, über Berge und Flüsse hinweg, auf geheimen Schleichpfaden die abgesperrte Demarkationslinie und trafen oft in später Mitternachtsstunde die heimattreuen Landsleute in den abgelegenen Dörfern oder auch wohl bei Tag in den Wäldern, um ihnen Nachrichten und Flugschriften zu übergeben und sie zu stiller Werbearbeit von Dorf zu Dorf, von Mann zu Mann und von Frau zu Frau anzuleiten. Manche von diesen braven Verbindungsmännern wurden von den Südslawen gefangen und in die Kerker geworfen. Einige erlitten auch den Tod beim Durchschleichen der serbischen Postenlinie, aber ihr Wirken und die Aufklärung der Vertrauensmänner blieben nicht ohne Erfolg.

Als im Juni 1920 die Kärntner im unbesetzten Gebiete nach altem deutschen Brauch auf ihren Bergen wieder die Johannisfeuer anzündeten, da brannten auf einmal, trotz des südslawischen Verbotes, auch im besetzten Gebiete die Höhenfeuer auf allen Bergen und verkündeten über die serbischen Posten hinweg, daß das bedrückte Kärnten an die kommende Freiheit glaubte.



Das Rosental

Als im Juni 1920 der Friede geschlossen wurde, traf die interalliierte Abstimmungskommission in Klagenfurt ein. Das Kärntner Volk begrüßte sie mit großer Freude; die erste Verlautbarung, welche eine Abstimmung in Freiheit und Gerechtigkeit verhieß, wurde vom Volke wie ein Evangelium gehört. Aber die interalliierte Kommission war ohne Militär erschienen. Die wenigen Offiziere sollten die südslawische Verwaltung, die sich nicht in ihren Methoden änderte, nur beaufsichtigen. Der einzige Erfolg der interalliierten Kommission war, daß die Absperrung des Abstimmungsgebietes aufgehoben wurde.

Als sich aber die Heimattreuen in Griffen und Feistritz im Rosentale zu Versammlungen zusammenfanden, wurden sie von landfremden Sokoln unter Beihilfe der südslawischen Gendarmen beschimpft, verprügelt und niedergeschrien. Die Arbeit der Kärntner für die Volksabstimmung mußte auch weiter im geheimen durchgeführt werden, und zwar in stillen Werbeversammlungen, durch Aufklärung von Mund zu Mund, durch nächtliches Austeilen von Flugblättern und Klebezetteln. Von den Südslawen wurden viele Millionen geopfert, um die Kärntner durch billiges Mehl, Speck und Geld zu bestechen. Es gab wohl auch unter den Kärntnern Schwache, welche diese Gaben annahmen, und solche Jammerkerle, welche dort hinschielten, wo ihnen die größere Wurst geboten wurde. Aber die Mehrheit des Volkes blieb sich selber treu, trotz allen Drohungen und Lockungen. Rührende Beispiele von Standhaftigkeit gerade des kleinen Volkes könnten da erzählt werden. Arbeiter nahmen wiederholt lieber die Entlassung auf sich, als sich den Südslawen zu beugen. Arme Frauen hungerten lieber, als den südslawischen Werbespeck und deren Geld zu nehmen.

Trotz des äußerlichen Druckes war der Glaube an den Sieg bei der Abstimmung im Volke lebendig; es herrschte nur die eine Sorge: „Werden wir ruhig abstimmen dürfen?"

Die interalliierte Kommission hatte es zwar durchgesetzt, daß vier Wochen vor der Abstimmung das südslawische Militär und die landfremden Gendarmen aus dem Abstimmungsgebiet ausgewiesen wurden. Die Südslawen steckten aber viele Gendarmen und Militärpersonen in Zivilkleidung und ließen sie bewaffnet im Abstimmungsgebiete. Diese wurden häufig die Anführer der sogenannten Prügeltrupps, welche die deutsche Bevölkerung in gesteigertem Maße einschüchterten. Die wenigen interalliierten Offiziere konnten die Bevölkerung nicht schützen. Die Südslawen hatten die geheime Weisung ausgegeben: „Schlagt die Deutschen, schüchtert sie ein, daß sie nicht zur Abstimmung gehen." Offen aber erklärten sie: „Wer deutsch stimmt, wird nach der Abstimmung aus dem Lande gejagt werden. Südslawien wird Kärnten nie und nimmermehr herausgeben!"

Langsam nur, als alle Klagen über die südslawischen Bedrückungen bei der interalliierten Kommission nutzlos blieben, kam es dem Volke zum Bewußtsein, daß es sich auch am Abstimmungstage nur auf sich selbst verlassen dürfe.

Vier Tage vor der Abstimmung begannen südslawische Sokoln das Land zu überschwemmen. In Sonderzügen kamen sie zu Tausenden in das Land, so daß auf einzelne Landgemeinden bis zu hundert solche Land-

fremde kamen, welche alle bedrohten, die als deutsch bekannt waren. Das südslawische Militär wurde marschbereit an der Grenze zusammengezogen. In den letzten Nächten vor der Abstimmung gingen die südslawischen Werber von Haus zu Haus und verkündeten den Bauern und besonders den Bauersfrauen und den Mägden durch das Fenster, daß die serbischen Truppen an der Grenze schon bereitständen, um an jenen Rache zu nehmen, welche deutsch stimmen würden. Zu gleicher Zeit klebten die Südslawen auf die Häuser der Deutschgesinnten Zettel mit einer serbischen Aufschrift, welche lautete:

„Hier ist ein deutsches Haus!"

Die Sokolisten sperrten in starken Banden alle Übergänge über die Flüsse und die Zugänge in die deutschen Städte, hielten deutsche Kraftwagen an, verbrannten einige und zwangen vielfach die Lenker in südslawische Dienste.

Zugleich verbreiteten die Südslawen einen gefälschten Flugzettel mit der Unterschrift des „Kärntner Heimatdienstes", welcher ungefähr folgenden Inhalt hatte:

„Landsleute! Wir sind schutzlos dem südslawischen Terror ausgeliefert. Eine solche Abstimmung ist keine Abstimmung. Unsere Vertreter haben gegen diese Abstimmung Einspruch erhoben und sind nach Paris unterwegs. Geht daher nicht zur Abstimmung, sondern bleibt zu Hause, damit die Südslawen auch nicht den Schein eines Rechtes für ihren Sieg erringen können. Versteckt die Flugschriften, damit ihr nicht von den einrückenden Serben drangsaliert werdet. Kopf hoch, nicht den Mut verlieren. Boten sind unterwegs.

Kärntner Heimatdienst."

Die Kärntner waren aber auf solche Schändlichkeiten wohl vorbereitet. Kärntens Sache stand fest auf der seelischen Kraft der Vertrauensmänner. Auf mannigfachen Wegen hatte auch das unbesetzte Kärnten durch Entsendung vieler Hilfstrupps von Männern den kämpfenden Landsleuten Schutz und Unterstützung gesandt. Der Kärntner Heimatdienst hatte am Vorabend der Abstimmung die Heimattreuen durch Anzünden von Höhenfeuern auf allen Bergen zur letzten Heerschau vor dem Endkampfe (nach so langem und erbittertem Ringen) aufgerufen. Als am Abend des 9. Oktober im Westen die Sonne hinter die Tiroler Berge sank, da brannten auf allen Höhen und Bergen des freien Kärntens die Höhenfeuer auf und leuchteten nach Süden hinüber zu den bedrohten Brüdern: „Wir sind bei euch! Haltet morgen stand!" Und da brannten in Lichtern ohne Zahl auch im besetzten Kärnten

alle Feuer empor, auf allen Bergen brannten sie und berichteten hinein ins freie, unbesetzte Kärnten: „Wir sind bereit, wir bleiben treu!“ Es war ein erhebender, unvergeßlicher Augenblick.

Am 10. Oktober, an einem Sonntag, war die Abstimmung. Aus den entfernter liegenden Ortschaften zogen die Abstimmungsberechtigten in geschlossenen festlichen Zügen zur Abstimmung und führten auf den Wagen die Kranken und die Alten mit, während unterdessen zu Hause die jungen Burschen die Häuser bewachten. Wohl gab es vielfach Gewaltakte, aber es zeigte sich, daß die Südslawen dort, wo die Heimattreuen fest auftraten, es meistens bei Bedrohungen beließen. In den allerschlimmsten Gegenden zeigten die Heimattreuen ihre Gesinnung nicht, sondern erfüllten im geheimen ihre Wahlpflicht. Als der Abend anbrach, zeigte es sich, daß die südslawischen Drohungen fast vollständig versagt hatten. Die Wahlbeteiligung war überwältigend gewesen. Viele Gemeinden hatten 100 Prozent Wahlbeteiligung und so alle Stimmberechtigten an die Urne gebracht. Damit war der Sieg Kärntens gesichert.

Als am Abend des 13. Oktober die endgiltigen Nachrichten vom deutschen Sieg im Lande bekannt wurden, da stieg ein ungeheurer Jubel im ganzen Kärnten auf. Diesmal wurden die Feuer auf den Bergen als Freudenfeuer entzündet, Pöller wurden abgeschossen, in den Dörfern wurden die Kirchenglocken geläutet.

Am nächsten Tage besetzten die südslawischen Truppen neuerlich das Abstimmungsgebiet. Die Bevölkerung nahm nach den vorausgegangenen Leiden diese Besetzung in voller Ruhe hin und überließ es den interalliierten Mächten, die Südslawen zur Einhaltung des Friedensvertrages zu zwingen. Die Entscheidung war damit gefallen, daß es sich trotz allen Bedrückungen und Rechtsbeugungen durch die Volksabstimmung klar erwiesen hatte, daß die überwiegende Mehrheit der Kärntner vom Serbenstaate nichts wissen wollte. Die Südslawen erklärten zunächst, keine Macht der Welt könne sie wieder aus dem Abstimmungsgebiete hinausbringen. Dann aber raffte sich Paris zu einem scharfen Ultimatum an Belgrad auf und in 24 Stunden hatten die Serben das Abstimmungsgebiet geräumt. Die interalliierte Kommission übernahm für einige Wochen die Verwaltung. Ende November 1920 wurde das Abstimmungsgebiet vollständig den deutschösterreichischen Behörden übergeben. Kärnten war frei geworden nach zweijährigem, schwerem Kampfe, gestützt auf die Einigkeit und seinen geschlossenen Willen, vom Rechte der Freiheit nichts der fremden Vergewaltigung zu opfern.

Dann wurde im ganzen Lande der Sieg gefeiert.

Aus der Zeitschrift „Deutsches Südland“, Sonderheft „Kärnten“, 1921.

2. Mai 1919 zu Völkermarkt

Von Friedrich König

Der Morgen dieses Tages der Freiheit dämmert empor. Die wenigsten Menschen in Völkermarkt haben in dieser Nacht geschlafen, nicht allein, weil der Lärm auf den Straßen andauernd gleich lebendig blieb, weil Gesang der Soldaten und anderen Kämpfer aus den Dörfern und Märkten klang, Wagen rasselten, Ablösungen sich zuriefen, sondern auch, weil es ein so wunderbares, lange nicht mehr gekanntes Gefühl war, in einer freien Heimat zu schlafen. Man konnte es nicht fassen, daß man nun unten auf dem Stadtplatze nicht mehr die verbissenen, höhnischen Gesichter der slawischen Offiziere sehen sollte, die den langen Platz auf und ab unter den Fenstern der deutschen Bürger ihre Promenade gingen, daß man nun wieder frei reden und singen dürfte, ohne in Gefahr zu sein, in jeder Stunde von einer Patrouille fortgeschleppt werden zu können oder daß einem wegen der harmlosesten Dinge der Prozeß gemacht würde. War es denn möglich? Über Nacht war das Glück gekommen, daß man sich nun frei nennen durfte. Anzeichen hatte es seit einigen Tagen gegeben: immer größer werdende Unruhe, heimliche Übersiedlungen; in der Nacht hatten vollbepackte Wagen die Stadt verlassen, die Garnison war verstärkt worden, neue Schützengräben sollten aufgeworfen worden sein. Noch nie gesehene Offiziere eilten in den Gassen, Kanonendonner war ab und zu zu hören. Am 1. Mai dann, gestern also, auf den diese Nacht folgte, in der sich die Augen nicht schließen wollten, seitdem sie die neue, bejubelte Freiheit schauten, war der furchtbare Schlachtlärm im Norden und Westen von Völkermarkt losgegangen, hatte durch Stunden gewährt, war immer erbitterter geworden. Aber dann liefen slawische Soldaten unten auf der Straße, mit allen Zeichen des Schreckens und der Auflösung, hie und da ein fluchender, schreiender Offizier, dann eine kleine geschlossene Gruppe und wieder eine und noch eine. Später ab und zu noch ein Verbissener, der nicht weichen wollte. Aber dann, nach Stunden, in denen es in dem Orte seltsam still, ja unheimlich blieb, weil niemand wußte, was kommen würde, und die Kanonen immer noch krachten, schwoll an den äußersten Enden der Stadt ein Jubel an. Er wurde immer stärker und stärker. Da war auf einmal das Unfaßbare, das Ersehnte: die Befreier kamen! Es war eine unvergeßliche Stunde gewesen, der Platz füllte sich mit Jubelnden und Weinenden; die Soldaten, die Heimwehren, Haimburger und Treibacher, waren umsäumt von Freude und Dank...

Und nun geht der erste Morgen über dem wieder freien Völkermarkt

auf. Die Landstraßen und Gemeindewege sind schon in der frühen Dämmerung voll regen Lebens, Bauernwagen fahren dahin, aus manchen Richtungen in förmlichen Kolonnen hintereinander. Im hellen Morgen dann wird daraus von Norden und Westen her eine kleine Völkerwanderung. Und überall nur fröhliche Gesichter, die Stummsten werden an diesem Tage beredt. Wie lange war man nun nicht mehr in der Stadt gewesen, in die man früher beinahe an jedem Mittwoch zum Wochenmarkt kam! Aber nicht wegen Kauf und Verkauf ist heute der Wagen eingespannt worden, nicht wegen eines Marktes hat man heute alles von den Hausleuten aufgeladen, was vom Hofe fortkann, sondern es steht fest, daß es ein großes Wiedersehen in der Stadt gibt. Als sei eine geheime Botschaft umgegangen und hätte in der weitesten Umgegend jeden geladen, der noch seine Beine gebrauchen kann, so sieht diese Zuwanderung an dem 2. Mai aus. Unterwegs schauen sie neugierig Granatlöcher neben den Wegen an, Schützengräben oder auch Geschütze.

In den ersten Morgenstunden schon sind die vielen Gasthäuser überfüllt; die Pferde der später Ankommenden finden in den Ställen keinen Platz mehr. Sie werden ausgespannt und das Heu wird neben den Wagen hingestreut. Auf dem Platze rinnen alle die Strähne zusammen. Soldaten, mit dem Stahlhelm auf dem Kopfe, den Stutzen lose über den Arm gehängt, winden sich durch die Menge. Da und dort meldet sich ein Bekannter. Im Vorübergehen wechseln Frage und Antwort, vielleicht im Fluge wird einem aufhorchenden Schock von Leuten eine Begebenheit der letzten Tage erzählt. Aus einer Wirtsstube dringt Gesang, dort haben sie sich schon zu einem Kärntnerliede zusammengefunden. Die Rauchfänge dampfen, Holzschlegel klopfen dumpf auf die Faßhähne. Freiheit schafft hungrige Mägen und durstige Kehlen.

Das Kommando ist in einem Haus am Platz eingerichtet. Oberstleutnant Michner, vielverdient um den Erfolg der letzten Tage seit dem gefährlichen 29. April, hat dort seine fliegende Kanzlei aufgeschlagen. In dem engen Raume brodelt ein Stimmengewirr; immer wieder kommen Meldende, gehen Ordonnanzen mit Befehlen, klingelt der Fernsprecher.

So um zehn Uhr des bewegten Vormittags, wie ihn Völkermarkt noch niemals erlebte, läßt ein näher kommendes Surren alle Leute aufhorchen. Sie sind das Geräusch aus dem noch so nahen Kriege her gewohnt: Flieger. Es gibt Ängstliche, die sich in Häusern ducken. Aber es bleibt kaum Zeit, seinen Platz in der dichten Menge, in der viele förmlich eingekeilt sind, zu verlassen, denn die Flugzeuge kreisen in wenigen Augen-

blicken später schon über dem Platze. Wie zwei neugierige Vögel, die sich verwundert das ungewöhnlich krabbelnde Leben in der Stadt betrachten, so fliegen sie ihre weiten, langsamen Bögen. Deutlich sieht man den Ring und darin den Punkt: Zeichen des Feindes. Fäuste ballen sich gegen sie, zornige, spottende Rufe steigen empor. So rasch, wie sie gekommen, entgleiten sie auch wieder.

Minuten nur später erschüttern die Luft zwei wilde Explosionen. Wie ein Erdbeben stößt es den Platz. Entsetzte Schreie gellen, Wahnsinn tobt, Hände gestikulieren. Was ist geschehen? Grausen! Frevel! Bestialität! Hier und dort und dort und dort liegen Menschen auf dem Boden, Blut strömt, Kinder winseln und schreien, Frauen gebärden sich wie im Irrsinn. Die Gruppen stieben auseinander. Das Unglaubliche lähmt in den ersten Sekunden den Ausbruch von Schmerz, Jammer und Wut. Aber mit jedem Augenblicke schwillt der Lärm des Schreckens an. Mütter halten tote oder verwundete Kinder wehklagend in den Armen, Männer bitten um Hilfe, Weiber, die der Luftdruck hinwarf, erheben sich schwerfällig vom Boden und suchen an sich nach Blut. Denn Blut heißt das Grausen dieser Stunde. Ein Soldat springt auf einem Fuß über den Platz, an dem anderen Bein hängt das Hosentuch zerfetzt herab, Blutstropfen sickern nieder und zeichnen die Spur seiner schmerzhaften Verzweiflung. Aus allen Richtungen tönt die Klage, nach allen Winden der Stadt zerstreut sie sich.

Dort liegen Menschen, die sich nicht bewegen. Sind sie bewußtlos? Viele bemühen sich kniend um sie. Von einem der Starren, deren es mehrere gibt, erhebt sich ein Mann und zuckt die Achseln. Er zeigt mit der Hand nach dem Stillen; nun sehen alle näher zu; ein Sprengstück hat ihm weit den Hals aufgerissen, er muß gleich tot gewesen sein. Es ist ein Priester: der Feldkurat Wulz, in vier Kriegsjahren allen Gefahren entgangen, hier an dem Morgen dieses Tages angekommen, um sein Amt zu beginnen, und jetzt schon für ewig stumm.

Die Wunden werden in das Notspital, das nahe in einem tiefen, ebenerdigen Raum eingerichtet ist, und in Wohnungen der Bürger gebracht. Des Weinens der armen Kinder und Frauen, des Stöhnens der Verletzten ist kein Ende. Mitten unter den die Schrecken nicht Gewohnten schnellt ein junger Volkswehrmann unter einem Malariaanfall wie ein Fisch am Trockenen.

Ewig wird die Geschichte die Schandtat verkünden: Am 2. Mai 1919, vormittags, schossen die Südslawen zwei Schrapnellgranaten in bewußter Absicht auf den Platz zu Völkermarkt, mitten unter die versammelte friedliche Landbevölkerung.

In memoriam

Meinem toten Vater

Von Josef Friedrich Perkonig

Dir ist dein vollgerütteltes Maß zugeteilt gewesen, du hast geopfert, wie vielleicht kein Zweiter im ganzen Rosental. Ich zögere zuerst, deinen Namen und dein Schicksal diesem Buche einzuverleiben, bis ich mir, all das Geschehene noch einmal überdenkend, sagen muß, daß es würdig ist, in einem eigenen Abschnitt geformt zu werden. Denn dein Leben in diesem letzten dir zugemessenen Jahre und dein Tod sind mehr als Ereignisse nur in einer Familie, als die Wehmut und der bittere Schmerz derer, die dich verloren. Lieber, toter Vater, es ist alles lebendig in mir, als hätte es sich vor wenigen Stunden begeben, und jede der Tränen, die ich um dich weinte, jede der Stunden, die ich um dich durchtrauerte, wurden mir zu einem kostbaren Gute.

Du bist in Ehren und Mühen alt geworden, du hast dich mit einem zähen Fleiße aus der Dürftigkeit deiner Jugend zu Wohlhabenheit gerungen. Du hast gespart und einmal wohl auch gedarbt; du hast dir wenig gegönnt, um im Alter mit meiner Mutter von den Früchten der nimmermüden Arbeit zu zehren. Es lag Verklärung in deinem Gesichte, wenn du von jenem nicht mehr fernen goldenen Abend der Ruhe sprachst und dich freutest, wie sich nur Kinder und alternde Menschen freuen können.

Ich sehe dich, geliebter Vater, als wärest du noch heute bei mir gewesen, und sehe vor allem die drei Dinge an dir, die mir verraten, wie sehr du dich müheſt, wenn du es auch nicht bekennen willst: den krummen Rücken, den du zu oft über deine Gravierkunstwerke beugtest, die müden, angestrengten Augen, vor denen du zwei Brillen übereinander tragen mußt, damit du der Feinheit deiner Ziselierkunst noch zu folgen vermagst; und die mageren Hände, die immer zart waren und mit feinem Gefühl die Punzen, Stichel und Schattierräder hielten. Müh' dich nicht so, Vater! Ich muß mir über die Augen wischen: es ist ja nur ein Traum. Du bist tot, du wirst nicht mehr kommen. Und ich vermag es nicht zu glauben, nicht zu glauben.

Sehe ich dich nicht immer wieder bei jedem armseligen Bettler stehen und bei jenen, die durch die Dummheit oder die Unbarmherzigkeit der Menschen irgendwie verfehmt sind? Du hattest keinen Feind und jeden zum Freund. Ich weiß dir nichts Schöneres in das Grab nachzusagen. Und nichts Ehrenderes, als daß du aufrecht und wahr zu sein dich bemühtest, vor jeder Person und in jeder Gelegenheit.

Und dich, die Lauterkeit in Gestalt, schleppen die Landesfeinde Mitte Dezember 1918 in den Kerker nach Laibach. Mit Verbrechern feierst du Weichherziger Weihnacht und Silvester im Gefängnis, du, den der Schauer dieser Feste im Kreise der Familie alljährlich zu Tränen rührte.

Und da sie dich dann gnädig laufen lassen, stehst du, gebrochener, alter Mann, verwahrlost und weinend vor der Türe meines Zimmers, die Hände vor das Gesicht geschlagen, und die Tränen rinnen zwischen den Fingern durch. Unter dem Arme hältst du das armselige Bündel schmutziger Wäsche. Und den Kopf entblößt, bittest du mich mit einer Demut, die mir bis an das Ende meines Lebens in das Herz schneiden wird, um Verzeihung, daß du über unsere Familie die Schande des Kerkers brachtest. Heute noch, da du längst tot bist, erschrecke ich vor dem Nachklange dieser seltsamen Bitte, die mir sagte, wie sehr dich die Wochen der Haft brachen, daß du nicht wußtest, welche Ehre uns dein freilich entsetzlich großes Opfer bedeutet und welche Krönung damit der nimmer zu beugenden Gesinnung des ganzen Tales widerfuhr.

Und im Mai 1919 bist dann auch du unter jenen Tausenden Bedauernswerter, die ihren Herd als heimatlose Flüchtlinge verlassen müssen. An jenem denkwürdigen Himmelfahrtstage reißt du dich los von all dem, was deine langsam beginnende Mühseligkeit zu lieben anfängt: Ruhe, Bequemlichkeit, Wohligkeit; du lässest unter entsetzlicher Sorge meine Mutter zurück, die sich von ihrem Hause und ihrer Habe nicht trennen mag und nicht kann; du schleichst den ganzen Tag lang auf den Höhen über der Drau hin, von denen du ins verlorene Rosental wenigstens noch sehen kannst. Du fürchtest nicht die andauernde Beschießung der Lehnen; wenn du nur das Weiß der Häuser Ferlachs leuchten siehst. Du weißt in diesen qualvollen Stunden nichts von deinen drei Söhnen, die im Feuer vor dem Tode stehen.

Und du ahnst nicht das Wohin und Wie der nächsten Tage.

Aber mit einer beinahe heiteren Geduld, deren ich dich gar nicht fähig hielt, erträgst du die Verbannung; nur manchmal spült ein leises Wort eine dunkle Welle aus der Tiefe herauf.

Dann aber wählest du zwischen der Verbannung und dem Aufenthalt in der bedrückten Heimat doch den immer erneuten Schmerz des Anblickes der fremden, feindlichen Umgebung unberechtigter Eindringlinge. Und in stummer Arbeit, tagaus, tagein, von derselben Hoffnung gestärkt und aufrechterhalten, oftmals enttäuscht und durch ein Gerücht doch wieder freudig belebt, völlig abgeschnitten von den Ereignissen der Welt, zu denen du mit einem regen Laienverstande immer in ein Verhältnis zu gelangen suchtest, erlebtest du

rund um dich die Beispiele mannigfacher Willkür und warst trotz deines rechtlichen Sinnes ohnmächtig gegenüber der Wirkung einer rücksichtslosen Gewalt. Aber was du auch an Entrechtungen sahst und wie du die Sache, der auch deine unwandelbare Gesinnung galt, geknebelt wußtest, keine deiner Stunden war jemals Verzweiflung. Der Sieg war deiner Hoffnung gewiß und dein Glaube ließ sich nicht erschüttern durch die vielfachen Wandlungen der Stimmung, die in allerlei kleinen Zeichen einen sichtbaren Ausdruck fand.

Nur wir, deine drei Söhne, waren nicht bei dir und darunter littest du. Mutter und Schwester sind Frauen, den Mann drängt es aber manchmal zum Manne. Du hast oft und viel von uns gesprochen, du hast manches von der Zukunft geredet und immer, immer wieder in einer Sehnsucht ohnegleichen von dem jubelnden Abschlusse der elenden Zeit geträumt. Du hast die Erfüllung manches deiner Wünsche geopfert und ein begnadeter Festtag mußte der Zufall dir sein, wenn du an der Demarkationslinie mit meinen Brüdern oder mir einige wenige Worte reden durftest und dann von dem Schranken durch den slawischen Posten wieder weggejagt wurdest wie ein Stück Vieh, das sich in einen Garten verirrt. Du hast auch das erduldet, denn du sahst die ferne Erlösung.

Gab es schließlich in dem ganzen Tale jemanden, der gleich dir mit derselben Inbrunst das Ende herbeisehnte und im geheimen danach beinahe verging?

Ich, der ich dich gut zu kennen glaubte, kann mir denken, was der Inhalt der stillen Stunden war, in denen du in der vereinsamten Werkstätte dich über irgendeine Gravierung beugtest und die Gedanken Raum hatten, sich ungemessen zu türmen.

Es wurde Ostern 1920 im Lande: Fest der Auferstehung, der Herzlichkeit, der Menschenliebe, überall, nur nicht da, wo die blinde Gier und der tote Haß statt der Güte herrschten. Der Verhärtung einer so maßlosen politischen Leidenschaft, wie sie im Tale in diesen Tagen planmäßig gezüchtet wurde, galt das heilige Fest der erlösenden Auferstehung nicht. Du aber konntest es nicht fassen, daß diese gnadenreiche Zeit an irgendeinen Menschen nicht heranreichte, daß sie nur irgend jemanden nicht der Güte sich besinnen ließe, und wäre er das ganze weite Jahr über verhärtet gewesen. Du aber bautest auf die Erfüllung deiner durch Monate hin schmerzlich getragenen Sehnsucht. Keine große Gnade oder ungeheure Erfüllung, kein politisches Verlangen, keine vermessene Bitte. Du wolltest zu Ostern bei mir, deinem Sohne, sein, mit dem du zu Weihnachten das letztemal, umstanden und bewacht und schließlich von einem slawischen Gendarmen verjagt, über die

Breite der Glanfurt hin einige flüchtige Worte wechseln durftest. Und nun meintest du, daß es wohl menschlich sei, während der nächsten heiligen Zeit, zu Ostern, dir die Freiheit weniger Stunden zu gestatten, daß du zu mir kämest.

Du armer, enttäuschter Vater! Du hattest gehofft, aber sie stießen dich auch aus deinem letzten Himmel. Du batest vergeblich und batest umsonst bis zum letzten Augenblick, daß dir die Überschreitung der Demarkationslinie und der Aufenthalt bei mir zu Klagenfurt vielleicht doch nicht verwehrt sein würden. Am Karsamstag holtest du dir den letzten abweisenden, dazu im Tone noch verletzenden Bescheid.

Da wurdest du still und gingst den Ostersonntag seltsam nachdenklich herum. Du klagtest nicht und fluchtest nicht, aber etwas gewaltsam Aufgewühltes rang in dir nach Verständnis für solche unbarmherzige Starrheit des Gefühls. Wie mag es in diesen Stunden des heiligsten Sonntages und der Osterwoche in deinem Herzen ausgesehen haben? Wieviel Groll und Leid überwandest du, daß du am Ostermontag dich beinahe heiter auf den Weg begabst, um mir und dem einen Bruder über die Entfernung von hundert Schritten hin zuzuwinken und, wenn es ein sehr gnädiges Geschick wollte, auch ein gedrängtes Dutzend von Worten zu rufen, von Gesundheit, verborgener Hoffnung und Wünschen für unser Wohlergehen.

Du gingst allein in den regnerischen Ostermorgen hinein, und ich sehe deinen etwas gebückten Gang, oh, ich sehe jede deiner Bewegungen, und ich kann mir deine Erscheinung in jedes Landschaftsstück der einzelnen Teile des mir wohlvertrauten Weges denken.

Auf der Fähre überquertest du die Drau und begannst die Hügellehne hinanzusteigen. In mäßiger Höhe aber fing dich ein Schmerz in der Brust, um das Herz, im Herzen, an zu peinigen. Du kehrtest um, die Fähre brachte dich über den Fluß zurück, und der Fährmann führte dich in sein Haus. Und während er und sein Weib vor der Tür des Zimmers Rat hielten, starbst du auf dem Bette des Fährmannes, einsam, verlassen, und meine fassungslose Mutter, meine halb wahnsinnige, junge Schwester fanden dich ewig stumm wieder, und doch nur wie eingeschlafen, zu Häupten eine armselige Kerze!

Mir ward es von den slawischen Behörden verwehrt, dich, geliebter, geachteter Vater, für mich Vorbild eines aufrechten Menschen, noch einmal zu sehen. Und weil man glaubte, ich würde heimlich zu deiner Bahre kommen, suchten mich die Gendarmen.

Daß aber auch der Blumenstrauß, der letzte Gruß, den ich dir auf dieser

Welt noch senden konnte und der für mich auf deinen Sarg gelegt sein sollte, an der Linie zurückgewiesen ward, daß ihn jene, die ihn dir bringen wollten, sich auch mit Demütigungen die Erlaubnis nicht erbaten und ich mit den Blumen den schwersten Gang meines Lebens wieder zurück in die Stadt antreten mußte, das kann ich nicht mehr vergessen und nicht mehr verzeihen ...

Schlafe wohl, lieber Vater!

Wenn es ein Trost ist, dann soll er es sein: daß dein Opfer nicht vergebens war!

Aus „Heimat in Not". Klagenfurt, Ferd. v. Kleinmayr.

Im K. H. D.

Von Theodor Wagner

Es ist kein Geheimzeichen für irgendeinen Verschwörerbund, der mit diesen drei Buchstaben geheimnisvoll benannt wird; es ist eine Bezeichnung, die allen Eingeweihten, allen dieser schwierigen Zeit irgendwie Nahestehenden geläufig ist. Es stellt gewiß eine Marke, eine Firmenbenennung ganz besonderer Art dar, aber in ihr erschöpft sich die Hoffnung einer großen Landschaft und von Rechts wegen sollte das gesamte deutsche Volk herhören, um zu erfahren, wie hier eine Gemeinschaft gebildet wurde, der es obliegt, mit geistigen und körperlichen Kräften alles daranzuwenden, um Südkärnten aus den gierigen Händen der Südslawen zu reißen. Diese Gemeinschaft von opfernden Männern, die wahrhaft die erdenklichsten Mühen daransetzen, ihre schwere Aufgabe zum Ruhme des Landes Kärnten zu erfüllen, und die erweiterte Organisation um sie, die, wundervoll ausgedacht und ausgebaut, die verschiedensten Zweige umfaßt, und im allerweitesten Sinne auch jene rund hundert Menschen, Frauen wie Männer, die im Abstimmungsgebiete die Vollstrecker der Ideen der Zentrale sind, diese Gemeinschaft also heißt K. H. D. und das ist nichts anderes als die durch den vielen Gebrauch notwendig gewordene und förmlich aus sich selbst gebildete Abkürzung von „Kärntner Heimatdienst", das wild arbeitende Herz des in Fieber zuckenden Landes, das Gehirn von tausenden Menschen, die an seine Kraft in unbeirrbarer Zuversicht glauben, ja, die ohne dieses Vertrauen vielleicht gar nicht die Stärke aufbrächten, so lange Widerstand zu leisten.

Man muß unter den Leuten gewesen sein, die seit vielen Monaten die Schrecken der Abwehrkämpfe, die Leiden der Flüchtlingszeit und nun die Qualen der feindlichen Besetzung, die jede Freiheit drosselt, dulden, man muß

mit ihnen gesprochen und aus ihren Reden auch die unterbewußten Töne herausgehört haben, man muß erkennen, wohin sich ihr Blick stets wendet, wenn sie irgendeiner inneren oder äußeren Hilfe bedürfen, um völlig zu

Maria Saal

ermessen, was es bedeutet, wenn jeder heimattreue Mund dann sagt: „Der Heimatdienst wird es schon machen!“ Von den Gegnern gehaßt und gefürchtet, weil sie sich auch kein Bild von der täglich wachsenden und sich den Bedürfnissen beinahe jeder Stunde anpassenden kärntnerischen Organisation zu formen vermögen, verehrt, unterstützt und benützt von allen jenen, denen er im Sinne des Heimatgedankens zu dienen immer bereit bleibt, ist der Kärntner Heimatdienst im Laufe von wenigen Wochen, eigentlich erst so

recht im Frühsommer 1920, ein umfangreicher, komplizierter Apparat geworden, ein Instrument von außerordentlicher Wirksamkeit, bedient freilich von Menschen, die womöglich jedes Wort, das nun aus ihren Federn fließt, wahrhaft mit Herzblut schreiben möchten. Sie opfern viele ihrer Nächte; immer sah ich, wenn ich am späten Abend an der Ackerbauschule, die das kleine Hauptquartier in dem Kriege des Geistes geworden ist, vorüberging, die Fenster erleuchtet und Schatten von Stehenden oder Eilenden die Lichtvierecke füllen.

An einem Tage nahm ich mir ein Herz und wollte in das Haus der Sorgen und der ernsten, verantwortungsvollen Arbeit eindringen. Vor dem Hause steht ein Kraftwagen, junge Burschen laden Päcke von Flugschriften hinein; auf den Gängen gehen eilende Menschen hin und wider, sie sehen kaum auf; hinter den Türen klopfen Schreibmaschinen. Auf den Türen stehen noch die alten Bezeichnungen von der Schule her, keine Tafel, kein Zeichen läßt darauf schließen, welches Schicksal sich nun in diesen Räumen zu erfüllen hat. Ich will zum Geschäftsführer des Heimatdienstes, Oberleutnant Steinacher. Im Vorzimmer wartet wohl ein Dutzend Menschen; es ist wie bei einem Minister oder vielbeschäftigten Arzt. Aber keiner verweilt lange, man merkt, hier wird mit der Zeit gegeizt, hier werden vor Bitten, Meldungen, Anfragen keine lange Einleitungen gemacht. Bald bin ich daran; Oberleutnant Steinacher, ein großer, schlanker Mensch mit einem ausgeprägten, ernsten Gesicht, kaum dreißig Jahre alt, hat mich bereits erwartet. Ohne lange Umschweife beginnt er, nachdem er mir einen Stuhl angeboten hat: „Der nationalpolitische Ausschuß des Kärntner Landtages schuf die Landes-Agitationsleitung, daraus ist nun der Heimatdienst geworden; in seinem Vorstande sitzen die Vertreter aller politischen Parteien. Der Heimatdienst ist gesetzgebende und ausübende Körperschaft in einem. Seine Selbständigkeit bedingt freilich eine außerordentliche Verantwortung. In seinen Abteilungen wird viel und unermüdlich gearbeitet; ich kann mich auf meine Mitarbeiter verlassen, sämtliche sind meine persönlichen Freunde. Den Apparat will ich Ihnen nicht schildern, den sehen Sie sich am besten selbst an.“ Er steht auf und reicht mir liebenswürdig die Hand; er weiß, daß draußen noch ein Schwarm von Leuten wartet.

Über die Stiege kommt der Landesrat Schumy, der Präsident des Heimatdienstes. Während er die Stufen nimmt und vor der Tür seiner Kanzlei gibt er in Eile einem Herrn seines Stabes Weisungen. Ich aber klopfe nacheinander an die einzelnen Türen, treffe Bekannte über Schreibtische gebückt oder Sekretärinnen diktierend. Papier, Papier, Papier heißt die Seele dieses

bebenden Hauses: in der Übersetzerabteilung, wo eine Unmenge slowenischer Zeitungen gelesen und in Deutsch übertragen wird; in der Schriftleitung, wo die Werbeblätter und die Flugschriften entstehen; in der Presseabteilung, wo die Nachrichten der in- und ausländischen Presse geprüft und gesammelt und die Berichte und Aufsätze, die in die Welt gehen sollen, geschrieben werden; in der statistischen Abteilung, wo die in der Fremde weilenden Abstimmungsberechtigten und auch die einheimischen gesucht und erfaßt werden; im Autoreferat, in der Warenabteilung, Kasse, Einlaufstelle, im Lager, in den vollgepfropften Kanzleien der Abschnittsleiter. Ein Mädchen bedient die Telephonschalttafel; es gibt wohl keine Minute des Tages, in der nicht wenigstens auf einem Draht irgendein Gespräch hängt. Die Menschen hier lassen sich kaum stören, so sehr sind sie von dem Ernste ihrer Aufgabe erfüllt. Allen merkt man deutlich Sorgen und Anstrengungen an.

Ich habe mit einem wirklich ehrfürchtigen Gefühl das Haus verlassen, das eine geschichtliche Stätte bleiben wird, wenn längst wieder lehrende Stimmen in den Räumen tönen.

Redendes Papier

Von Dr. Robert Pock

Ich war vor dem jungen, bartlosen Menschen gestanden, der die Propaganda in einem Bezirke leitet. Fünf oder sechs solcher Bereiche gibt es, jedem steht einer der jungen, schneidigen Männer vor. Sie sind Offiziere gewesen, keiner noch dreißig Jahre alt, jeder ein Kärntner mit einem glühenden, immer bereiten Herzen. Einem dieser Menschen nur in die Augen sehen, sie reden hören oder ihnen eine halbe Stunde lang bei ihrer vielfältigen Arbeit zusehen, die wirklich alle ihre Nerven braucht und entsetzlich zermürbend ist, und man muß voll Zuversicht sein, man kann gar nicht anders als glauben und so gewiß sein wie der Abschnittsleiter, der mit einer nicht zu überwindenden Stärke dem Erfolge seiner und aller Mission vertraut. Angesichts dieser strahlenden Augen, dieses lächelnden Gesichtes kann man nicht mehr zweifeln und man ahnt, welche Wirkung so ein Felsenfester, ein an sich und seine Getreuen Glaubender auf das ganze Gebiet ausüben muß, mit dem er entweder persönlich bei seinen täglichen Kraftwagenfahrten, bei Versammlungen, Vertrauensmännerbesprechungen in Berührung kommt oder durch tausenderlei wundervoll ausgebaute Verbindungen mittelbar.

„Wir werden den Kampf mit dem Papier gewinnen!“ lächelt er und

auf meine verwunderte Frage, wie er das meine, läßt er die Erklärung folgen: „Wir kennen die Leute in der Abstimmungszone genau, wir haben ja sichere Aufzeichnungen, ja, Merkblätter für jeden einzelnen Menschen angelegt. Seine mutmaßliche Gesinnung ist also verzeichnet und wir haben uns bereits ein Ergebnis ausgerechnet. Ich kann Ihnen nichts Näheres verraten, aber das kann ich Ihnen sagen, wir haben alle Ursache, sehr zufrieden zu sein. Wenn ich also sage, daß wir unsere Leute kennen, so weiß ich genau, was ich damit behaupte. Die überwiegende Mehrzahl ist heimattreu, nur steht sie unter dem fortwährenden Einflusse der fremden Verwaltung. Die Südslawen laufen jetzt so gewissermaßen die innere Kurve. Sie haben alle Möglichkeiten der Beeinflussung in der Hand. Diesen Wirkungen nun müssen wir entgegenarbeiten. Es gilt, die Starken stark und zuversichtlich zu erhalten, die Schwachen zu kräftigen, die Lauen zu erwecken, die Verzagten aufzurichten, die durch Lügen und unwahre Gerüchte Eingeschüchterten oder Abgelenkten aufzuklären. Unser bestes Mittel dafür ist das bedruckte Papier. Hierin laufen wieder wir die innere Kurve, denn wir haben beinahe ein halbes Dutzend ausgezeichneter, leistungsfähiger Druckereien zur Verfügung, die Südslawen nur zwei kleine, erst in letzter Zeit notdürftig eingerichtete Quetschen. Es zeigt sich bereits, wie hindernd ihnen die Karawanken schon in dem einen Falle sind, denn es braucht viele Tage, bis sie von Laibach Druckerzeugnisse bekommen, uns aber stellt eine Rotationspresse in einer einzigen Nacht Hunderttausende von Flugzetteln zur Verfügung, wenn wir sie nur benötigen. Wir werden also", wiederholt er noch einmal lächelnd, „die Abstimmung mit Papier gewinnen." Und dabei wendet er sich gegen einen Stoß von Papier, der in einem Winkel des Zimmers einen großen Raum einnimmt. Zwei junge Burschen, offenbar Studenten einer Klagenfurter Mittelschule, waren damit beschäftigt, Päckchen zu zählen, denn die Blätter staken zu je hundert Stück in farbigen Schleifen.

„Gestern abends haben wir die Handschrift in die Druckerei gegeben; heute abends wird von allen Flugzetteln außer den Archivstücken keiner mehr hier sein, denn ich muß Platz schaffen für neue," sagte mitten in seiner Arbeit der Abschnittsleiter. „Unten steht schon ein Kraftwagen, der bringt die Päcke nach Ferlach zu der Arbeitsstelle, von dort werden sie dann an die einzelnen Orte aufgeteilt. Jetzt geht alles im großen: Bestellung, Lieferung, Verwendung. In der ersten Zeit, als die Südslawen die Demarkationslinie so dicht absperrten und niemand von unseren Leuten her oder hin ließen, da war die Sache schwieriger. Damals luden einige tollkühne Leute, deren Namen man wirklich laut hinausposaunen sollte, wenige Kilo von den Flug-

zetteln in Rucksäcke und auf gefährlichen Schleichwegen brachten sie das Papier der Propaganda in das abgesperrte Gebiet. Oft mußten sie dabei in dunklen Nächten die Flüsse und Bäche durchschwimmen. Keinen Augenblick waren sie vor Tod oder Einkerkerung sicher. Jedes der Flugblätter und jede Zeitung aber, die auf solchen heimlichen Wegen in die Abstimmungszone kam, war wie eine Reliquie, wanderte von Hand zu Hand, wurde wie ein Evangelium gelesen und hatte eine vielfältige Wirkung. Wie sehr man auf der Seite der Südslawen die kärntnerischen Druckerzeugnisse fürchtete, ging wohl auch daraus hervor, daß auf den nachgewiesenen Besitz oder auf Verbreitung derselben Kerkerstrafe stand und auch häufig verhängt wurde. Damals wirkten wir also durch das einzelne Papierblatt, heute durch die Masse."

Wenige Tage später hatte ich Gelegenheit, in dem Gebiete, in dem die beiderseitige Arbeit infolge der nahen Abstimmung einen außerordentlichen Hitzegrad erreicht hatte, zu sehen, was der junge Mensch mit „Masse" gemeint hatte. Eine Straße war kilometerweit hin mit Flugzetteln buchstäblich besät. Es war eine Sammlung der verschiedensten Arten. Ich hob mir ohne Auswahl nacheinander sieben auf, da ich sie mir als Andenken behalten wollte, und nicht ein Flugblatt wiederholte den Inhalt des anderen. Ich hatte Flugzettel älteren Datums gesehen, deren Entstehungszeit um ein halbes Jahr zurücklag. Welcher Unterschied, welche neue Einstellung, die den verschiedensten Notwendigkeiten Rechnung trug! Damals war jede Frage ausführlich behandelt worden, war förmlich zu einem Problem gemacht, jetzt drängte alles in wenigen kurzen, schlagwortartigen Hinweisen, Forderungen, Warnungen, Mahnungen zusammen. Jeder der Flugzettel war nur mehr das Ergebnis einer oftmals klargelegten Untersuchung, war eine unterstrichene Erinnerung eines hundertmal erhobenen Rufes. Die Kürze regiert. Darum war nun auch die Zeit des Plakats gekommen. An allen Ecken klebten sie, an starken Bäumen, Scheunentüren, Hauswänden, in verschiedenen Größen. Die Gedanken der Werbung in köstliche Einfälle umsetzend, waren sie von Künstlern entworfen und in einer mustergiltigen Form vervielfältigt, mit gelungenen, kurzen, einprägsamen Unterschriften versehen, die zu geflügelten Worten wurden, wie jenes „Ho—o—o—ruck über den Loibl!" Vor allem sah ich das große farbige Bild mit dem Kärntner Bauer, der den Stimmzettel in der Hand hält, oder jenes gemütvolle Bild Leo Kainradls, das die Mutter mit dem Sohne vor der heimatlichen Kirche zeigt; und der junge Bursche fleht die Frau an: „Mutter, stimme nicht für Jugoslawien, sonst muß ich für den König Peter einrücken!" Diese Betonung des rein Gefühls-

mäßigen hat viele gute Wirkung gehabt; die meisten der Plakate sind so einfach in Gedanken und Zeichnung, trafen den Tod des Volkes und jedes derselben hat eine Unmenge von Versammlungen ersetzt. Jedes Plakat wurde in zwei Ausgaben herausgebracht, die eine war mit deutschem Text versehen, die andere mit slowenischem, und zwar vorwiegend in der windischen Mundart, die in dem Gebiete gebräuchlich ist. Wie jämmerlich, dilettantisch sind gegen diese volkstümlichen Kunstwerke die paar Erzeugnisse der südslawischen Werbung! Dürftig in der Idee, sind sie mit einfachen grünen Umrissen der Zeichnung gedruckt, auch nicht ein Bild in Mehrfarbendruck vermochten sie den kärntnerischen Plakaten gegenüberzustellen. Spät erst übernahmen sie, wohl wegen technischer Unzulänglichkeiten, den Gedanken dieser nachdrücklichen Werbung.

Aber nachgeahmt haben sie alles, auch die köstliche Idee der Klebezettel. Während die Plakate und die Zeitungen die Artillerie waren, darf man sie wohl als die nie ruhende Infanterie, als die fortwährend tätigen Plänkler bezeichnen. Kleine Blättchen, etwa im Format zehnmal sechs Zentimeter, auch kleiner, bedruckt mit Schlagworten wie: „Hinaus mit den Krainern!", „Bei euch droht Krieg, wir haben Frieden!", „Grün ist das Serbengift!" oder mit kurzen Versen, wirksamen Zeichnungen, sind sie so handsam, daß sie sich bequem in der inneren Handfläche verbergen lassen und während des Augenblickes, da ein gefährlicher Zeuge nur nach einem Geräusch, nach einem Menschen sieht, hinter seinem Rücken aufgeklebt werden können, was auch tausende Male geschehen ist und besonders von Kindern mit einer teuflischen Freude geübt wurde. Diese Klebezettel nun, die in ungeheuren Auflagen gedruckt werden, haben vor allem ein so fabelhaft starkes Klebemittel, daß sie, wenn sie einmal an Ort und Stelle sind, nicht mehr abgelöst werden können, es sei denn in ganz kleinen Schnitzelchen, wozu aber niemand Zeit noch Geduld aufbrachte. Und dann ist ihre Zahl ja auch Legion. Es gibt keine Telegraphenstange, keine Mauer, an denen nicht mindestens ein Dutzend ihre eindringliche Sprache reden würden. Es gibt Telegraphenstangen, die von unten bis hoch oben mit ihnen wie mit einem Mantel eingehüllt sind, Wände, die mit seltsamen Mustern tapeziert scheinen. Ja, sogar an Kilometersteinen, Alleebäumen, Kleehüflern auf Feldern, an verschwiegenen Orten bin ich ihnen begegnet. Ihre Stimmen waren wie ein ununterbrochenes Geknatter in der letzten Zeit vor der Abstimmung.

Wie ihre Kürze und ihr Überhandnehmen gegenüber dem übrigen bedruckten Papier — wenngleich täglich noch Flugzettel erschienen — ein Ausdruck der allgemeinen Nervosität, der steigenden Spannung waren, so

zeigten sich auch in den beiden Zeitungen der kärntnerischen Propaganda, der „Kärntner Landsmannschaft“ und ihrer slowenischen Parallele „Koroško Koroščem“ („Kärnten den Kärntnern“), immer deutlicher die Erscheinungen des Endkampfes: Übergang von dem Aufsatz zum kurzen Bericht, Häufen der Zeichnungen, darunter eine Reihe von Original-Holz- oder Linolschnitten, Änderung des Druckbildes durch fortwährenden Wechsel der Lettern, Plakatstil in Inhalt und Form, Anbringen von Randleisten mit anrufendem Text.

Mit dem bedruckten Papier, das natürlich wie ein Museum, und zwar gar kein so kleines, in jeder einzelnen Erscheinung angesammelt ist, läßt sich deutlich die Kurve der Leidenschaft nachweisen, die jene antrieb, welche oft tagelang den Inhalt eines Flugblattes überdachten, in eigenen, lange währenden Sitzungen sich über die Richtlinien der Kampfart einigten, dann aber wieder, von den sich überstürzenden Ereignissen gezwungen und gehetzt, in Minuten einen Text entwarfen, der Tausende von Menschen entzündete. Vor der glücklichen Endwirkung schweigt schließlich die Statistik, die vielleicht sagen könnte, wieviel Tonnen redendes Papier in die Front geworfen wurden, wie viele Millionen hochwertige Kronen sie verschlangen. Nicht zu wiegen vermag sie aber geopferte Kraft der Herzen und der Hirne.

Der Abstimmungstag

Ein Bilderbogen von Josef Hoff

Ein strahlender Sonntag. In den Dörfern die Frühmessen; die Geistlichen mißbrauchen noch einmal das Gotteshaus, indem sie gegen die Heimattreuen hetzen. Überall Erwartung und Spannung; schon in den ersten Morgenstunden drängen sich die Abstimmenden vor den Wahlräumen. Es ist, als habe der blanke Himmel den Mut aller gestärkt; wie sich die Nebel heben, so verschwinden auch Zaghaftigkeit und Furcht. In allen Orten beleben jene die Stimmung, die aus der Ferne kamen, um ihrer Pflicht zu genügen. Denn als die Heimat rief, verließ der Beamte seine Kanzlei, der Arbeiter die Fabrik, der Handwerker die Werkstatt, der Dienstbote seine tägliche Pflicht. Sie scheuten nicht persönliche Opfer und beschwerliche Reise. Als die Heimat sie brauchte, waren sie da.

*

Wo die slawischen, eigens ins Land geworfenen Sokoln die anbefohlene Gewalt auszuüben versuchten, da versalzten ihnen die kärntnerischen Schutztruppen die Suppe. Es kommt zu Keilereien, Ententeoffiziere legen sich ins

Mittel; die gedachte Gewalt und Beeinflussung bleibt ein Traum. Mißmutig drängen sich die finsteren Schöcke zusammen. Ab und zu schwingt einer drohend seinen derben Stock. Es ist eine Gebärde vor sich selber.

*

Die Straßen sind übersät mit Flugschriften. Heute morgens noch sind sie in Unmengen verstreut worden, die kärntnerischen um eine Stunde später als die slawischen, nun liegen sie zu oberst, besonders jener: „So siegt Kärnten!" Ein ganzer grüner Stimmzettel und ein in zwei Teile zerrissener weißer. — Jedem ist damit die Tätigkeit in der Wahlzelle eingeprägt. Über das Papier fahren die Kraftwagen, rund achtzig kärntnerische, kaum zehn slawische. Sie holen die Leute vom Haus zur Urne; sie führen besonders die Kranken und Siechen. Wenn sich zwei feindliche begegnen, dann feixen sich die Lenker gegenseitig an und die Insassen höhnen, drohen oder triumphieren.

*

Lahme, Blinde, ja Fiebernde kommen auf Wagen gefahren, Kranke, mit verfallenem Gesicht, liegen auf Heu unter einer bunten Decke. Der Tag ist voll einer unerhörten Leidenschaft. Aber nicht überall bricht sie aus, oft schwelt sie wie verborgenes Feuer unter der Asche. Prophezeiungen und Wetten fallen in den stiller werdenden Nachmittag. Die Slawen reden große Worte, in den Heimattreuen bohrt die entsetzliche Ungewißheit.

*

Das Land ist auf eine Folter gespannt. Zwischen Zuversicht und Hoffnung schwankt die Stimmung. Nur die Eingeweihten wissen um den Sieg. Erst einige Tage später wird das Stimmenverhältnis in den vier Bezirken, in die das Abstimmungsgebiet eingeteilt war, bekannt:

Rosegg:	für	Österreich	1.980,	für	SHS	2.318
Ferlach:	„	„	6.427,	„	„	4.981
Völkermarkt:	„	„	8.306,	„	„	2.444
Bleiburg:	„	„	5.312,	„	„	5.536
Zusammen:	für	Österreich	22.025,	für	SHS	15.279

Das waren 59·04 v. H. für Österreich und 40·96 v. H. für SHS. Mit einem Mehr von 6746 Stimmen hatte die Treue zur Heimat gesiegt.

10. Oktober 1920

Von Josef Brunngereuth

In der Nacht vom 9. auf den 10. Oktober 1920 hatte ich scharfen Dienst. Ich wurde in die Nachrichtenstelle zu Klagenfurt beordert. Sie war nicht schön, diese Nachrichtenstelle. Zusammengepfercht in einem engen Loche, bliesen wir uns, im ganzen fünf Herren, gegenseitig den Tabaksqualm ins Gesicht und warteten lautlos und mit pochendem Herzen auf die Dinge, die da kommen sollten. Morgen, bis der Abend kommt, ist das Schicksal Kärntens entschieden! Diese Erkenntnis war mit untrüglichen Zeichen auf jedermanns Stirn zu lesen: bei den Starken, Gläubigen als felsenfeste Zuversicht in den kommenden Erlösungstag, bei den „Vorsichtigen", Zweiflern als Ausdruck gemischter Gefühle. Doch kein Wort einer Zaghaftigkeit kam über die Lippen.

Ich werde sie nie vergessen, diese Nacht zum 10. Oktober. Um zwei Uhr morgens begann der Geisterspuk am Telephon. Unheimlich war er, nervenzermürbend der Golgathaweg zum kommenden Morgen, und Wut kochte in uns allen. Bereits um halb drei Uhr in der Frühe hatten sich die „Tschuschen" (Südslawen) zum Volksabstimmungsgange gesammelt, nach den Meldungen ihrer Führer und Untergebenen mit einer Siegeszuversicht, die uns Wissenden das Blut in den Adern erstarren ließ. Eine förmliche Heerschau hatten sie abgehalten. „Alles in bester Ordnung und guten Mutes!" lauteten die Meldungen der Spitzenverbände. Die Mittel, die uns in die Verfassung der südslawischen Reihen Einblick gewährten, waren untrüglich. Wer täuscht sich: Schumy oder Žerjav? Ist Gewalt mächtiger oder Heimatliebe? Das Schicksal eines ganzen Volkes war damit entschieden.

Da kommt um etwa vier oder fünf Uhr morgens die Meldung, daß unsere Leute, mit Offizieren in Zivilkleidung an der Spitze, die in den letzten Tagen zur Aufrichtung der Wankelmütigen und Verstärkung des Schutzes ins Abstimmungsgebiet gezogen waren, von den Südslawen wider alles Recht in grober Mißachtung der Anordnung der Abstimmungskommission abgefangen worden waren. „Altösterreichische Offiziere sind dabei," hieß es. „Oficirji, kapetani pa druge take barabe!" („... und andere solche Baraber!", was „Lumpen" bedeutete). Dieser Ausspruch, den ein Südslawe getan, ergötzt mich noch heute. Waschecht krainerisch klang er in der Aussprache, unverfälschte südslawische Geistesverfassung. Man muß sie kennen, dann versteht man des Wortes Fülle.

Ach, das war eine Nacht, schwarz und schicksalsschwanger! Den Kopf vollgepfropft mit südslawischen Meldungen, die wir auf eigene Art in unseren

Fernsprecher bekamen, ohne daß die Gegenseite eine Ahnung hatte, stürzte ich um sieben Uhr morgens ins Freie; als ungläubiger Thomas. Die Sonne ging prachtvoll auf. Ein Tag, wie ich ihn in Kärnten schöner kaum je gesehen habe. Das Herz aber trug einen großen Kummer, den wirren Kopf umschwirrten beängstigende Gedanken.

Den Tag über schlief ich wie ein Toter. Den Tag, der Sieg oder furchtbares Unglück bedeutete. In der Nacht vom 10. zum 11. Oktober ging ich wieder in den Dienst. Die Spannung machte mich beinahe rasend. Aus dem Munde des Feindes ein Urteil zu vernehmen, danach brannte meine Begierde, und sie wurde gestillt. Bei einbrechender Dunkelheit wurde ich ins Unterland versetzt. Grabesstille allüberall, der ungleiche Kampf hatte ausgetobt, Ermüdung und gleichzeitige Erlösung trat auf beiden Seiten, bei Freund und Feind, ein.

Diese bei den sonst so geschäftigen Südslawen eingetretene Stille ließ auf Ängstlichkeit schließen, hatte meinen Mut gehoben, die Zuversicht gestärkt. Da wurde ich in den ersten Stunden nach Mitternacht in eine redselige südslawische Eisenbahnergruppe verweht. Echte Krainer Burschen aus der Nähe von Laibach oder Bischoflack. „Weißt du schon was Neues?" — „Nein," lautete die Antwort. Da schreit einer dazwischen: „Kufre pokamo!" („Wir packen die Koffer!") Halb ernst, halb im Scherz klang es, als wollte er sagen, die Krainer hätten in Kärnten ohnehin nichts zu suchen gehabt, es wäre höchste Zeit, daß sie nach Hause kämen. Eine weitere Aufklärung zu verlangen, konnte ich mich beim Ernst der Lage nicht unterfangen. Doch wenn die Eisenbahner ihre Koffer zu packen sich anschickten, dachte ich mir, dann kann es um Kärntens Sache nicht schlecht bestellt sein. Die Stimmung war echt, denn bald verdichteten sich ähnliche Nachrichten; von allen Seiten setzte ein ängstliches Fragen ein. In den südslawischen Reihen war große Verwirrung eingetreten. Die in Laibach bereitgehaltenen Scharen, die im Falle eines günstigen Ergebnisses für die Südslawen sofort nach Kärnten zur Verschönerung ihrer Siegesfeier hätten abgehen sollen, blieben aus. Die diensthabenden Eisenbahner standen stutzig bei den Zügen. Da telephonierte ein südslawischer Eisenbahner, rot und dick muß der Kerl gewesen sein und eine poetische Ader fehlte ihm nicht: „Ena punca je umrla, pa pravijo, da ni umrla, ampak samo zamrla! Klaverna, klaverna!" („Weißt du schon, ein Mädchen ist gestorben? Es heißt aber, daß es nur scheintot ist. Traurig, traurig!") Mit diesen allegorischen Worten wurde die südslawische Niederlage von Mann zu Mann, um es dem Feinde nicht zu verraten, weitergegeben. Ich hätte dem Manne die Hand drücken mögen, hätte ihm

gern auf den Weg schön Wetter gewünscht, doch dem Feinde in seinem Schmerze wollte ich nicht wehe tun. Ich hätte ihn vielleicht getröstet und ließ ihn daher den Kelch, der an uns vorüberging, bis zur Neige leeren.

Vieles wollte ich noch sagen, aber man könnte es mir nicht glauben, wenn ich alles ausplaudern würde, was mir diese Nacht zugetragen hatte. Sie soll nicht entweiht sein, die gottvolle Nacht, und soll ihren Zauber haben.

Kleine Begebenheit

Von L. Georg

Sowohl die südslawische als auch die kärntnerische Werbeleitung unterstützten während der Vorbereitung auf die Volksabstimmung die armen Anhänger vorwiegend mit Lebensmitteln und mancherlei Bedarfsgegenständen, manchmal mit Geld. So fristete auch ein armes Mütterlein im Rosentale mit derartigen Aushilfen ihr verlassenes Dasein. Aber sie nahm die Unterstützungen von beiden Lagern, wie sie ihr angeboten wurden. Als es nun galt, sich bei der Volksabstimmung klar zu entscheiden, und auch die Nachbarn zu einer Wahl drängten, die bei der armen, alten Frau natürlich so gut wie offenkundig geschehen mußte, da geriet sie vor sich selbst und den lauernden, neugierigen Nächsten in einen argen Zwiespalt. Sie hatte von beiden Seiten Wohltaten empfangen und sie glaubte, keine von den Parteien kränken oder benachteiligen zu dürfen. Und so sprach sie denn nach langem inneren Kampfe: „Ich werde für die Südslawen beten und für die Kärntner stimmen!"

Die Irredenta

Von A. Maier-Kaibitsch

Rund zehntausend Slowenen in Kärnten, das ist kaum ein Viertel aller Kärntner Slowenen, haben sich nach der Volksabstimmung in der sogenannten „Kärntner slowenischen Wirtschaftspartei" vereinigt. Diese offenkundig nach Laibach strebende Partei versucht mit zäher Kraft, alles, was Slowenisch spricht, zu sammeln und zu vereinigen. Ihr Titel ist ein Deckname für die slawische Irredenta in Kärnten. Besonders in Erscheinung trat diese gegenkärntnerische und damit auch gegenösterreichische Gesinnung in dem krisenhaften Sommer 1922, als Österreich unter dem Drucke der wirtschaftlichen Not neuerlich zu zerbrechen drohte. Damals schrie jede

Nummer der Zeitung „Koroški Slovenec“ („Kärntner Slowene“), das Blatt des irredentistischen Häufleins, nach dem Staatsanwalt. Offenkundiger Hochverrat wurde auch in den Versammlungen der Partei und an den Unterhaltungsabenden, den sogenannten „Igren“, begangen. Mehr als einmal wurde hiebei durch Redner offen und versteckt die Auflehnung gegen die Staatsgewalt gefordert und Hoffnungen auf den endlichen Zerfall Österreichs und Kärntens erweckt und genährt.

Die Ziele der Irredenta sind: Aufrechterhaltung der Verbindung mit dem SHS-Staate, Erziehung in nationalslowenischem Sinne, steter Hinweis auf die Zusammengehörigkeit mit Südslawien und schärfste Abwehr gegen jede deutsche Kulturarbeit. Immer wird darauf hingewiesen, daß die derzeitigen Staatsgrenzen noch lange nicht als bestehend anzusehen sind. Die in einer tschechischen Druckerei in Wien hergestellte Zeitung und auch die in Laibach erscheinenden Blätter bringen fortgesetzt Berichte über Bedrängungen, Unterdrückungen der Kärntner Slowenen, erzählen von Brandlegungen, Überfällen, roher Mißhandlung durch die Deutschen und deutschgesinnten Slowenen. Alle diese Berichte sind meist frei erfunden und erlogen oder sehr stark übertrieben. Es ist richtig, daß es besonders in den ersten Monaten nach der Volksabstimmung in manchen Gegenden zu Auseinandersetzungen gekommen ist, doch hatten diese ihre Ursache immer noch von der Zeit der südslawischen Besetzung her, und es handelte sich um rein persönliche Abrechnungen. Viele Kärntner, die frei für die Unteilbarkeit des Landes eintraten, wurden nach Einstellung der Kampfhandlungen oft vom eigenen Nachbar verraten und mußten wochen- und monatelang im Kerker schmachten oder, um der Verfolgung zu entgehen, durch Monate ein bitteres Flüchtlingsdasein führen, während welcher Zeit ihr Besitz zerfiel und slawische Truppenteile darauf hausten. Die Erbitterung war groß und so kam es auch tatsächlich nach der Volksabstimmung zu Tätlichkeiten, die jedoch nie die Form einer Kirchtagsrauferei überschritten. Schon einige Monate nach der Abstimmung aber hörten diese Vorkommnisse auf und gerade der Deutsche und der heimattreue Slowene waren es, die zuerst dem einstigen Gegner die Hand zur Versöhnung boten.

Man hat den Slowenen alle ihre Rechte belassen, sie werden gleich behandelt wie jeder andere Staatsbürger. Der Schulunterricht ist doppelsprachig, in allen Gemeinden des gemischtsprachigen Gebietes sind sogenannte utraquistische Schulen, in denen die ersten Schuljahre slowenisch unterrichtet wird. Bei den Behörden wird, je nach Verlangen, deutsch und slowenisch amtiert. Der weitaus überwiegende Teil der Geistlichkeit ist slowenisch. Die

Aufschriften in den einzelnen Orten sind ganz nach Wunsch der Gemeindevertretung entweder deutsch oder deutsch und slowenisch, sehr oft aber auch nur slowenisch. Die slowenische Partei hat vollständig freie Versammlungstätigkeit, hält Besprechungen und Zusammenkünfte ab, die beiden slowenischen Landtagsabgeordneten reisen werbend von Ort zu Ort, slowenische Vereine der verschiedensten Art werden gegründet.

Aber die Irredenta braucht Gerüchte und Lügen, um den Schein der Berechtigung für sich zu haben. Alles zu einer Zeit, da die Deutschen in Südslawien daran sind, auch ihre letzten kargen Rechte zu verlieren.

Die Verluste Kärntens im Frieden von Saint-Germain

Von Dr. Martin Wutte

Kärnten ungeteilt! war die Losung, mit der die heimattreuen Kärntner in den Abstimmungskampf zogen. Ist aber Kärnten im vollen Sinne des Wortes ungeteilt geblieben? Wurden ihm nicht zwei schöne und wertvolle Täler entrissen, das Kanaltal und das Mießtal? Der gewaltige Eindruck, den das Ringen um einen lebenswichtigen Teil Kärntens auf die Öffentlichkeit machte, drängte den Gedanken an diese beiden Täler stark in den Hintergrund. Trotz ihrer Kleinheit aber ist ihr Verlust für Kärnten außerordentlich schmerzlich, nicht nur, weil beide Täler geographisch, geschichtlich und national urkärntnerischer Boden sind und ihre Loslösung von Kärnten als ein dem Schwachen angetaner, das natürliche Rechtsgefühl tief verletzender ungerechtfertigter Gewaltakt erscheinen muß, sondern auch wegen ihrer hohen wirtschaftlichen Werte, deren Verlust für Kärnten und Österreich von wesentlicher Bedeutung ist.

Das Mießtal hängt durch die geographische Lage und die Verkehrsverhältnisse aufs innigste mit dem übrigen Kärnten zusammen. Im Süden und Südosten wird es durch das Ostende der Karawanken, die hier ein zwanzig Kilometer breites, unwegsames, fast unbewohntes Waldgebirge darstellen, klar und deutlich gegen das südslawische Untersteier abgeschlossen.

Vom Jauntal, dem östlichsten Teile des Klagenfurter Beckens, wird das Mießtal nur durch eine niedrige, von der Südbahn und zwei Straßen überschrittene Wasserscheide getrennt. Der wasserscheidende Rücken zwischen Cimpercgupf und Petzen ist von Dutzenden von Bauernhuben besetzt, deren Wohn- und Wirtschaftsgebäude meist gerade auf der Wasserscheide sitzen.

Der Hauptverkehrsweg ist die Straße und Eisenbahn, die das untere

Mießtal durchzieht und ein Stück jenes wichtigen alpinen Längstalweges darstellt, der durch die Südbahnstrecke Franzensfeste—Marburg bezeichnet wird. Den Mießtalern steht es daher frei, sich nach Klagenfurt oder nach Marburg zu wenden. Allein Klagenfurt ist bedeutend näher als Marburg, ist Landeshauptstadt und auch als wirtschaftlicher Mittelpunkt Kärntens in der Lage, dem Bauer, Gewerbetreibenden, Kaufmann und Arbeiter viel mehr zu bieten als Marburg. Klagenfurt ist daher der natürliche Markt für das Mießtal. Von dort hat der Mießtaler seine Waren bezogen. Dort fand er auch alle jene technischen Unternehmungen, deren er sich bei Modernisierung seines Betriebes bedienen muß. Noch rascher war vom Mießtal aus das in unmittelbarer Nähe gelegene Jauntal mit Bleiburg und Völkermarkt zu erreichen, ein Gebiet, das als landschaftliches Überschußgebiet für die Ernährung des landwirtschaftlich ziemlich armen, aber trotzdem wegen der reichen Industrie gut besiedelten Mießtales von großer Bedeutung war.

Die natürliche Abgrenzung des Mießtales gegen Untersteier und die doppelte Verbindung mit Kärnten über Bleiburg ins Jauntal und über Unterdrauburg ins Lavanttal hatten zur Folge, daß das Mießtal von Anfang an einen wesentlichen Teil des Herzogtums Kärnten bilden mußte. Als Teil desselben wurde das Mießtal frühzeitig vom deutschen Norden her beeinflußt. Die Gegend von Unterdrauburg gehörte im Mittelalter dem Kloster St. Paul. Die Burg Unterdrauburg erscheint seit Ende des 12. Jahrhunderts, die Burg Gutenstein seit dem 13. Jahrhundert als Sitz eines deutschen Ministerialengeschlechtes. Der Markt Unterdrauburg taucht Ende des 12. Jahrhunderts, der Markt Gutenstein im 14. Jahrhundert auf. Beide sind deutschen Ursprungs und haben noch nach der letzten Volkszählung 1910 deutsche Minderheiten. Die wenigen Archivalien, die sich erhalten haben, sind deutsch geschrieben, so auch Testamente von Bürgern und Verlaßabhandlungen, was besonders bezeichnend ist.

Deutscher Unternehmungsgeist rief im vorigen Jahrhundert die moderne Großindustrie im Mießtal ins Leben, die für die gesamte Bevölkerung von größter Bedeutung ist. Die Grafen von Thurn begründeten schon im 17. Jahrhundert den Bergbau und die Eisenindustrie. Ihnen gehört heute das Stahlwerk Streiteben, das unter österreichischer Verwaltung zuletzt 400 Arbeiter beschäftigte (Jahreserzeugung von 1915 bis 1917 durchschnittlich 50.000 Meterzentner). Der Deutsche Blasius Mayer entdeckte die Kohle bei Liescha. Die Gebrüder Rosthorn erbauten 1835 das berühmte, 1896 leider aufgelassene Eisenwerk Prävali, dessen Eisenbahnschienen europäischen Ruf genossen. Die Bleiberger Bergwerks-Union hob dank ihrer ausgezeichneten Ingenieure und

Bergleute den Bleibergbau in Mieß und Schwarzenbach zu ungeahnter Blüte. Zuletzt waren 1100 Arbeiter tätig. Die deutschen Gewerken sorgten auch für die nötigen Schulen. So wurde Prävali in den Achtzigerjahren eine deutsche Sprachinsel.

Infolge des tausendjährigen Zusammenhanges mit dem übrigen Kärnten und der deutschen Einwanderung sind die Mießtaler, was die Abstammung anbelangt, stark gemischt. In bezug auf Lebensgewohnheiten, Sitte und Brauch sind sie den übrigen Kärntnern im wesentlichen gleichartig.

Infolge der raschen Besetzung durch südslawische Truppen in den ersten Novembertagen 1918 wurde die heimattreue Bevölkerung des Mießtales mundtot gemacht. Allein ihr Wille blieb ungebrochen, Abordnung auf Abordnung erschien in Klagenfurt, um hier der Interalliierten Kommission und später der Abstimmungskommission Bittschriften zu überreichen, in denen sie gebeten wurden, beim Obersten Rate die Zulassung der Mießtaler zur Volksabstimmung zu erwirken. Die südslawische Regierung kannte diese Stimmung der Mehrheit und ging gegen Mißliebige hart und grausam vor. Schon 1919 und 1920 hatten zahlreiche heimattreue Mießtaler fliehen müssen. Sie durften bis heute nicht zurückkehren. Seither wurden viele Mießtaler ausgewiesen. Ergreifend sind die Klagen, die vom Mießtal herübertönen. „Jedes Wort, jeder Schritt, all unser Tun und Lassen wird überwacht," heißt es in einem Briefe. „Wir Sklaven im Mießtale", schreibt eine Mießtalerin, „bitten innigst, man möge unser nicht vergessen. Die Hände und Füße sind uns zwar gebunden und der Mund geknebelt, aber das Herz ist so voll und schlägt nur für unser liebes Kärntnerland ... Kärntner sind wir und wollen wir bleiben ..."

Für Kärnten und Österreich bedeutet die Abtrennung des Mießtales einen äußerst schweren Verlust. Denn das im Mießtal gewonnene Blei (Jahreserzeugung von 1915 bis 1917 durchschnittlich 110.000 Meterzentner) wurde zum großen Teil in den zahlreichen Bleiweiß-, Mennig-, Bleiröhren-, Bleiblech-, Kabel-, Glühlampen- und Akkumulatorenfabriken Österreichs verarbeitet. Diese haben jetzt ihre wichtigste Bezugsquelle von Rohblei verloren. Ferner trifft auch der Verlust der Mießtaler Kohlenbergbaue Liescha und Homberg das kohlenarme Österreich sehr hart. Endlich erwächst Österreich durch die Unterbrechung der Eisenbahnstrecken Klagenfurt—Marburg—Graz und Klagenfurt—Unterdrauburg—Wolfsberg schwerer Schaden.

Auch das Kanaltal bildet eine klar umschlossene, kleine natürliche Einheit, die geographisch unstreitbar ein Teil Kärntens ist und wirtschaftlich ganz dem Norden zuneigt. Der Mittagskofelzug, der von der Fella südlich

Pontafel durchbrochen wird, und die wasserscheidenden erhabenen Felskolosse der Montasch- und Kaningruppe sind die von der Natur gegebenen Grenzen Kärntens und wie dazu geschaffen, Völker und Staaten voneinander zu scheiden. Dies kommt auch in der Geschichte des Kanaltales zum Ausdruck.

Schon zur Römerzeit war bei Pontebba eine römische Zollstätte und wurde das Kanaltal also nicht zu Italien, sondern zu Norikum gerechnet. Als dann 976 das Herzogtum Kärnten gegründet wurde, erhielt der Herzog von Kärnten auch die Mark Verona mit der Grafschaft Friaul zur Verwaltung. König Heinrich IV. überließ 1077 die Grafschaft Friaul dem Patriarchen Sigehard von Aquileja. Bei dieser Gelegenheit wurde der Kärntner Teil der Grafschaft Friaul von dieser losgelöst und dem Herzog von Kärnten unmittelbar unterstellt. Von dieser Zeit an bildete das Kanaltal einen unmittelbaren, bestimmenden Bestandteil des Herzogtums Kärnten. Fortan ging die Grenze zwischen Friaul und Kärnten, Italien und Österreich mit kurzen, gewaltsamen Unterbrechungen von 1812 bis 1814 und 1815 bis 1866 bei Pontebba-Pontafel. Es wird kaum eine Stelle innerhalb des Festlandes Europa geben, wo eine Staatsgrenze so lange Zeit hindurch unverändert geblieben ist.

Nicht bloß politisch, auch sprachlich und national gehört das Kanaltal seit Jahrhunderten zu Kärnten. Im frühen Mittelalter scheint es keine größere Siedlung gehabt zu haben. Die erste Besiedlung im Mittelalter erfolgte also durch Deutsche und Slowenen von Norden her. Und bis zum heutigen Tage wechseln deutsche und slowenische Siedlungen miteinander ab. Die größeren, durch Verkehr und Industrie hervorragenden Orte sind rein deutsch, wie Tarvis mit Goggau und Raibl, Malborghet und Pontafel. Zwischen ihnen liegen die slowenischen Bauerngemeinden Saifnitz, Uggowitz und Leopoldskirchen. Von einheimischen Italienern findet sich auch nicht eine Spur. Das zeigen auch italienische Karten. Die vor Jahrhunderten eingewanderten italienischen Familien sind längst ausgestorben oder friedlich eingedeutscht worden.

In wirtschaftlicher Hinsicht ist das Kanaltal zwar reich an Wald, Wasserkräften und Erz, aber arm an Ackerland und guten Weiden. Der Mangel an guten Weiden zwingt die Bewohner, meist Ziegen zu halten. Das Kanaltal kann sich daher selbst nicht ernähren. Solange es mit Kärnten vereinigt war, konnte es sich im Gailtale leicht mit den wichtigsten Lebensmitteln versehen und Villach war ein rasch zu erreichender Markt für andere notwendige Waren.

Der Kanaltaler ist ein ebenso eingefleischter Kärntner wie der Bewohner irgendeines anderen Kärntner Tales.

Was Italien zu der Besitznahme des Kanaltales bewogen hat, waren lediglich strategische Erwägungen. Es wollte den Verkehrsknotenpunkt Tarvis in seine Gewalt bringen. Wirtschaftlich hat das Kanaltal wenig Wert für Italien. Der Wald ist größtenteils Bannwald und kann nicht geschlagen werden, ohne die verderblichsten Gefahren heraufzubeschwören. Die Erze können an Ort und Stelle nicht verarbeitet werden, die Fracht in die oberitalienischen Industrieorte aber ist sehr hoch. Für die Republik Österreich aber und ihre bereits vorhandene rege Bleiindustrie ist der Verlust des Bergwerkes von Raibl ein schwerer Schlag.

So sind denn Kanaltal und Mießtal unter Fremdherrschaft gekommen, nicht auf Grund irgendwelcher berechtigten Ansprüche, sondern einzig und allein durch die Macht des Stärkeren. Nie aber können sie trotz ihrer Zugehörigkeit zu einem fremden Staate aufhören, ein Teil Kärntens zu sein, solange die Berge nicht versetzt werden. Stets werden die Bewohner mit Sehnsucht hinüberschauen in ihre alte Heimat, wo ihnen alle die Tausende treuer Kärntnerherzen in Liebe und Schmerz entgegenschlagen.

Aus der Zeitschrift „Deutsches Südland", 1921.

Die Einverleibungsfeier in Tarvis

Von Friedrich Winkler

Schon zu Beginn des Jahres 1921 sickerte es allmählich durch, daß nun bald die großen Festlichkeiten abgehalten werden würden, mit denen das Kanaltal endgiltig und nun auch vor aller Welt dem italienischen Königreiche einverleibt werden sollte. Im geheimen erzählte man sich, daß es in Rom kluge, einsichtsvolle Leute gäbe, die die Seele eines fremden Volkes, das eben gebeugt worden war, kannten und davon abrieten, daß nun diesen neuen Untertanen, deren Vertrauen auch gewonnen werden müßte und deren Mithilfe man von nun an in allen möglichen Dingen beanspruchen würde, ihr Unglück durch eine eigene Feier erst recht zu Bewußtsein gebracht werde. Aber die Stimmen der taktvollen Warner, die zweifellos gute Kenner von Menschen und Ereignissen waren, wurden nicht gehört. Sie gingen unter in dem Meere des Lärmes jener, denen die leichten Siege des Krieges in den Kopf gestiegen waren, die da meinten, daß man über den Kopf einer kleinen Minderheit hinweg einfach zur Tagesordnung übergehen könne. Sie lagen

durch die Gewalt von Zeitungsrufen und allerlei Eingaben den Herrschenden so lange in den Ohren, bis sich diese wirklich entschlossen, die Einverleibung des Kanaltales durch eine besondere Veranstaltung feierlich zu verkünden. Hiezu wurde die Stadt Tarvis, der Mittelpunkt und Hauptort der ganzen Landschaft und Heimat von allen jenen Deutschen, die aus ihrer wahren Gesinnung auch jetzt unter den gewandelten Verhältnissen kein Hehl machten, ausersehen. Die Machthaber, die hinter sich die aufgewühlte Leidenschaft überhitzter Köpfe und Massen wußten und sich den Kitzel eines außergewöhnlichen Erlebnisses so früh als möglich verschaffen wollten, warteten nicht einmal bis zum Eintritt einer für Feste geeigneten Jahreszeit. Am 27. Februar 1921 mußte es geschehen. Als die Bevölkerung von Tarvis diesen gewissen Zeitpunkt erfuhr, da ihre Lostrennung von der wirklichen Heimat besiegelt werden sollte, da stieg die stumme Qual ins Ungemessene. Wohl war ja seit langem das schmerzliche Ereignis zu gewärtigen gewesen, wohl hatte man sich innerlich allmählich darauf vorbereitet, aber die Botschaft von der unumstößlichen Gewißheit traf doch jeden mitten ins Herz. Heimlich nur redeten die Augen miteinander, wenn sich Getreue begegneten, denn die Wände hatten wirklich Ohren und die Spione schienen förmlich auf die Bewegung der Lippen zu sehen. Nur manchmal, an Orten, die den Fremden nicht zugänglich waren, trafen sich Freunde und redeten in Trauer und gequälter Ohnmacht von den kommenden Dingen. Allerlei Verstärkung durch Italiener vollzog sich in den Februartagen. Die Zurüstungen geschahen, als würde ein Kreuz aufgerichtet, an das ein Dulder genagelt werden sollte. So kam langsam das Ende des Monats heran. In der Nacht zum 27. Februar brachte jemand auf der Kirchturmspitze eine Trauerfahne an und die Türen zum Turme wurden stark vernagelt. Der gefürchtete Tag dämmerte herauf. Er begann mit Ärger und Zorn für die Italiener. Karabinieri bemerkten die schwarze Fahne, gestikulierende Menschen standen erregt auf dem Platze vor der Kirche und sahen in die Höhe. Erst nach vielen Anstrengungen gelang es, den Weg in den Turm frei zu machen und das Zeichen des deutschen Schmerzes von der Turmspitze zu holen. In der Kirche war ein großes Hochamt mit feierlichem Tedeum geplant gewesen. Es wurde eine klägliche stille Messe daraus, denn über Nacht war die Orgel plötzlich schadhaft geworden, und der Tarviser Gesangverein, der sonst immer die Kirchenmusik besorgt hatte, lehnte seine Beteiligung gleich nach der ersten Bitte so rundweg ab, daß niemand von den neuen Herren den Versuch machte, mit Güte oder Gewalt eine Änderung des Entschlusses zu erreichen. In dem Kirchenschiff standen die italienischen Beamten, das Militär und eine Schar von

kommandierten Schulkindern. Was an einheimischen Menschen Tarvis hieß, war nicht zugegen. Während der Nacht waren am Waldrande ober Tarvis, so recht jedem Auge bestimmt, eine Trauerfahne und eine weiß-rote Kärntner Fahne gehißt worden. Sie wurden unter wildem Gejohle vor die Tribüne gebracht, bespuckt, durch den Kot geschleift und dann liegen gelassen. Die erbosten Italiener trampelten darauf, als von verschiedenen Persönlichkeiten das Heil dieses Tages verkündet wurde und als die Reden beteuerten, für das Kanaltal beginne nun eine erlöste, goldene Zukunft. Dann ging die Parade, zu einem Sinnbild so gelenkt, über die Fahnentücher und schließlich sollten sie zur Krönung des Sinnbildes angezündet werden. Aber sie waren naß und brannten nicht. Soldaten liefen zu den Kraftwagen und brachten in Kannen Benzin herbei; damit übergossen sie die Fahnen, die nun in Flammen zergingen. Lachen, Geschwätz, Johlen umkreisten das bald in sich sinkende Feuer; in den Augen der Tarviser aber, die an dem unsinnigen Akt teilzunehmen gezwungen waren, standen die Tränen. Durch den Abend desselben Tages ging ein Fackelzug, eine Ansammlung von betrunkenen Schreiern, so daß sich Türen und Fenster vor dem bacchantischen Aufzug geschlossen hätten, wenn sich die Menschen der Stadt nicht ohnehin, wie in Erfüllung eines Gelöbnisses, in diesen Tagen der Straße, den Gasthäusern und auch den eigenen Fenstern ferngehalten haben würden. Die heimischen Musikkapellen des Tales, die zur Mitwirkung aufgefordert worden waren, lehnten die Beteiligung in selbstverständlichem Stolz ab. So mußte eine italienische Musikbande mit einem Lastautomobil herbeigeholt werden; sie kam aber den Veranstaltern so verdächtig vor, daß sie zu dem Feste nicht zugelassen wurde. Gegen Mitternacht erlosch dann auf einmal das elektrische Licht, da das Kraftwerk versagte. Es war ein Fest mit seltsamen, zu tiefer Nachdenklichkeit anregenden Zwischenfällen. Als Abschluß der Begebenheiten darf, damit jedes Ereignis mit geschichtlicher Treue festgehalten bleibt, nicht vergessen sein, daß in der denkwürdigen Nacht in der Kaserne die italienische Regimentskasse, in der sich siebzigtausend Lire befunden haben sollen, gestohlen wurde.

Das Kärntner Heimatlied

Dort, wo Tirol an Salzburg grenzt,
Des Glockners Eisgefilde glänzt;
Wo aus dem Kranz, der es umschließt,
Der Leiter reine Quelle fließt,
Laut tosend längs der Berge Rand,
Beginnt mein liebes Heimatland.

Wo durch der Matten herrlich Grün
Des Dravestromes Fluten ziehn;
Vom Eisenhut, wo schneebedeckt,
Sein Nordgau's Alpenkette streckt,
Bis zur Kar'wanken Felsenwand
Dehnt sich mein teures Heimatland.

Wo von der Alpenluft umweht
Pomonens schönster Tempel steht;
Wo sich durch Ufer, reich umblüht,
Der Lavant Welle rauschend zieht,
Im grünen Kleid ein Silberband,
Schließt sich mein freundlich
Heimatland.

J. Ritter v. Gallenstein 1817.

Brandstetters Heimatbücher deutscher Landschaften

Die Sammlung sucht alles festzuhalten, was in charakteristischen Strichen und Linien von heimatlicher Erde und heimischer Art erzählt. Es mischen sich dichterische, geschichtliche, geographische, volkspsychologische und sittengeschichtliche Beiträge zu wohl abgerundeten Gesamtbildern. Die erlesensten Blüten älteren und neueren Schrifttums, Poesie und Prosa, finden sich in den Bänden vereinigt. Sie sind, sämtlich liebevoll mit Federzeichnungen und Buchschmuck ausgestattet, hervorragende Geschenkwerke für den Familientisch und besonders geeignet, bei der heranreifenden Jugend Heimat- und Vaterlandsliebe zu erwecken. Gleichzeitig bilden die Bücher eine feinsinnige Ergänzung der Reiseführer.

Bisher erschienen:

Die Nordmark (Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck) / Die rote Erde (Westfalen) / Niedersachsen (Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Schaumburg-Lippe, Bremen) / Die Rheinlande (Das Land von Mainz bis zur holländischen Grenze) / Wir Rheinländer (Das Volk) / Das Saarland / Badnerland / Das Schwabenland (Württemberg, Hohenzollern) / Deutsches Alpenland (Oberbayern, Allgäu) / Am Main und Donau (Niederbayern, Oberpfalz, Franken) / Thüringen / Sachsenland (Freistaat Sachsen, Provinz Sachsen, Sachsen-Altenburg, Anhalt) / Schlesien / Unsere märkische Heimat (Berlin, Brandenburg) / Die Ostmark (Westpreußen, Posen, Ostpreußen) / Großböhmerland (Deutschböhmen, Nordmähren, südöstliches Schlesien) / Deutsch-Österreich (Österreich, Steiermark, Tirol) / *Kärnten. / In Vorber. sind: Nordseeinseln, Schlesiervolk, Hessen.

Jeder Band durchschnittlich 400 Seiten stark.
In Künstlerband geb. 5.50, *4.50 Goldmark.

Verlag von Friedrich Brandstetter in Leipzig

Brandstetters Heimatbücher deutscher Landschaften

Bd. I. **Die Nordmark**
Von Joh. Schmarje und Joh. Henningsen
Mit Buchschmuck von C. Schröder. 5. Auflage
406 Seiten Oktav in Künstlerband gebunden

Bd. II. **Unsere märkische Heimat**
Von Richard Nordhausen
Mit zahlreichen Abbildungen zur Landeskunde. 2. Auflage
502 Seiten Oktav in Künstlerband gebunden

Bd. III. **Die rote Erde**
Von Wilhelm Uhlmann-Bixterheide
Mit Zeichnungen von Frida Teubler und 4 Kunstbeilagen
4. Auflage. 391 Seiten Oktav in Künstlerband gebunden

Bd. IV. **Niedersachsen**
Von Bernhard Flemes
Mit Zeichnungen und Buchschmuck von Erich Fricke
2. Auflage. 391 Seiten Oktav in Künstlerband gebunden

Bd. V. **Die Rheinlande**
Von Karl d'Ester
Mit Zeichnungen von Karl Bärenfänger
4. Auflage. 391 Seiten Oktav in Künstlerband gebunden

Bd. VI. **Um Main und Donau**
Von Florian Asanger und Karl d'Ester
Mit Zeichnungen von Hans Oertle
2. Auflage. 452 Seiten Oktav in Künstlerband gebunden

Bd. VII. **Die Ostmark**
Von Fritz Braun
Mit Zeichnungen und Buchschmuck von A. Fahlberg und L. Wronka
421 Seiten Oktav in Künstlerband gebunden

Bd. VIII. **Deutsches Alpenland**
Von Anton Mayer-Pfannholz
Mit Zeichnungen von Adolf Seitz
480 Seiten Oktav in Künstlerband gebunden

Bd. IX. **Sachsenland**
Von Otto Eduard Schmidt
Mit Zeichnungen von Herbert Hofmann und 3 Kunstbeilagen
2., verb. Auflage. 430 Seiten Oktav in Künstlerband gebunden

Brandstetters Heimatbücher deutscher Landschaften

Bd. X.

Das Schwabenland

Von Tony Kellen
Mit Zeichnungen und Initialen von Karl Sigrist
2., verb. und verm. Auflage. 444 Seiten Oktav in Künstlerband gebunden

Bd. XI.

Wir Rheinländer

Von Karl d'Ester
Mit Buchschmuck von R. Gerstenkorn
403 Seiten Oktav in Künstlerband gebunden

Bd. XII.

Schlesien

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf
Mit Zeichnungen von M. Klein-Hähnichen, A. Mirau u. a.
2. Auflage. 428 Seiten Oktav in Künstlerband gebunden

Bd. XIII.

Thüringen

Von Ernst Ludwig Schellenberg
Mit Zeichnungen von Hanns Bock
443 Seiten Oktav in Künstlerband gebunden

Bd. XIV.

Großböhmerland

Von Emil Hadina und W. Müller-Rüdersdorf
Mit Zeichnungen von J. Pfeifer-Fried und Irene Schams
370 Seiten. Den Einband zeichnete F. Urban

Bd. XV.

Deutsch-Österreich

Von F. Adanger, K. d'Ester und H. L. Rosegger
Mit Zeichnungen von Robert Schober. 480 Seiten

Bd. XVI.

Das Saarland

Von Fritz Kloevekorn
Mit Zeichnungen von H. Keuth
389 Seiten Oktav in Künstlerband gebunden

Bd. XVII.

Badnerland

Von Hans Adalbert Berger
Mit Zeichnungen von Wilhelm Müller
417 Seiten Oktav in Künstlerband gebunden

Bd. XVIII.

Kärnten

Von Josef Friedrich Perkonig
Mit Zeichnungen von Joseph Prokop. 295 Seiten Oktav
in Künstlerband gebunden

Aus den Urteilen über „Brandstetters Heimatbücher deutscher Landschaften":

„... Zehn Brandstetterische Heimatbücher — zehn Erwecker und Führer zu deutschem Stolze, zur Heimatsliebe und zum heiligen Boden Großdeutschlands und zur Seele unseres Volkes."

Prof. Oswald Deuerling
i. d. Beilage d. Bayer. Staatsztg., 13. Febr. 1925.

„... Ein Beweis für die Richtigkeit unserer Anschauungen ist auch das Gedeihen der Heimatliteratur. Wenn der Verlag Friedrich Brandstetter, Leipzig, seit etwa 1910 ein Dutzend „Heimatbücher deutscher Landschaften" herausbringen konnte und diese zum Teil schon die fünfte oder sechste Auflage erlebt haben, so erkennt man, wie stark das Heimatgefühl in den deutschen Landen noch sein muß. Natürlich kaufen aber viele Deutsche nicht bloß die Bücher ihrer Heimat, sondern auch die anderer — wer die eigene Heimat liebt, der begreift auch, daß jeder Volksgenosse an seiner Heimat etwas zu schätzen hat, und er will dies verstehen lernen. Heimatliebe macht nicht eng, sondern weit, führt zu einem Deutschtum, das zwar fest auf dem eigenen Heimatboden steht, aber die deutsche Mannigfaltigkeit als etwas Schönes und Großes empfindet und das allen Gemeinsame um so höher würdigt. ... Man nehme einmal die ganze Reihe der Brandstetterschen „Heimatbücher" vor, und man wird erkennen, was die Heimat noch heute überall in Deutschland bedeutet, und daß gerade die reichsten und feinsten Geister an ihr hängen, nicht wenige aber auch noch der modernen — das ist allen Brandstetter-Büchern gemeinsam, daß sie Beiträge, Aufsätze und Gedichte, auch aus der neuesten Zeit enthalten. ... Die zeichnerische Ausgestaltung der gesamten Heimatbücherreihe ist durchweg als wohlgelungen zu bezeichnen. Sei es die Wiedergabe der Danziger Marienkirche, sei es die des Rathauses in Dettelbach am Main: Alles wirkt als typischer Ausdruck der deutschen Seele auf das Gemüt des Lesers und Beschauers und kann ihn in der Überzeugung stärken, daß die deutsche Seele so ewig als groß ist. Rauben kann sie uns keiner. Sei es denn, daß wir sie selbst verraten."

Adolf Bartels und Hans Severus Ziegler
in „Deutsches Schrifttum" 1923, Nr. 9.

„... Der große Lehrmeister im Wandern Alois Riehl sagte einmal, man soll, schon bevor man eine Gegend bereist, so orientiert sein über sie, daß man allen Bescheid darüber geben könne, dann erst habe man einen Genuß vom Wandern. — Wer vorbereitet eine Wanderung macht, wird das bestätigen. Deshalb greifen wir zum Buch über deutsche Heimatgebiete: ihre Zahl ist Legion. Am geeignetsten sind die „Heimatbücher deutscher Landschaften" aus dem Verlag Friedrich Brandstetter. ... Federzeichnungen, Photographien und Buntdrucke geben den Bänden ein hübsches Äußere; alle sind gleichzeitig feinsinnige Ergänzungen der Reiseführer."

Dr. K. Krause im Literar. Ratgeber der Leipziger Volksakademie.

Als erste Bände von

Brandstetters Kleinen Heimatbüchern

erschienen im Auftrage der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege, Berlin

Ruhrland. Ein Heimatbuch für das rheinisch-westfälische Industriegebiet. Von Paul Schneider. Mit Originalzeichnungen und 4 Kunstbeilagen nach Werken von Fritz Gärtner. 249 Seiten Oktav.

Das Riesen- und Isergebirge. Ein schlesisch-böhmisches Heimatbuch. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Mit Zeichnungen von Friedrich Iwan, W. F. Jäger, J. Pfeifer-Fried und Walter Titz und 4 Kunstbeilagen nach Radierungen von Emil Fuchs und Friedrich Iwan. 266 Seiten Oktav.

Berlin. Von Carl Meyer. Mit Zeichnungen von Willibald Krain Etwa 260 Seiten Oktav.

Jeder Band in Künstlerband gebunden 4.25 M.
In Vorbereitung sind: Die sächsisch-böhmische Schweiz / Der Harz und der Kyffhäuser / Die Pfalz u. a.

Früher erschienen:

Wie wir unsere Heimat sehen

Eine Folge deutscher Landschaftsschilderungen in Wort und Bild als Anregung zur besinnlichen Betrachtung der Heimat

Bd. I. **Leipzig.** Herausgegeben vom Verein Leipziger Zeichenlehrer. Ist vergriffen. Neue Auflage ist in Vorbereitung.

Bd. II. **Hamburg.** Herausgegeben von Oskar Schwindrazheim. 147 Seiten Oktav. Mit zahlreichen Abb. Brosch. 4 M.

Bd. III. **Leipzig.** Neue Folge. Herausgegeben vom Verein Leipziger Zeichenlehrer. Mit 2 Originallithographien und einem Vorwort von Dr. Otto W. Beyer. 76 Seiten Oktav. Mit zahlreichen Abb. Brosch. 1.50 M.

Bd. IV. **Königsberg i. Pr.** Herausgegeben u. gezeichnet von Hermann Wirth. 44 Seiten Oktav. Brosch. 1.50 M.

Bd. V. **Breslau.** Herausgegeben und gezeichnet von Ernst Müller-Bernburg. 72 Seiten Oktav. Brosch. 1.50 M.

Bd. VI. **München.** Herausgegeben von A. Heilmeyer. Mit Zeichnungen von L. Koch-Hanau. 135 Seiten Oktav. Geb. 4 M.

Bd. VII. **Nordhausen.** Eine alte Reichsstadt wie sie war und wird. Herausgegeben und gezeichnet von Philipp Rappaport. 53 Seiten Oktav. Brosch. 1 M.

In Vorbereitung: Erfurt

Verlag von Friedrich Brandstetter in Leipzig

August Wilhelm Grube

Geographische Charakterbilder

4 Bände Großoktav. Herausgegeben von
Prof. Dr. Hans Stübler und Prof. Dr. Georg Dreßler

Bd. I. **Arktis, Europa**

22. Auflage. 505 Seiten. Mit 5 Dreifarbendrucken, 8 Tonbildern und 2 Kartenskizzen. In Halbleinen gebunden 13.— M.

Bd. II. **Afrika, Amerika**

22. Auflage. 600 Seiten. Mit 3 Dreifarbendrucken und 14 Tonbildern. In Halbleinen gebunden 14.— M.

Bd. III. **Asien, Australien (Ozeanien), Antarktis**

22. Auflage. 567 Seiten. Mit 3 Bunt- und 15 Tonbildern. In Halbleinen gebunden 14.— M.

Bd. IV. **Charakterbilder deutschen Landes und Lebens**

17. Auflage. 654 Seiten. Mit 37 Landschaftsbildern in Dreifarben- und Tondruck. In Halbleinen gebunden 15.— M.

In erlesenen Beiträgen der namhaftesten Forscher und Reisebeschreiber schildert Grube die einzelnen Länder und Landstriche, deren Sitten und Gebräuche sowie Handel und Industrie in den jeweils eigenartigsten Zügen und bietet damit wohlabgerundete Charakterbilder der einzelnen Erdteile. Hervorragende Landschaftsaufnahmen ergänzen und beleben den Text. Grube's klassisches Werk wird in diesen neuen Bearbeitungen wieder vollkommen auf die Höhe der Wissenschaft gestellt und ist das wertvollste Lesebuch für Freunde der Erdkunde überhaupt und eine vorzügliche Stoffsammlung zur Belebung des erdkundlichen Unterrichts. Bei aller Zuverlässigkeit des Stoffes hat Grube vor geographischen Lehrbüchern den Vorzug der lebendigen Darstellung von Reisenden und Forschern voraus. Das Werk sollte auch in keiner Lehrer- und Schülerbücherei fehlen.

„Das übersichtlich angelegte Werk ist die reichhaltigste Sammlung guter Quellenstücke, eine wahre Fundgrube für den Unterricht. Als brauchbare Lehrbehelfe und wertvolle Jugendschriften erneut empfohlen." Pädagogische Warte 1924, Heft 23.

„In den neuen Auflagen des altbekannten und beliebten Sammelwerkes pulsiert reges Leben. Die Bearbeiter haben sich redlich bemüht, das Weltbild, das sich in dem Buche aus zahlreichen Mosaiksteinen zusammenbaut, dem heutigen Stande der Kenntnis anzupassen. ... Die Bildausstattung des Werkes ist vornehm, der Preis gegenüber dem reichlich dargebotenen Stoff mäßig."
Halbmonatsschrift „Natur".

✦ **Verlag von Friedrich Brandstetter in Leipzig.** ✦

Das Deutsche Reich

Eine geographische Landeskunde

Von Willi Ule

Mit 35 Bildertafeln, 9 farb. Kartenbeilagen und 59 Karten und Zeichnungen im Text. 2., verbesserte Auflage, 563 S. Groß-Oktav. 14 M., in Ganzleinen gebunden 16 M.

„Mit seinen genauen Angaben aller Art, die auch Kultur und Wirtschaft umfassen, mit seinen guten Literaturhinweisen und den vorzüglichen Spezialkarten ist es ein ungemein brauchbares Nachschlagewerk, ein ausgezeichnetes Hilfsbuch für den Unterricht, ein Hausbuch, das man in vielen Familien sehen möchte." (Kunstwart.)

August Wilhelm Grube

Charakterbilder aus der Geschichte und Sage

36. Auflage. Neubearbeitet von Gotth. Klee und Wilh. Pfeifer. Mit Buchschmuck von Joseph Sattler und mit 4 Bunt- und 18 Tonbildern. VIII, 229, VI, 303 und VIII, 586 S. 3 Teile in 2 Bdn. gebunden 16.50 M.

Es war ein in seiner Art genialer pädagogischer Gedanke, den Grube faßte, den geschichtlichen Stoff um große historische Persönlichkeiten zu gruppieren und den Strom der Geschichte dort zu fassen, wo er am stärksten flutet. Er hat das in anschaulichen lebensvollen Bildern ausgezeichnet getan.

„Die Neuherausgeber Gotth. Klee für den ersten und zweiten Teil und Wilh. Pfeifer für Teil III hatten keine leichte Aufgabe, wollten sie das Buch auf die Höhe der modernen Geschichtswissenschaft bringen und doch an den Grundmauern des Baues nicht zu stark rütteln. Dennoch ist ihnen die Aufgabe gelungen. Die Sprache des Buches ist überall einfach, klar, frei von Fremdwörtern. Der Bildschmuck ist gut gewählt, die Ausstattung würdig." (Neue Bahnen.)

Otto Eduard Schmidt

Lebensbilder

Neue Bearbeitung von A. W. Grubes Biographischen Miniaturbildern. 9 Auflage. Mit Buchschmuck und Einband von Karl Bauer und 10 Bildnissen in Bunt- und Tondruck. 2 Bände: 1. Bd.: Religion, Kunst, Wissenschaft. 2. Bd.: Staat, Krieg, Gesellschaft VIII, 384 und 382 Seiten. Groß-Oktav. Gebunden je 9 M.

Vorbilder für die heranreifende Jugend auf allen Gebieten der menschlichen Betätigung, ausgewählt aus allen Nationen. Die „Münchener Neuesten Nachrichten" führen den Erfolg des „ausgezeichneten Buches" zurück auf den mit Plutarch gemeinsamen Vorzug „Abwechslung und Kürze".

❖ **Verlag von Friedrich Brandstetter in Leipzig** ❖

Franz Maria Feldhaus

Ruhmesblätter der Technik

von den Urerfindungen bis zur Gegenwart

2 Bände, zweite, verbesserte Auflage. I. Bd. 292 Seiten mit 224 Abbildungen. Jeder Band Preis etwa 7.50 M., gebunden 9 M.

„Erstaunlich viel Material ist zusammengetragen und führt uns, begleitet von einer großen Anzahl von Abbildungen, von den technischen Urerfindungen bis zur Gegenwart . . . Feldhaus ist der geborene wissenschaftliche Plauderer, der es versteht, aus der Fülle des gesammelten Stoffes das Wichtigste herauszuholen und in geschickter, eleganter Form den Lesern plastisch vorzuführen. Einer besonderen Empfehlung bedarf dieses gut ausgestattete Buch nicht."
(Die Kraftmaschine.)

Geschichte der englischen Literatur

von den Anfängen bis zur Gegenwart

Von Prof. Dr. Eduard Engel

Mit einem Anhange: Die nordamerikanische Literatur

Mit 1 Bildnis. 9. durchgesehene und vermehrte Auflage. 629 Seiten Groß-Oktav. Gebunden 11 M.

Geschichte der französischen Literatur

von den Anfängen bis in die Gegenwart

Mit 31 Abbildungen von demselben.

9. durchges. Auflage — 564 Seiten Groß-Oktav — Gebunden 11 M.

Verfasser sucht die großen, wirksamen Ideen in jedem Zeitabschnitt geschickt herauszuheben und gibt auch von der modernen Literatur einen anschaulichen Begriff.

Pharus am Meere des Lebens

Anthologie für Geist und Herz

aus den Werken der Dichter und Denker aller Zeiten und Völker

Von Carl Coutelle

Neu geordnet und ergänzt von Paul Zaunert. 29. Auflage

662 Seiten Oktav. Mit Titelgravüre und Widmungsblatt

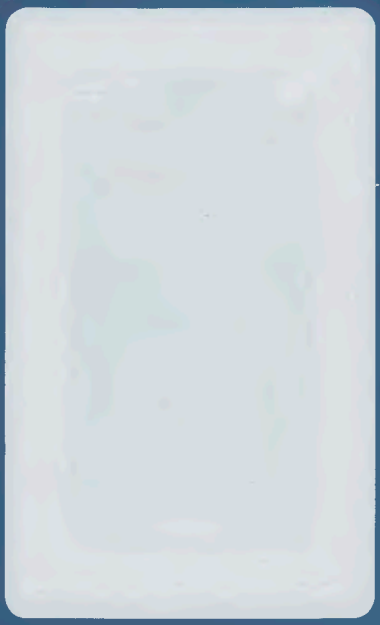
Gebunden in Halbleinen 12 M.

Geb. in Halbpergament mit Goldaufdruck und Goldoberschnitt 16 M.

Wohlfeile Ausgabe

Herausgegeben von G. H. Meisel

714 Seiten. Mit Widmungsblatt. Gebunden in Halbleinen 7.50 M.

„Der Wert des Werkes, einer allbekannten, ungemein fleißig zusammengestellten, sorgfältig gesichteten und wohlgeordneten Sammlung, das sich in erster Linie als sinnige Gabe für die Frauenwelt empfiehlt, ist längst anerkannt." (Kölnische Zeitung.)

Verlag von Friedrich Brandstetter in Leipzig